Nach Osten und Westen.

Sechste Sammlung
der
Welt der Jugend.

(Nr. 23—26.)

Die Welt der Jugend.

Neue Folge
von
Otto Spamer's Illustrirter Jugend- und Hausbibliothek.

Herausgegeben in Verbindung mit

Dr. R. Andree, Th. Armin, K. G. von Berneck, Dr. H. Birnbaum, Dr. Ernst Boll, Dr. C. Böttger, Direktor W. Buchner, Hauptmann E. H. v. Dedenroth, E. Diethoff, J. Ehlers, Franz Engel, Dr. H. Falb, Dr. Joh. Falke, Dr. Hermann Göll, K. R. Göpner, Dr. Ed. Grosse, Dr. W. Hamm, Direktor Hübner-Trams, Hoffmann v. Fallersleben, H. Jäger, Dr. Ed. Kauffer, Agathon Keber, H. Kleinsteuber, G. Kletke, Dr. Carl Klotz, R. Kretschmer, C. Laar, W. Lackowitz, Dr. M. Lange, Dr. C. F. Lauckhard, E. Lehmann, O. Lemcke, Dr. M. O. Mohl, C. Ney, Dr. K. Oppel, Franz Otto, Dr. K. Pilz, K. Schenkling, A. Schloenbach, Gust. Schmidt, Dr. J. Schucht, R. Schurig, Oberpfarrer H. Schwerdt, H. Smidt, Rob. Springer, H. Stahl, H. E. Stötzner, W. Taubert, W. Veltmann, Dr. W. Wägner, W. Werner, Dr. H. O. Zimmermann u. A.

Illustrirt durch zahlreiche Text-Abbildungen, Ton- und Buntbilder.

Nach Zeichnungen

von A. Beck, L. Burger, W. Heine, C. Huth, F. W. Keyl, E. Kirchhoff, F. E. Klimsch, H. König, Rob. Kretschmer, H. Leutemann, A. Toller u. A.

Nebst Karten, Musikbeilagen, Zeichenvorlagen, Spielplänen u. s. w.

Sechste Sammlung.

Enthaltend Nr. 23—26.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, sowie vier Ton- und Buntdruckbildern.

Leipzig & Berlin.
Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.
1871.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Eroberung der ersten Mitrailleuse.

Vorwärts!

Nach Osten und Westen.

Eine Festgabe.

Schilderungen aus Natur und Leben, Krieg und Frieden.

In Beiträgen

von Major K. E. v. Berneck, Franz Engel, Seekapitän E. Lehmann, Oskar Lemke, O. M. Mohl, Dr. Karl Oppel, Franz Otto, Dr. J. Schucht, H. E. Stötzner.

Bilder aus dem Orient.

Die Eröffnung des Sueskanals.

Von

Dr. Karl Oppel.

Glorreiche Tage

aus dem

deutschen Nationalkriege gegen Frankreich im Jahre 1870.

Von

Major K. E. v. Berneck und O. M. Mohl.

Mit mehr als 100 Text-Abbildungen, einem Titelbild und drei Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1871.

Sämmtliche Rechte vorbehalten, insbesondere das ausschließliche Recht zu Uebersetzungen in die englische und französische Sprache.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Als wir die Hefte unserer „Welt der Jugend“ im vorigen Jahre zu einer Sammlung, unter dem Titel „Heimat und Fremde“, abgeschlossen hatten, standen wir Angesichts der feierlichen Eröffnung eines großen Werkes des Friedens, welches, Meere verbindend und Länder überbrückend, einen segensreichen Einfluß auf den zukünftigen Verkehr aller Welttheile in Aussicht stellte. Nach dem fernen Osten richteten sich damals unsere Blicke und wir betrachteten voll Bewunderung den neuen Sieg menschlicher Kraft und vereinigter Anstrengungen über natürliche Schranken und zahlreiche andere Hindernisse in dem wohlgelungenen Bau jener künstlichen Wasserstraße, die das Mittelmeer mit dem Rothen Meere verbindet und den ununterbrochenen Seeweg nach dem fernsten Osten abkürzt. Es galt, den Sinn unserer Jugend für dieses neue „Vorwärts“ auf dem großen Wege unserer Kulturentwicklung empfänglich zu stimmen und ihr Verständniß dafür zu fördern.

Das war der uns leitende Gedanke, als wir zu Beginn dieses Jahres das Programm für die laufende, hier abgeschlossen vorliegende Sammlung faßten. Aus der Feder eines gründlichen Kenners und gewandten Darstellers des orientalischen Lebens hatten wir eine Reihe von Artikeln über den neuen Wunderbau im alten Pharaonenlande wie über die heutigen Zustände im letzteren, für unsere jugendlichen Leser in Aussicht genommen.

Da rief uns während der Zuendeführung dieser „Bilder aus dem Orient“ ein gebieterisches Halt das plötzlich in Scene gegangene gewaltige Völkerdrama zu, vor dessen letztem Akte wir noch heute bei Herausgabe der diesjährigen Sammlung unserer Jugendschrift stehen.

Wenn in irgend einem Jahre seit Erscheinen unserer „Welt der Jugend“ die Ereignisse uns veranlaßten, getreu unserem Plan und Grundprogramm, voll und frei in die Zeitvorgänge hinein zu greifen, so waren wir es gewiß dem gewaltigen Ereigniß dieses Jahres schuldig, welches mit blutigen Lettern seine tief eingreifenden Züge in das Buch der Geschichte einträgt, ein neues und das größte „Vorwärts“ in der Entwicklung unseres Vaterlandes bezeichnet und welches noch lange den Mittelpunkt des Denkens und Hoffens von Jung und Alt in allen Stämmen und Kreisen unseres Volkes bilden wird. Abermals stehen wir, wie vor vier Jahren, bei einem Marksteine auf dem langen Fortschrittspfade unserer nationalen Entwicklung, nur daß mit der Größe der Opfer an Gut und Blut, mit der Höhe des Einsatzes an Thatkraft und einmüthiger Gesinnung auch die Lösung des zu verhoffenden Gewinnes, die Fülle der lang ersehnten Ernte sich steigert. Heute erwarten wir, daß ein Werk langer Vorbereitung, um welches die besten Kräfte unseres Volkes schon seit Generationen gerungen, endlich zur Reife gezeitigt werde, den Alten zur wohlverdienten Genugthuung, den Jungen zum leuchtenden Vorbilde bei allem manneswürdigen Thun und in allem des Bewußtseins einer großen Volksangehörigkeit werthen Streben.

465699

In solchem Sinne die Begeisterung der Jugend wach zu erhalten und ihr Auge durch den scharfen Gegensatz zwischen deutscher Treue und welscher Niedertracht, zwischen deutscher Volkskraft und welscher Zerfahrenheit, beim Verständniß der hohen Bedeutung zu schärfen, welche der gegenwärtige Völkerkampf auch für den glänzenden Sieg des Guten über das Böse so unwidersprechlich lehrt: haben wir in der zweiten Hälfte des gegenwärtigen Bandes eine Reihe von Bildern aus dem großen nationalen Kriege vorgeführt, und uns hierbei bestrebt, auf den geschichtlichen Gang der Ereignisse, so weit sie bis zur Zeit beim Abschluß dieses Bandes vorgeschritten waren, thunlichst Rücksicht zu nehmen. Noch schwebt der letzte Akt des großen Drama vor Paris, wo wir unsere diesjährigen Schilderungen abbrechen mußten. Wir gedenken aber, in dem nächsten Bande unseren jungen Freunden die hoffentlich zur vollen Befriedigung verlaufenen Schlußscenen in ähnlichen Bildern, wie wir sie jetzt entworfen haben, vorführen zu können. Dann hoffen wir auch Gelegenheit zu haben, manche interessante Züge und Anekdoten, die seltsamen Gestalten der Zuaven, Turkos u. s. w. nachträglich zu liefern, nachdem uns der diesjährige Raum, den wir bereits im Interesse unserer Leser ohnehin um zwei Bogen überschritten haben, dazu nicht in entsprechendem Maße vergönnt gewesen war.

Mitten im Kriegsgetümmel dieses Jahres naht ein erhebender Gedenktag, welcher dem Andenken eines großen Meisters in der friedlichsten Kunst, der göttlichen Tonkunst, gewidmet sein wird. Eingedenk dieser Mahnung bieten wir dies Mal das Lebensbild des hochgefeierten v. Beethoven, wodurch uns Gelegenheit gegeben wird, mit unseren Lesern hier zum ersten Male das Gebiet der Musik zu betreten. — Weiterhin setzen wir unsere Schilderungen aus „Thier- und Pflanzenwelt“ fort, bieten u. A. in diesem, unsern Fischern in den arktischen Regionen so günstigen Jahre eine aus kundiger Feder uns zugegangene Schilderung des Walfischfanges. Außerdem geben wir noch eine das Gemüth tief anregende Erzählung.

Den leichteren unterhaltenden Stoff in unserer sonstigen Beigabe „Erholungsstunden“ haben wir im gegenwärtigen Bande durch einen längeren Aufsatz über die „Wunder der Magie“ vertreten lassen, in welchem wir, den pädagogischen Charakter unserer Jugendschrift im Auge behaltend, vornehmlich darauf ausgegangen sind, gewisse wunderbar erscheinende Wirkungen auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen und unseren Lesern einen Einblick in die „Geheimnisse der Zauberkunst“ zu gewähren.

So glauben wir denn, selbst trotz der empfindlichen diesjährigen Stockungen in den Verkehrsverhältnissen, die uns von Anbeginn vorschwebende Aufgabe auch bei gegenwärtigem Bande nicht aus den Augen verloren zu haben, und hoffen daher, uns auch fernerhin des Beifalls unserer Freunde und der Förderer unserer Bestrebungen versichert halten zu dürfen.

Leipzig, 15. November 1870. **Die Redaktion.**

Schilderungen.
Erzählungen.

Inhalts-Uebersicht.

Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die kleineren, durch den ganzen Band fortlaufenden, nach Innen zu befindlichen Seitenzahlen, während die viermal von Neuem beginnende Paginirung sich aus dem Umstande erklärt, daß der ganze Band aus vier einzelnen, ursprünglich für sich selbständigen Bändchen gebildet wird.

Bilder aus dem Orient.

Seite

Leben und Treiben in Kairo 1
Die Eröffnung des Sueskanals 79

Kriegsbilder aus Deutschland und Frankreich.

Glorreiche Tage. Bilder aus dem deutschen Nationalkriege 1870 197
I. Vorhalle: 1. Der Friedensbruch 197
2. Die Heere der kriegführenden Mächte 204
3. Führer und Schlachtenlenker 221
II. Kriegsbilder: 1. Der Ausmarsch 239
2. Die Tage von Weißenburg, Wörth, Zweibrücken 252
3. Die Schlachten bei Metz 271
4. Deutsche Reiterei in Feindesland und ihre Heldenthaten . 288
5. Die Tage von Sedan 307
6. König Wilhelm im Felde 311
7. Vor Strasburg 319
8. Vor Paris 327

Verschiedene Aufsätze.

Ludwig van Beethoven. Leben und Schaffen des Großmeisters im Reiche der Töne 141

Der Lebenslauf eines Pferdes. Eine lehrreiche Thiergeschichte 177
Pantherkatzenjagd zu Lande und zur See 29
Der Walfischfang in der Südsee 116

In den Fruchtgärten der Westtropen (Orangen und Goldäpfel) 133
Vetter Jakob. Eine Erinnerung aus der Kindheit 42
Der vollkommene Zauberkünstler. Einführung in die Geheimnisse der Magie . 53

Ton- und Buntbilder,

welche an den bezeichneten Seiten (innere Paginirung) einzuheften sind.

1. Die Eroberung der ersten Mitrailleuse . . . . . Titelbild
2. Kampf zwischen Jaguar und Ameisenbär 32
3. Feierliche Eröffnung des Sueskanals 99
4. Beethoven die Pastoralsymphonie komponirend 164

Arbeiten für den Bau des Sueskanals.

Eröffnung des Sueskanals.

Bilder aus dem Orient.

Von Dr. Karl Oppel.

1. Reise ins Wunderland der Pyramiden.

Nach Aegypten, dem alten Wunderland der Hieroglyphen und Pyramiden, lade ich dich, geneigter Leser, ein, mit mir zu ziehen; nach jenem Lande, das auch in der Neuzeit wieder ein Wunder entstehen ließ, eines der großartigsten Werke menschlichen Sinnens und Schaffens. Auf, nach dem Orient, in die Heimat der alten Pharaonen, wo an den Ufern des heiligen Stromes uns noch heute stolze Wunderbauten an eine uralte Kultur des Menschengeschlechtes gemahnen, und wo es jetzt der menschlichen Einsicht und Kraft gelungen, im Kampfe mit der Natur einen herrlichen Sieg zu erringen und, natürliche Schranken durchbrechend, auf künstlicher Wasserstraße zwei Meere mit einander zu verbinden.

In jenes Wunderland, das uns heute durch den schnellen Reiseverkehr verhältnißmäßig nahe gerückt ist, leicht und sicher einzuführen, gebe ich hier im Folgenden zunächst die Erzählungen meines Jugendfreundes Robert wieder, der mehrere Jahre lang in Aegypten das ganze morgenländische Leben kennen gelernt hat. Wir werden unter seiner Leitung zuerst das bunte Treiben in der Hauptstadt Kairo kennen lernen, und nachdem wir uns einigermaßen an das orientalische Wesen gewöhnt haben, mit um so besserem Verständniß den neuen Wunderbau des Kanales von Sues beschauen, sodann auch noch eine Fahrt auf dem heiligen Nil, hinein in das Innere des Landes nach den Felsengräbern, unternehmen.

Du aber, freundlicher Leser, wirst den nachfolgenden Schilderungen gewiß um so aufmerksamer folgen, da du längst gehört hast, wie sehr das Interesse an dem Orient in neuerer Zeit zugenommen hat. Reiche Engländer reisen, wie früher an die Ufer des Rheines, heutzutage an die Gestade des Nil; auch bei uns hat der Zug dorthin begonnen, da die milde Luft Kairo's schon manchem Brustkranken die verlorene Gesundheit wiedergebracht hat. Heute durchfurchen elegante eiserne Dampfboote, ausgestattet mit aller Bequemlichkeit, die Fluten des heiligen Stromes. Auf dem Verdecke unter dem geschmackvollen Sommerzelte sitzt die vornehme Weltdame an einem Wiener Flügel und spielt eine Mozart'sche Sonate, daneben liegt ein Lord im weißen Staubhemde lang hingestreckt am Boden und sucht in seinem rothen Buche auf, was er Alles schon gesehen haben muß. Deutsche, Italiener, Schweizer, Franzosen, Kaufleute, Gelehrte, alle Nationen und alle Stände sind vertreten. In zwanzig Jahren werden junge Ehegatten ihre Hochzeitsreise, anstatt nach der Schweiz oder nach Paris, lieber nach Aegypten unternehmen. Ganz natürlich, denn daß es dort wunderbar und zauberisch schön ist, kannst Du aus Robert's Schilderung sehen. Eine einzige Woche in Kairo reicht hin, um ein ganzes Leben daran zu zehren und sich zu laben und zu erquicken an der Erinnerung. Lies nur einmal!

Ankunft in Aegypten (Landung in Alexandrien).

Kairo und die Sultansgräber.

2. Von Alexandrien nach Kairo.

Ich hatte bereits mehrere Jahre als Commis in einem großen Handelshause in London zugebracht, als mir der Chef desselben, der recht wohl mit mir zufrieden war, eine Stelle in einem Zweiggeschäfte antrug, welches unser Haus in Kairo errichtet hatte. Anfangs fühlte ich mich nicht sonderlich geneigt, nach Aegypten zu gehen, da ich zu viel gehört hatte von den mancherlei Plagen, die der Fremde dort auszuhalten hat. Allein alle meine Bekannten redeten mir zu, das mir gebotene Gehalt war sehr bedeutend, und so entschloß ich mich zuletzt, den Themsestrand mit den Ufern des Nil zu vertauschen. Auch will ich ganz ehrlich gestehen, daß bei meinem Entschlusse die Eitelkeit etwas mitwirkte. Es mußte doch sehr schön lauten, wenn ich, zurückgekehrt in das deutsche Vaterland, sagen konnte: „Ich bin zwei Jahre im Orient gewesen"; ja, ich dachte mir schon recht lebhaft, wie herrlich es sein müsse, wenn sich in Abendgesellschaften Alles um den jungen Mann mit dem gebräunten Gesichte und dem großen, schwarzen Barte sammelte, und wie jedes Ohr seinen Worten lauschte, wenn er begänne: „Während meines längeren Aufenthaltes im Morgenlande begegnete mir unter Anderem auch folgendes Abenteuer."

Also, kurz und gut, ich wurde ein Aegypter. Zuerst besuchte ich noch einmal meine Verwandten in der Heimat, fuhr alsdann nach Triest und schiffte mich dort auf einem Dampfboote des Oesterreichischen Loyd nach Alexandrien ein. Die Fahrt dauerte sechs Tage und kostete in der ersten Kajüte nebst sehr guter Beköstigung 160 österreichische Gulden. Der Mittagstisch auf dem Schiffe war so vortrefflich, daß man ihn in keinem Hotel besser finden kann.

In Alexandrien hielt ich mich nur einen einzigen Tag auf und sauste dann auf der Eisenbahn nach Süden. Aber bereits hatte ich den Zauber des Orients kennen gelernt. Es war in den ersten Tagen des Monats Februar; daheim ein trüber, grauer Himmel, durch dessen unfreundliche Wolken die Sonne nur alle acht Tage einmal einen matten, blassen Strahl schickte; eine fußdicke Schneedecke über Flur und Feld gebreitet; eine eisige, schneidende Kälte, die auch den Abgehärtetsten hinter den Ofen trieb; — hier ein herrlich blauer Himmel, auch nicht von dem kleinsten Wölkchen getrübt, steter Sonnenschein, vollständige Sommerwärme, Rosen, Myrten, Orangenblüten die Luft mit dem köstlichsten Wohlgeruche durchduftend. Wahrlich, könnte man in Triest einschlafen und in Alexandrien erst wieder erwachen, man müßte an eine Verzauberung aus dem Märchen in „Tausend und eine Nacht" glauben.

Zu der Feenhaftigkeit des Morgenlandes will die prosaische Eisenbahn gar nicht passen; und doch ist's gut, daß sie jetzt da ist, denn sie bringt den Reisenden in der kurzen Zeit von sechs Stunden nach Kairo. — Drei Stunden waren wir gefahren, da hieß es: „Station zum Mittagessen", und wir traten in ein feines Hotel, in welchem die Tafel bereits gedeckt war. Die Reisegesellschaft stieg aus, setzte sich zu Tische, französische Kellner flogen hin und her — gerade wie bei uns — delikate Pariser Küche, feine Weine und Krystallflaschen mit Nilwasser; Englisch, Deutsch, Französisch, alle Sprachen schwirrten durch einander, — das war ein sonderbares Stück Abendland mitten im Orient. Aber es war nur ein kurzer Traum; dann — auch gerade wie bei uns — erschien der Zugführer und verkündigte, noch ehe wir zum Nachtische vorgerückt, auf Arabisch, Englisch und Französisch: „Zeit zum Einsteigen, meine Herren!" Wir warfen noch einen Abschiedsblick auf die schön geschmückten Schüsseln mit Obst und Zuckerwerk, sprangen dann hinaus, stiegen in unser Coupé — ein Pfiff! — und weiter fliegt der Zug.

Wieder waren wir eine Stunde gefahren, da sagte mein Nachbar, ein Kaufmann aus Marseille, der seit vier Jahren ein Geschäft in Kairo errichtet hatte: „Sehen Sie da!" und ich erblickte im Süden auf einer Berg- oder Felsterrasse zwei kleine Erhöhungen, die wie Heuschober aussahen. „Das sind die Pyramiden", fuhr der Marseiller fort und entwickelte nun eine Beredsamkeit, daß mir die Ohren klangen. Aber es hatte doch sein Gutes, denn ich hörte so Mancherlei, das mir interessant und auch von Nutzen war; die Pyramiden hätte ich sicherlich nicht gesehen, wenn ich nicht darauf aufmerksam gemacht worden wäre. Aber, wie gesagt, man sieht Anfangs nur zwei; die dritte bekommt man noch lange nicht zu Gesicht, und großartig sehen die Pyramiden von der Ferne auch nicht aus. Erst wenn man näher kommt, wachsen sie ins Riesenhafte, und steht man an ihrem Fuße, so haben sie etwas wahrhaft Erdrückendes. Dies lernte ich jedoch erst nach zwei Jahren kennen.

3. Wie man mit den Eseljungen in Kairo spricht.

„Kairo!" Da sind wir! Mein redseliger Nachbar nimmt sich meiner aufs Freundlichste an, und ich lasse mir's natürlich recht gerne gefallen, denn ohne ihn wäre ich wirklich verrathen und verkauft gewesen. Das will ich jetzt sogleich sagen: Das erste Wort, welches ich in Kairo hörte, war „Bakschisch", das heißt Trinkgeld, und das letzte Wort, welches dritthalb Jahre später an mein Ohr klang, als ich wieder in die Heimat zurückkehrte — ich stand schon auf dem Schiff im Hafen von Alexandrien — das letzte arabische Wort, der Scheidegruß, hieß wieder Bakschisch. Nun, „Geld regiert die Welt", sagt man bei uns — in Aegypten nennen sie's Bakschisch — das wird so ziemlich auf Eins herauskommen.

Wir traten aus dem Bahnhofe. Da lagerten ganze Scharen von Eseln und Eseljungen, die von allen Seiten auf uns anstürmten und uns ihre Dienste anboten. Mich hätten sie sicherlich über den Haufen gerannt, hätte mein Begleiter nicht die rechte und bei ihnen einzig brauchbare Sprache verstanden, — das heißt, er schlug dem Einen rechts und dem Andern links ins Gesicht, theilte Püffe nach allen Seiten aus, und so gab es Platz, daß der Marseiller die schönsten beiden Esel für uns aussuchen konnte. Wir stiegen auf und trabten davon, und ich wunderte mich, wie es sich die Burschе hatten gefallen lassen, daß sie irgend ein Fremder mit Prügeln traktirte. Aber das ist so die Weise des gemeinen orientalischen Volkes; es ist zudringlich, lästig, unverschämt im höchsten Grade, läßt sich jedoch von Jedem ohrfeigen und beugt sich dann bereitwillig vor dem „Gebieter". Ich habe später selbst hundertmal zu dem einzig wirksamen Mittel der körperlichen Züchtigung greifen müssen, wenn ich bei Leuten des niederen Volkes Etwas ausrichten wollte, z. B. die Arbeiter im Hofe meines Prinzipals nöthigen, daß sie Hand und Fuß bewegten, die Schiffer zwingen, daß sie endlich einmal die Ruder in die Hand nahmen und dergleichen; und oft habe ich mich gewundert, daß sich die großen, stämmigen Gesellen dies gefallen ließen; aber sie finden das Alles ganz in der Ordnung, sie wissen es gar nicht anders. „Ya Allah!" (O Gott!) rufen sie, „Ya Allah!" und packen rüstig an und sind dann ganz brauchbare Gesellen.

Was insbesondere die Eseljungen betrifft, so sind diese die gewandtesten und geschicktesten Burschе, die man in Kairo finden kann. Durch den steten Umgang mit Fremden haben sie Vieles gelernt, und da es hier fast gar keine Kutscher giebt, so muß sich Jeder, der schnell vorwärts kommen will, eines Esels bedienen. Nur der Pascha und einige hochgestellte Europäer haben Kutschen, man bekommt sie aber selten zu sehen. In der allerneuesten Zeit giebt es auch Droschken und Omnibusse, die Fremden von dem sehr entfernten Bahnhofe nach der Stadt zu bringen; im Uebrigen behilft sich alle Welt mit einem Esel, der per Stunde jetzt etwa einen halben Gulden oder zehn Silbergroschen kostet. — Die Eseljungen können über Alles in der Stadt die beste Auskunft geben und reden jeden Fremden sogleich in seiner Muttersprache an. Sie können ein paar Worte Englisch, Fran-

zösisch und Deutsch und sehen Jedem auf den ersten Blick an, zu welcher Nationalität er gehört, noch ehe er den Mund öffnet. Viel können sie freilich nicht, aber doch genug, um die ersten Lehrer im Arabischen für jeden Ankömmling zu machen.

Ein Eseltreiber von Kairo.

Wie ihre Herren, so sind auch die Kairenser Esel selbst eine wahre Elite unter ihres Gleichen, — groß, schön, schlank und namentlich sehr schnell.

Späterhin lernte ich auch noch eine ägyptische Klassifikation der Esel kennen. Ich ritt einst mit einem Herrn John Smith nach Bulak; da hielt dieser plötzlich still, schrie: „Was ist das?" und deutete mit Entsetzen auf den Kopf seines Esels. Ich sah hin und gewahrte, daß das Thier nur ein Ohr hatte; der Herr des Thieres aber, den wir darum befragten, erklärte: „O mein Gebieter, es giebt dreierlei Esel: mit zwei Ohren, — mit Einem Ohr, — mit gar keinem Ohr; weniger kommt nicht vor." Und als ich nun weiter forschte, hörte ich Folgendes: Die Eingänge der Erdhöhlen, in welchen die Fellah wohnen, sind so niedrig, daß die Esel nicht hindurch gehen können; Ziegen, Hühner, Gänse u. dgl. schlafen mit ihren Herren zusammen, die armen Grauschimmel aber bleiben die Nacht im Freien. Nun trifft sich's aber, daß sie Hunger haben und deshalb nachts oder frühmorgens auf die Weide gehen. Da sie jedoch nicht genau über die Grundstücke ihres Herrn unterrichtet sind, oder vielleicht auch unklare Begriffe von Eigenthum haben, so trägt sich's zu, daß sie bei ihrer Weide auf fremdherrliches Ge-

Ein Fellahweib mit seinen Kindern.

biet gerathen. Es ist aber feststehende Sitte: Wer einen Esel auf fremdem Boden weidend trifft, schneidet ihm ein Ohr ab, und wenn er keines mehr hat, schlägt er ihn ohne Weiteres todt.

Daraus folgt: Wer nur noch Ein Ohr aufzuweisen hat, ist einmal, wer gar keines mehr hat, schon zweimal auf verbotenen Wegen ertappt worden; größere Sünder „kommen nicht mehr vor."

4. In den Straßen Kairo's.

Also wir waren aufgestiegen und ritten in das dichte, tolle Treiben hinein. Es macht einen merkwürdigen und, ich muß sagen, Anfangs unheimlichen Eindruck auf den Fremden. Straßenpflaster oder chaussirte Wege kennt man hier nicht; der Boden ist weich und Alles bewegt sich unhörbar auf weichen Sohlen. Man hört kein Pferd traben, keine Räder rollen, keinen Wagen rasseln, aber ein fortwährendes Schreien der Menschen, die sich in dichten Knäueln an einander vorbeischieben. Denn hier ist es Sitte, daß Niemand auf der Straße für sich sorgt, sondern für seinen Vordermann. Geht eine Frau vor mir, die mein Esel stoßen könnte, so rufe ich ihr zu: „O, meine Blume, weiche links aus!" und sie geht, ohne sich umzusehen, links. Könnte mein Graurock einem vornehmen Mann auf den Fuß treten, so rufe ich: „O, mein Gebieter, nimm Deinen Fuß in Acht!" Und er thut, wie ich gesagt, ohne sonst irgend Notiz von mir zu nehmen. In gleicher Weise wird mir selbst aber auch fortwährend zugerufen.

Durch diese unvermeidlichen Rufe sich unzählige Mal unterbrechend, gab mir der Marseiller die erste Anleitung zum Verständniß meiner neuen Umgebung und geleitete mich bis zum Hause meines Prinzipals, wie er mir denn auch in der Folge in jeder Weise mit Rath und That freundlich an die Hand ging.

„Sie sehen", begann er, „daß hier die Straßen alle mit ausgespannten Tüchern, oder auch mit Bretern überdeckt sind. Das ist nöthig, um die glühenden Strahlen der Sonne abzuhalten. Freilich wird es dadurch etwas düster auf den Straßen und dumpf, aber es ist nicht anders auszuhalten. Sehen Sie da oben auf allen Häusern die großen viereckigen Luftkasten? die werden von den Fremden (— O, mein Oheim, weiche rechts aus! —), die werden von den Fremden Anfangs für Schornsteine gehalten, sie haben aber mehr Aehnlichkeit mit Schilderhäusern, oder mit dem Kasten eines Souffleurs im Theater. Das sind die Mokkof, Luftgänge, die den kühlenden Nordwind in das Innere der Häuser führen; darum sind ihre Oeffnungen alle nach Norden gerichtet. — Die Läden sind viereckige Bretterkasten, die in anständiger Höhe an den Außenwänden der Häuser angebracht sind, und man muß hinauf und hinein steigen. Am Boden können sie nicht sein wegen der Ueberschwemmung. Hier bemerken Sie ein aus ganz dünnen Fäden geflochtenes Netz, das quer vor die offene Ladenthüre gespannt ist; das thut der Kaufmann, wenn er auf eine kurze Zeit weggeht, und Niemand würde es wagen, das leichte

In den Straßen Kairo's.

Netz zu entfernen und in den Laden zu bringen; die Waaren sind so vollständig gesichert. — Hören Sie? So eben tönt es von allen Minarets: „La ill' âha ill' Allâh, Mochámmed rasûl l'Allâh!“ Fünfmal täglich wird von den Thürmen aller Moscheen gerufen (— O, mein Auge, nimm Deinen Kopf in Acht! —), fünfmal wird gerufen: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist Allah's Gesandter“, und die Gläubigen werden zum Gebete aufgefordert, — Morgens, vor Sonnenaufgang, Mittags, sodann um 4 Uhr, dann bei Sonnenuntergang und endlich noch einmal um Mitternacht. Diese Ausrufer, oder besser Sänger, sind blind, damit sie von ihren Minarets aus die Damen nicht sehen können, welche Abends, sobald es kühl wird, auf den platten Dächern der Häuser Erholung und Erquickung suchen. — Also von den Kaufleuten wollte ich vorhin sprechen. Nehmen Sie sich in Acht vor den Kaufleuten in Kairo! Wenn Sie in einen Laden treten, so ist das Erste, daß Ihnen der Kaufmann eine Pfeife reicht und Ihnen eine Tasse Kaffee holen läßt; dann spricht er von allen ersinnlichen Dingen mit Ihnen, nur nicht von Dem, was Sie haben wollen. Wählen Sie endlich Etwas aus, so hält er eine lange Rede, daß er Sie nicht überfordern will, verlangt aber schließlich das Zehnfache des wirklichen Werthes und setzt noch hinzu, dafür sei die Sache doch eigentlich geschenkt. Wer den vierten Theil bietet von Dem, was gefordert wird, hat viel zu theuer gekauft. Die schlimmsten Kameraden für den unerfahrenen Fremden sind übrigens die, welche ihre Waaren dem Suchenden mit den Worten überreichen: „Nimm sie hin, ich schenke sie Dir“; denn nachher verlangen sie auch ein Geldgeschenk, das den Werth der Waare, wie sich Jeder denken kann, vielfach übersteigt. Im Uebrigen sind die Kaufleute nicht zudringlich; sie laden Niemanden ein, rufen Niemandem zu, sitzen den ganzen Tag ruhig in ihrem Kasten und rauchen.

Nun will ich Ihnen noch hinsichtlich der Tracht einen Fingerzeig geben. Sie sehen, das gewöhnliche Volk (— O, meine Schwester, Dein Fuß! —), die Pfeifenreiniger, Straßenbegießer, Wasserverkäufer, Kuchen- und Pastetenhändler, auch die ganze dienende Klasse trägt den hellblauen Kittel mit weiten, umgeschlagenen Aermeln. Weißen Turban und gelbe Pantoffeln trägt Jedermann. Die christlichen Kopten zeichnen sich durch den blauen Turban aus, die Juden durch den schwarzen. Ein grüner bezeichnet einen Nachkommen des Propheten, wie man deren in allen Ständen findet. Die Frauen (— O, mein Sohn, gehe links! —), die Frauen machen sich die größte Sorge, ja nicht ihr Gesicht sehen zu lassen; sie umwickeln es, so daß nur die Augen herausblitzen; und wenn sie zu einer besseren Familie gehören, tragen sie einen schwarzen, seidenen Gesichtsschleier, oder — noch vornehmer — einen weißen; dann aber ist gar nichts von ihnen zu sehen.“

So erzählte mir mein freundlicher Reisegenosse, bis wir an dem Hause meines Prinzipals angekommen waren, wünschte mir, daß es mir wohl gefalle an den Ufern des Nil, lud mich ein, ihn fleißig zu besuchen, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich auch in seinem Geschäfte eine Stelle erhalten könne.

5. Die Esbekieh. Nächtliche Leiden.

Mein neuer Prinzipal empfing mich recht artig, aber er war ein Engländer, das heißt, er sprach wenig, machte Alles kurz ab und war schnell fertig mit mir. Der heutige Tag gehörte noch mir; morgen hatte ich an meinen Posten zu gehen. „Vielleicht können Sie in einigen Wochen hier im Hause wohnen; vor der Hand finden Sie an der Esbekieh (etwa im „Gasthof zu den Pyramiden") sicherlich ein Unterkommen. Leben Sie wohl!" — Damit war ich verabschiedet, trollte mich hinunter und stand nun auf der Straße.

Aber wie sollte ich die Esbekieh finden? Ich konnte doch kein Wort Arabisch! Verschiedene Vorübergehende redete ich deutsch, englisch und französisch an, aber keiner verstand mich. Hätte ich doch meinen freundlichen Franzosen wieder gehabt! Ich war in der äußersten Verlegenheit, wie ich sie noch nie in meinem Leben empfunden. Doch wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Schon erhob ich die Hand nach dem schweren eisernen Klopfer an der Thüre meines Engländers; ich wollte wieder zu ihm hinein gehen und ihn um einen Begleiter bitten, — da erschien mir ein Rettungsengel — — in der Gestalt eines Eselbuben. Der hatte mich bemerkt, hatte mir die Verlegenheit an der Stirne abgelesen und auch bereits an Nase und Bart erkannt, daß ich ein Deutscher war. „O, Herr, ein Esel!" rief er und drängte sich zu mir hindurch, und sogleich hinter ihm kam sein Kamerad mit einem noch prächtigeren Thiere. Nie hat der Anblick eines Esels so mein Herz erquickt, wie damals, und seitdem sehe ich die vielgeschmähten Thiere immer mit einem theilnehmenden Gefühle der Dankbarkeit an. Jetzt war ich ja aus aller Noth erlöst. Ich stieg bei dem auf, dessen Wort zuerst lieblich an mein Ohr geklungen hatte; dem Andern aber gab ich ein Bakschisch. (Selbstverständlich theilte ich Neuling am Tage meiner Ankunft noch keine Ohrfeigen aus, sondern nur Bakschisch; die Ohrfeigen kamen erst später.) Also, ich stieg auf, rief das Wort „Esbekieh!" und ritt stolz fürbaß. Mein brauner, schwarzäugiger und blaukitteliger Engel trabte nebenher, rief unseren Vorderleuten zu, versuchte mir Dies und Das zu erklären, und brachte mich glücklich an das „Hotel zu den Pyramiden".

Jetzt war ich geborgen! Bald hatte ich mir in diesem „Hotel garni" ein Stübchen bestellt, mein Gepäck aus dem Bahnhof holen lassen und setzte mich nun seelenvergnügt vor eines der zehn bis zwölf Kaffeehäuser, die an der Esbekieh liegen. Diese ist ein großer, dreieckiger öffentlicher Garten, in dem sich Vornehm und Gering, Reich und Arm, Groß und Klein, kurz Alles herumtreibt, was nicht gerade anderwärts beschäftigt ist. Blinde Sänger singen, Gaukler lassen ihre Künste sehen, Kinder wälzen sich auf dem Boden, Wasserhändler klappern mit ihren Messingschalen, Marzipan- und Syruphändler rufen ihre Waare aus, Spaziergänger schlendern hin und her, Fellahweiber schleichen in ihren blauen Gewändern daher, ein Kind an der Hand, eines auf der Schulter sitzend, Eselreiter drücken sich auf den breiteren Wegen durch die Massen, stolze Türken reiten langsam, feierlichen Schrittes auf

prachtvollen arabischen Rossen — schnell zu reiten ist nicht vornehm —, und daneben an den Kaffeehäusern sitzen ungezählte Gäste und freuen sich ihres Lebens. Alle, ohne Ausnahme, rauchen und trinken Kaffee; die Deutschen erzählen einander, die Franzosen machen Witze, die Engländer lesen die Zeitung und die Araber schlürfen ihren Mokka, blasen die Wolken aus ihrer Wasserpfeife und — schweigen.

Hier war mir's unendlich wohl! Ich genoß so recht das kairenser Leben und keine Sorge drückte mich mehr. Hier hatte ich ja Hunderte von Gesellschaftern, mit denen ich in verschiedenen Sprachen mich unterhalten konnte; ich hatte eine Wohnung, und wollte ich etwa in der Stadt umherwandeln oder nach der Vorstadt Bulak, oder nach der Citadelle, hierhin, dorthin, — so gab es dafür Eselbuben; ich konnte in keine Verlegenheit mehr kommen, so lange diese noch existirten. Ja, die Eselbuben sind eine sehr schöne Erfindung!

Ich saß bis ziemlich spät im Freien, dann kehrte ich in mein Hotel zurück und suchte mein Zimmerchen auf. Wenn ich's jetzt überlegte, war ich recht zufrieden mit meinem ersten Tage in Kairo und mit mir selbst; ich hatte auch schon ein arabisches Wort gelernt, ya, d. h. „o!" So wollte ich mich denn nun auf mein Lager strecken und glücklich träumen die Märchen meiner Kinderzeit.

Aber wie täuschte ich mich da! Kaum hatte ich mich niedergelegt, so fiel ein ganzes Heer von Insekten über meinen Körper her und biß, stach, bohrte, kneipte, nagte so unbarmherzig darauf los, daß meine Haut ein Pergament hätte sein müssen, wenn ich hätte schlafen sollen. Ich konnte kein Auge schließen, und als ich mich am Morgen beklagen wollte, hörte ich, der „Gasthof zu den Pyramiden" sei allgemein gerühmt durch seine außerordentliche Reinlichkeit, man werde da nur selten von größeren Käfern, Spinnen und Skorpionen belästigt. Was aber die kleineren Thierchen angehe, so seien diese eben überall, und es wundere sich Niemand darüber, als eben die empfindlichen Europäer; besonders seien es die Deutschen, welche sich über jede Mücke, Schnake, Fliege beklagten und selbst über Thierchen, die noch winziger seien. Am leichtesten auskommen lasse es sich noch mit den Italienern. — Schöne Aussichten Das!

Indessen, ich erholte mich wieder von den Schrecken der Nacht, stieg zu Esel und ritt in mein Geschäft. Hier ging mir's sehr gut; mein Prinzipal drückte mir wiederholt seine Zufriedenheit aus, und als ich um zwölf Uhr nach dem „Hotel oriental" ritt, um zu frühstücken, hatte ich die schlimme Nacht bereits vollständig vergessen. Der Wirth im „Hotel oriental" heißt Colomb, und an seiner Tafel findet man die Vertreter aller Nationalitäten bunt durch einander. Doch spricht man bei Tische meist englisch; die Engländer sind zu stolz, um eine andere Sprache zu lernen. Sobald die Tafel beendigt ist, finden sich die Landsleute zusammen, wandern nach der Esbekieh, rauchen, trinken Kaffee und plaudern mit einander, oder lesen auch die Zeitungen, wenn sie nämlich Briten sind. So genießen die Reisenden den Orient; die Geschäftsleute aber winken einem Eselbuben und traben wieder nach der Schreibstube. Und so machte denn auch ich es.

Auf dem Ezbetieh-Platz in Kairo. (Nach einer Photographie.)

6. Das Gespenst und der tapfere Hausknecht.

Es währte nur kurze Zeit, und ich hatte mich bereits an das Treiben in Kairo gewöhnt. Das Leben ist dort herrlich, unvergleichlich, es muß auch den Gleichgiltigsten, den Schläfrigsten anregen und fesseln mit seinem unnennbaren Zauber. Nur an Eines konnte ich mich schwer, sehr schwer gewöhnen, das waren die Leiden der Nacht. Vier Nächte lang hatte ich Höllenqualen ausgehalten und trotz aller Müdigkeit nicht schlafen können. Am fünften Tage war ich aber so abgespannt, daß ich sehr zeitig in mein Bette eilte und schlief, trotz alles Stechens und Beißens, Kneipens und Nagens. Es mochte vielleicht Mitternacht sein, da wurde ich wieder geweckt durch einen greulichen Lärm. Thüre auf, Thüre zu, krick — krack, Schreien, Lärmen, Rufen, — ein entsetzlicher Randal! Sonst wäre ich bei einer ähnlichen Veranlassung mit beiden Füßen zugleich vom Lager aufgesprungen; aber jetzt war ich so matt, so schlaftrunken, daß ich mich nicht rührte; meine Ohren hörten den Lärm; ich dachte auch, es wäre gut, aufzustehen, wahrscheinlich stehe das ganze Haus in Flammen; aber ich war unfähig, den Entschluß zur That werden zu lassen. Noch ehe es ruhig geworden, war ich wieder eingeschlafen; die Natur verlangte mit unwiderstehlicher Gewalt ihr Recht und am andern Morgen war mir Alles nur wie ein undeutlicher Traum. Ich fragte den Hausknecht, einen Araber, der ziemlich geläufig englisch sprach, was in der verflossenen Nacht im Hotel vorgegangen sei. „O Herr", war seine Antwort, „ein Afrit."

Durch fortgesetzte Fragen erfuhr ich nun Folgendes: Ein Afrit ist ein Gespenst, ein Geist, der im Hause umherwandelt und durch Klopfen und allerhand andere Neckereien die Bewohner im Schlafe stört. Eine besondere Gefahr ist in der Regel nicht dabei; meist beschränkt sich der Afrit darauf, die Leute zu necken und zu stören. Nur muß man sich sorgfältig hüten, ihn zu berühren oder von ihm berührt zu werden, weil man sonst besessen wird. Jede Berührung eines Afrits erzeugt auf der Stelle Wahnsinn. Da aber Niemand seinen Verstand verlieren will, so wagt es auch Niemand, das Gespenst zu fangen. Uebrigens wäre das auch ganz unmöglich. In einem sehr schönen, an der nach Bulak führenden Allee gelegenen Häuschen, das vor einigen Jahren von einem Engländer bewohnt war, hatte sich auch ein Afrit sehen lassen. Als der Miether mit Schrecken gewahrte, daß ihn nach und nach seine ganze Dienerschaft verließ, versteckte er sich eines Abends in dem Badezimmer; und da nun der Geist erschien, sprang er hinzu, faßte ihn und rief um Hülfe. Aber als die Leute herbeikamen, hielt der Engländer ein kleines Stück verkohltes Holz in der Hand, — das waren die Ueberreste des Afrits. Und der verwegene Ungläubige wurde richtig wahnsinnig. — Das ist auch keine erfundene Geschichte, sondern sie ist wirklich ganz genau so vorgefallen; denn der Hausknecht hatte sie von dem Schwager seines besten Freundes erfahren, und der hatte sie einmal in einem Kaffeehause erzählen hören.

„Wenn ich Dir nun ein gutes Bakschisch gäbe, hättest Du dann wol den Muth, auf das Gespenst zu schießen?"

„O Herr, warum nicht? Wenn es mich nicht berühren kann, ist keine Gefahr dabei. Aber wozu schießen?"

„Wozu? Damit man sieht, was das Gespenst ist."

„O mein Gebieter, das weiß ich recht gut. Es ist ein Afrit."

Beinahe hätte ich mich geärgert; aber ich mußte unwillkürlich lachen über meinen guten Araber und über die genaue Auskunft, die er mir gab. Ich versuchte, ihm Vernunft zu predigen, aber das war eine ganz vergebliche Arbeit; sein letztes Wort war und blieb: „O Herr, Du denkst immer an einen Menschen von Fleisch und Bein, wie wir sind; aber das ist ein Afrit."

Dessenungeachtet war er, in Rücksicht auf das versprochene Bakschisch, recht gern bereit, auf den Geist zu schießen, und führte dies nach etwa acht Tagen auch wirklich aus.

Das Gespenst erschien nicht jede Nacht, sondern ließ sich nur dann und wann sehen. Endlich klappte es in der Nacht wieder einmal, als ob Jemand in Holzschuhen durch die Gänge schritte. Nun fuhr wieder die ganze Dienerschaft aus den Betten, lärmte, rief und schrie ganz entsetzlich; der tapfere Hausknecht aber wußte sogleich, was los sei, lud seine Pistole und schlich leise hinaus. Sieh, eine lange, weiße Gestalt schwebte langsam daher, und Alles stob natürlich rechts und links aus einander; der Hausknecht aber stellte sich in einen Seitengang, damit er nicht von dem Afrit berührt wurde, und ließ ihn vorbeigehen, sah jedoch, daß er am Ende des langen Vorplatzes in eine andere Galerie einbog. Nach zehn Minuten erschien er wieder, der Hausknecht zog sich abermals zurück, trat aber sogleich vor, als das Gespenst an ihm vorbeigekommen war, und sah ihm scharf nach. Jetzt war es ganz am andern Ende des sehr langen Ganges; hier führte ein kleiner Gang rechts und und eine Treppe abwärts in den Hof und nach den Vorrathshäusern. Krach! Ein Schuß! „Aali! Zade! Medschid! Amineh! Mehemed! Fatme!" Alle kamen mit Papierlaternen herbeigestürzt; sie eilten hin an den Ort, der Hausknecht an der Spitze, — an der Wand sah man die deutlichen Spuren des Schusses, dem Geiste aber hatte der Schuß nichts gethan; er war spurlos verschwunden. Das war aber auch sehr natürlich, denn es war ja kein Mensch von Fleisch und Bein, sondern ein Afrit.

Am andern Morgen erschien Mehemed (so hieß nämlich mein vorsichtiger Schütze, wie es denn in Kairo so viele Mehemed giebt als bei uns Johann), freudestrahlend ob seiner Heldenthat in meinem Zimmer, erzählte mir Alles ausführlich und bat sich sein Bakschisch aus. Es war ein unglücklicher Zufall, daß ich gerade in dieser Nacht erst gegen Morgen heimgekommen war; mein neuer Prinzipal hatte große Gesellschaft gehalten, und ich war auch dazu geladen gewesen. Mehemed erhielt sein Trinkgeld und den Befehl, mich — in welcher Nacht es auch sei — sogleich zu wecken, wenn sich wieder ein Afrit sehen lasse. Allein ich erlebte das nicht mehr. Am folgenden Tage waren es zwei Wochen, seit ich in Kairo angekommen;

ich wollte einmal vorläufig bezahlen und fragte nach meiner Zimmermiethe. Da hörte ich denn zu meinem nicht geringen Schrecken, daß mein sehr bescheidenes Stübchen täglich — nach unserem Gelde gerechnet — zwei Gulden und zwanzig Kreuzer kostete. Ich hatte also schon drei Karolin zu bezahlen. Das bestimmte mich, noch an demselben Tage bei meinem Prinzipal anzufragen, ob ich vielleicht jetzt, wie er mir vor vierzehn Tagen in Aussicht gestellt, in seinem Hause wohnen könne. Er richtete das ein und vierundzwanzig Stunden später hielt ich meinen Umzug.

Mehemed besorgte mein Gepäck in die neue Wohnung und erhielt zum Abschied ein ansehnliches Trinkgeld. Er bedankte sich in den demüthigsten Ausdrücken und ging. An der Treppe aber blieb er einen Augenblick stehen, als besinne er sich auf Etwas, dann kehrte er zu mir zurück und sprach: „O, mein Gebieter, weißt Du noch, wie ich auf den Afrit geschossen habe? Wolltest Du mir nicht noch ein Bakschisch geben?"

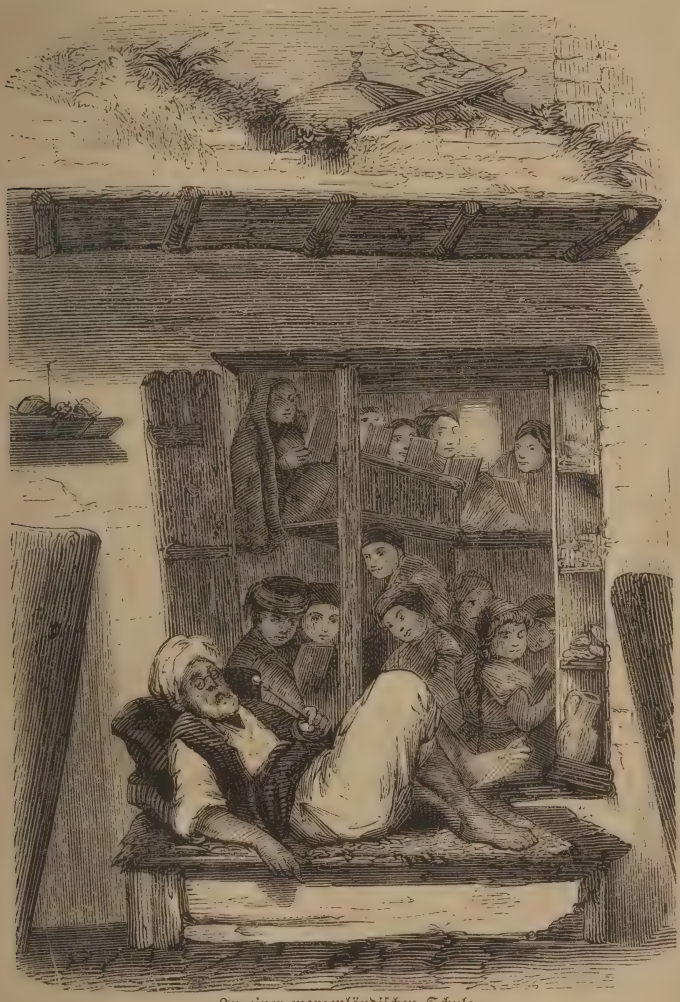
Ich mußte wieder lachen. Er erinnert mich an die Heldenthat, die er vor kaum dritthalb Tagen vollbracht. Indem ich ihm noch eine Kleinigkeit gab, ermahnte ich ihn, vorsichtig zu sein, daß ihn der Afrit nicht einmal berühre und er seinen Verstand verliere. „Gott ist barmherzig", rief er mit Zuversicht aus und trabte von dannen.

7. Schuster und Schulmeister in einer Person.

Der Mensch gewöhnt sich an Alles, selbst an Mücken, Fliegen und Schnaken. Auch ich gewöhnte mich an die ägyptische Insektenwelt, und wenn die Thierchen, welche von den Franzosen scherzweise die kleine Kavallerie genannt wurden, auf meiner Haut umhersprangen, so störte mich das nach Verlauf eines Monates nicht ärger, als wenn mir daheim etwa im Schlafe eine Fliege über die Hand spazierte. Ueberdies hatte ich durch meinen Prinzipal eine sehr ansehnliche Quantität des stärksten persischen Insektenpulvers erhalten, und so blieb mir nichts mehr zu wünschen übrig. Ja, der Orient hat einen unwiderstehlichen Reiz! Es ist ein herrliches, unvergleichliches Leben, und schon nach wenigen Wochen hatte es mich so gefesselt, daß ich dafür wahrhaft schwärmte und jeden armen Erdensohn beklagte, der sterben mußte, ohne das Morgenland gesehen zu haben.

Alles ist dort ganz anders, als wie bei uns. In Deutschland verlangt man z. B. von einer Thüre, daß sie sich leicht und ohne Geräusch öffnen läßt. In Kairo ist das nicht so. Eine Thüre ist nur brauchbar, wenn sie geigt, kracht, schnarrt und krächzt. Läßt sich irgend eine Zimmer- oder Hausthüre lautlos oder mit nur mäßigem Lärm öffnen, so ist das eine ganz schlechte, nichtsnutzige Thüre; es wird sogleich zu dem Zimmermann geschickt, und der ist darauf einstudirt. In einer Viertelstunde ächzt und knarrt die Thüre, daß man sie durch das ganze Haus hört; und je größer der Lärm, desto größer das Bakschisch für den Zimmermann.

Gerade umgekehrt ist es mit den Pantoffeln, die so weiche Sohlen haben, daß man Niemanden gehen hört. Ich konnte nicht hören, wenn mein Prinzipal die Treppe herab kam und über den Vorplatz ging; auf einmal krachte die Thüre und der Herr stand hinter mir. Auch im Zimmer hört man nicht, wenn sich Jemand nähert.



In einer morgenländischen Schule.

Das machte mir Anfangs den Eindruck des Unheimlichen, Geisterhaften, wenn plötzlich eine fremde Stimme an meine Ohren tönte oder eine fremde Hand meine Schulter berührte, ohne daß ich vorher hatte die Stiefel knarren hören.

Ich warf mich nun mit meinem ganzen Sein und Denken in das orientalische Leben. Vor Allem studirte ich mit dem größten Fleiße die arabische Sprache, um mit dem Volke mich benehmen zu können; und da ich schon einige Uebung hatte, remde Sprachen zu erlernen, war ich bald so weit, daß ich mich mit jedem Schiffer, Pfeifenputzer, Syruphändler unterhalten konnte. Jetzt ging's doppelt schnell voran. Beim Eselritt meinen Vorderleuten zurufen, das konnte ich schon nach einigen Tagen, obwol auch dazu schon ein ziemlicher Wortvorrath gehört. Männern ruft man gewöhnlich zu: „O Herr!" oder „O mein Bruder!" Sind sie älter, so sagt man: „O mein Vater!" „O mein Oheim!" Ein fein gekleideter Araber aber und auch jeder Türke wird nur angeredet: „O mein Gebieter!", Ya effendi, und der Europäer heißt ein für alle Mal Kaufmann, und man ruft ihm zu: „Ya hawageh!" Bei den Frauen muß man vorsichtig sein. „O meine Gebieterin!" — „O mein Auge!" — „O meine Blume!", das sind die Anreden für eine verschleierte Dame; zu einer Frau aus dem dienenden Volke sagt man: „O du Mädchen!" „O meine Schwester!" Gar nicht zu gebrauchen ist die Anrede „O meine Mutter!", denn es wäre eine greuliche Beleidigung, einer Frau, und wäre sie auch noch so alt, zu sagen, daß sie älter ist, als anders Jemand, d. h. hier als der Sprechende. „O mein Sohn!" kann ich vernünftiger Weise nur einem Burschen zurufen, der mir jünger erscheint als ich selbst bin; „O meine Tochter!" kann ich zu jeder Kairenserin sagen, und wenn sie auch zwanzig Jahre älter ist als ich. Kein älterer Mann nimmt es übel, wenn ich sage: „O mein Onkel!"; aber eine unverschämte Frechheit wäre es, wollte ich zu einer Frau sagen: „O meine Tante!" Es ist nicht gut, mit den Kairensern sich in ein Wortgefecht einzulassen; sie sind außerordentlich schlagfertig, haben im Moment einen treffenden Witz bei der Hand; will sie ein Europäer necken, so machen sie ihn so lächerlich und schicken ihn mit solchem Spotte heim, daß er bereut, mit ihnen angebunden zu haben. Sie sind nie um die rechte Antwort verlegen. Kommt es aber schließlich zum Schelten, so haben sie eine Weise, die furchtbar tief einschneidet. Sie sagen z. B. nicht: „Sei verflucht!" sondern: „Verflucht sei dein Vater!" Denn sie wissen wohl, daß der Fluch, welcher mich selbst trifft, lange nicht so wehe thut, als der, welcher auf das Haupt des Vaters geschleudert wird. Darum schelten sie auch nicht „Du Hund!" sondern: „Du Sohn eines Hundes!" Wie gesagt, es ist nicht gut, sich mit ihnen in Hader einzulassen; vor Allem hüte man sich, je einen auszulachen. Ueberhaupt muß man vorsichtig sein und ihre Vorurtheile schonen; sie fühlen sich leicht verletzt, und man kann sie beleidigen, ohne es nur im Entferntesten zu wollen. So wollte ich einst gern einmal eine Schule besuchen; es wußte mir aber Niemand anzugeben, wie ich es machen sollte, ohne den Schulmeister zu verletzen und zu ärgern. Endlich half ich mir auf folgende Weise:

Ich hatte gehört, daß der Lehrer ein Schuster sei. Also riß ich mir eines Tages an einem Pantoffel eine Sohle ab, trat dann frisch weg in die Schulstube mit der Bitte: „O mein Bruder, willst Du mir nicht diese Sohle befestigen?" In einer kairenser Schule geht es aber so zu: An der Thüre liegt ein ganzer Hügel gelber Pantoffeln; auf dem Boden des Zimmers sitzt unordentlich durch einander eine

Herde barfußer, beturbanter Buben mit unterschlagenen Beinen, hält eine Blechtafel, auf welcher die Sprüche des Korans stehen, in der Hand, wackelt mit dem Oberkörper und dem Kopfe auf und ab und hin und her, wie es die Eisbären thun, und lernt mit halblauter Stimme seine Sprüche. In einer Ecke hockt auf einem Teppiche, ebenfalls mit unterschlagenen Beinen und dem Turban auf dem Kopfe, der Schulmeister und treibt sein Geschäft, macht also z. B. Pantoffeln und flickt Stiefelchen. Neben ihm liegt ein langes, sehr langes Röhrchen, mit dem er weit in seine Schülerzahl hineinreichen kann. Er unterrichtet die Buben nicht, dazu hat er keine Zeit; er muß ja sein Geschäft treiben. Sie stören ihn ohnehin genug bei seiner Arbeit. Bald hat hier einer seinen Nachbar am Kopfe, bald dort ein anderer den seinen am Bein. Dann langt der geplagte Mann nach seinem Röhrchen und theilt von seinem Sitze aus den kleinen Sündern einem jeglichen das zu, was ihm gebührt. Unterbrechen sie ihn aber wiederholt, so steht er auf, packt so einen kleinen Muthwilligen, legt ihn mit dem Rücken auf den Boden, hebt ihm mit der Linken beide Füße in die Höhe und klopft ihn mit einem kleinen Stocke wacker auf die Sohlen. Muß der Lehrer aber einmal bei seiner Arbeit einhalten, so bekommt nicht nur der Störenfried seine Schläge, sondern sogleich noch ein Dutzend in seiner Nähe, Schuldige und Unschuldige, — Jene für Das, was sie schon begangen, Diese, damit sie wissen, wie der Stock auf den bloßen Füßen schmeckt, und nicht Lust bekommen, auch ihren Lehrer zu stören; denn der kann nicht jede Viertelstunde die Stiefelchen aus der Hand legen.

Ich fragte den Schuster, ob er die Knaben auch das Gelernte abhöre; er erwiederte mir aber in einem gereizten Tone, das sei eine unbillige Forderung; er könne sein Geschäft nicht vernachlässigen, und ich mußte ihm ein etwas größeres Bakschisch geben, um ihn wieder in gute Laune zu versetzen.

8. Mokka und Märchen im Kaffeehause.

Je mehr ich mich um das Treiben der Einwohner bekümmerte und in ihre Sitten eindrang, desto interessanter wurde mir Alles. Wohin ich nur blickte, — überall der lebhafteste, der grellste Gegensatz zu unserem Abendlande; nur wenn man in einen der großen, von Deutschen oder Franzosen gehaltenen Gasthöfe eintrat, glaubte man sich plötzlich nach Berlin, Genf oder Paris versetzt. Ich machte große Forschritte im Arabischen, und je leichter es mir fiel, mich mit jedem Schiffer, mit jeder Apfelsinenhändlerin, mit jedem Wasserverkäufer zu unterhalten, mit jedem Mädchen zu sprechen, das Rosensträußchen oder Hennablumen feil bot, mit jedem Syruphändler und blinden Musikanten, deren es hier viele Hunderte giebt, — desto größer wurde überall mein Interesse. In meinem Leben werde ich den Abend nicht vergessen, an dem ich zum ersten Male einen arabischen Märchenerzähler hörte. Das Volk geht in Kairo sehr früh zu Bette, etwa um acht oder neun Uhr, und nur, wo es etwas Besonderes giebt, bleibt man auf bis Mitternacht.

Der Märchenerzähler im morgenländischen Kaffeehaus.

Eines Abends ging ich gegen zehn Uhr nach Hause und kam bei einer der vielen kleinen Kaffeewirthschaften vorüber. An dem zu ebener Erde gelegenen Zimmer war die nach außen gekehrte Wand von durchbrochenem Holzwerk, damit der Rauch herausdringen konnte und damit die auf der Straße sitzenden Gäste, deren über ein Dutzend war, auch den Erzähler hörten. Neugierig trat ich ein. Man denke sich ein kleines, niedriges Gemach, rings an den Wänden eine Art Divan oder Sopha angebracht, den Boden mit alten, schlechten Teppichen bedeckt. Auf den Bänken und in der Mitte auf dem Boden saßen und hockten die Zuhörer, jeder eine sehr kleine Tasse schwarzen Kaffee vor sich und die brennende Pfeife im Munde.

Wenn der Kairenser leben will, d. h. sein Dasein genießen, muß er rauchen und Kaffee trinken. Hinten in der Ecke stand der Wirth, die Glut seines Herdes mit einem Federwische anfachend. Sogleich füllte er mir aus seiner blechernen Kaffeepfanne auch eine Tasse, brachte sie mir eilig herbei und reichte mir eine Pfeife. Tabakspfeifen stehen in allen Kaffeehäusern bereit; den Tabak bringt man natürlich selbst mit. Die Mundstücke der Pfeifen sind in der Regel von Horn, manchmal auch von Marmor oder Alabaster; die Tassen sind von Fayence, selten aus Porzellan. Das Zimmer war durch ein paar kleine, dampfende Oellämpchen nothdürftig erhellt und trotz der Oeffnung an der einen Wand dicht mit Rauch angefüllt.

Niemand sah nach mir, Niemand achtete auf mich, Alle hockten still und schweigend, schlürften mit Wohlgefallen ihren Mokka, bliesen dicke Wolken vor sich hin und horchten mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Erzählers zu, welcher der Eingangsthüre gegenüber saß. Auch ich setzte mich still in eine Ecke, that wie die Anderen und hörte die heldenmäßigen Schauderstücke des Erzählers an.

Viel Poesie steckt in diesen Sagen und Märchen nicht, aber sie sind gereimt und rühmen die wunderbaren Heldenthaten der alten arabischen Häuptlinge. Ich will versuchen, ein Stück einer solchen Erzählung in unserer Sprache wiederzugeben:

Und mitten in dem Kampfgewühl
Held Omar auch zu Boden fiel.
Sein Roß war schnöder Feinde Raub,
Sein kostbar Blut floß in den Staub.
Wie er so lag, dem Tode nah,
Das Blut der Brust entquellen sah,
Da faßt ihn wild sein alter Grimm,
Springt auf und ruft mit Donnerstimm':
„Noch ist der alte Omar da!
Herbei, ihr Freund'! Ja Allâh!"
Er schwingt sein blitzend Schwert empor,
Dringt in die Feinde mächtig vor,
Und rechts und links und rund um ihn
Da stürzen Roß' und Reiter hin.
Des Feindes Feldherr stürmt herbei,
Held Omar haut ihn mitten entzwei.
Da drängt sich des Gefall'nen Sohn
In Eil' hervor und ruft mit Hohn:
„Du hast den Vater umgebracht,
Gesendet in des Todes Nacht;
Mir ist's ein heiliges Gebot:
Du sind'st von meiner Hand den Tod!"
Und wüthend dringt er auf ihn ein,
Er will des Vaters Rächer sein.
Omar stand felsenfest und schwang
Sein Schwert, das dritthalb Ellen lang.
Und mit dem allerersten Schlag
Des Pferdes Haupt am Boden lag,
Und mit dem Schlage Nummer zwei
Lag auch des Reiters Kopf dabei.
Die Feinde seh'n mit Grausen drein
Und Schaudern zieht durch ihr Gebein;
Sie kehren um und wie der Wind
Entfliehen sie vor Schreck geschwind.

Und so weiter! „Allâh!" ruft die ganze Gesellschaft bei jeder Pause, oder so oft ein rechter Heldenschlag gefallen ist, um ihren Beifall auszudrücken. Endlich hat der Erzähler seinen Helden sterben lassen; er ist gefallen, umringt von einem ganzen Berge erschlagener Feinde und kommt nun geraden Weges in das Paradies. Der Vortragende steigt von seiner Bank herab, zündet sein Laternchen an und entfernt sich still. „Allâh!" rufen die Zuhörer noch ein Mal, stehen auf, zünden ebenfalls ihre Papierlaternen an und wandeln nach Hause, um zu träumen von dem unvergleichlichen Omar.

Ohne Laterne darf Niemand in der Nacht über die Straße gehen; selbst die Wachtposten haben ihre Laternen bei sich. Die verschiedenen Quartiere der Stadt sind durch Thore, welche jeden Abend geschlossen werden, von einander getrennt, und bei jedem Thore steht ein Posten, welcher den später Kommenden öffnen muß. Von etwa neun Uhr an ist es still und öde auf den Straßen, und man begegnet dann nur noch Solchen, die einem Erzähler zugehört oder einer Tänzerin zugeschaut haben. Wenn es einmal zehn Uhr ist, legt sich der Posten gemüthlich neben seine Laterne und schläft; — wer geöffnet haben will, wird ihn ja schon wecken, und was die Diebe betrifft, auf welche die Wache doch auch aufpassen soll, — darüber hat der Mann seine eigenen Ansichten. Ich fragte einst einen Posten, wie er denn

im Stande sei, die Sicherheit der Straße zu überwachen, wenn er so fest schlafe, daß man ihn rütteln und schütteln müsse, um ihn nur zu wecken; es könne ja zwanzig Schritte von ihm eingebrochen und gestohlen werden, ohne daß er nur das Geringste davon merke. „O, Kaufmann", erwiederte er mir, „warum soll denn gestohlen werden? Und gerade heute? Und gerade hier, wo ich bin? Das wird nicht geschehen; Gott ist barmherzig!"

In der That wird sehr selten gestohlen in Kairo. Die Regierung sorgt in väterlichster Weise für die Armen, und diese Sorge geht z. B. so weit, daß die Wasserverkäufer angewiesen sind, jedem Armen umsonst zu trinken zu geben; außerdem thun die einzelnen Bewohner, jeder für sich, noch außerordentlich viel, und so hört man nur selten Etwas von Einbruch oder Diebstahl. Es denkt auch Niemand daran. Wenn eine Obsthändlerin während der Verkaufszeit irgend ein Geschäft besorgen will, deckt sie nur ein Tuch über ihren Korb und läßt diesen dann ganz ruhig und unbesorgt stehen; sie geht straßenweit, hierhin, dorthin, kommt erst nach einer Stunde wieder, — aber sie weiß, daß das Tuch nicht aufgedeckt, daß ihr keine Apfelsine genommen ist.

9. „Inschallah."

„Gott ist barmherzig!" Das ist ein gar schönes und bequemes Wort. Der Orientale läßt Gott für Alles sorgen. Er selbst thut Nichts, legt die Hände in den Schoß, ruht aus, und tritt irgend eine Gefahr ihm noch so nahe, — das stört ihn nicht, er bleibt in seiner Gleichgiltigkeit und wartet Alles gelassen ab, Allâh wird ihm schon helfen, denn „Gott ist barmherzig." Sie haben in Kairo noch ein ähnliches Wort im Gebrauche, das mich oft bitterböse machte, das heißt: Inschallâh, auf Deutsch: „So Gott will." An dieser Redensart wäre eigentlich nichts auszusetzen, wenn sie nicht diente, jede Trägheit und Lässigkeit, jede Unordnung und Unpünktlichkeit zu entschuldigen. Aber dinge ich z. B. einen Burschen auf Morgen früh, mir etwa mein Gepäck in eine andere Wohnung zu besorgen, mit dem Gebot, pünktlich um acht Uhr bei mir zu sein, so spricht er: „O Herr, Deine Augen werden mich um die bestimmte Stunde sehen, — Inschallâh!" Und das heißt nichts Anderes als: „Ich werde kommen, wenn ich nicht in einem Kaffeehause sitze oder sonstwo ausruhe."

Bei einer Fahrt stromaufwärts, die ich später einmal in Gesellschaft einiger deutschen Gelehrten machte, stiegen wir an einem kleinen Orte aus, dessen Namen ich vergessen habe. Es war kurz nach der Zeit der Ueberschwemmung und wir sahen die Folgen des langanhaltenden großen Wasserstandes überall aufs Deutlichste. Am meisten fiel uns ein Haus auf, dessen Wände von breiten Sprüngen durchrissen waren; es stand so schief, daß es jeden Augenblick den Einsturz drohte. Vor dem Hause saß mit untergeschlagenen Beinen ein Mann und rauchte ruhig seine Pfeife; neben ihm wälzten sich zwei Knaben von drei bis fünf Jahren am Boden.

Ich trat hinzu, fragte den Mann, ob das Haus ihm gehöre. „Ya hawageh!“ erwiederte er — „o Kaufmann, Dein Diener nennt es sein eigen.“ Nun fragte ich weiter, ob er denn nicht fürchte, daß das Haus einstürze, und wie er nur so ruhig mit seinen Kindern davor sitzen könne.

„Ya Effendi!“ war seine Antwort — „o Herr, es sind gestern hierneben zwei Häuser eingestürzt; dieses wird nun stehen bleiben, — Inschallâh.“

„Das thut nichts zur Sache; deswegen kann Dein Haus doch immer auch noch einstürzen.“

Gelassen blies er eine dicke Rauchwolke vor sich hin, schüttelte ungläubig sein Haupt und sprach mit unglaublicher Seelenruhe: „Gott ist barmherzig!“

„Siehst Du denn nicht, daß die Wände bereits geborsten sind?“ —

„Dein Diener sieht es.“ —

„Es muß ja einstürzen; es steht schon so schief, und der untere Theil der Mauern ist so vollständig durchweicht, daß es sinken muß.“ —

Wohnung ägyptischer Fellah.

„Es stand schon vor einem Jahre schief, und bei der vorigen Ueberschwemmung waren die Mauern auch durchweicht.“ —

„O, mein Bruder, ich versichere Dich, wenn ich in drei Wochen zurückkehre, wird Dein Haus nicht mehr sein.“ —

„Du wirst es wiedersehen, — Inschallâh.“ —

Wie sollte ich dem Manne nun Einsicht beibringen? Alles war vergebens. Zuletzt versuchte ich noch, ihn durch die Sorge um seine Kinder aus der entsetzlichen Trägheit und Gleichgiltigkeit aufzurütteln; ich schilderte ihm, wie diese prächtigen Buben unter den Trümmern des Hauses verschüttet werden könnten, wie sie jammern, stöhnen und um Hülfe schreien würden; aber das bestärkte ihn nur in seiner Zuversicht.

„Ich habe ein Weib und diese zwei Knaben; wenn das Haus über uns einstürzte und sie begrübe, das wäre zu schrecklich! Das wird nicht geschehen, — Gott ist barmherzig!“ —

Wie ist solchen Menschen zu helfen? Sie nehmen durchaus keine Vernunft an. Die Häuser sind außerordentlich schlecht gebaut; die Wände nur von Lehm aufgeführt. Brennt die Sonne wider diese Wände, so trocknet der Lehm vollständig aus und es entstehen natürlich Sprünge und Risse. Sollen dergleichen Häuser dauernd halten, so muß fortwährend an ihnen ausgebessert werden. Bei der Ueberschwemmung steht der untere Theil dieser ohnehin so schwachen Wände Monate lang im Wasser, und ich glaube, daß in ganz Aegypten nicht ein Ort zu finden ist, in dem nicht während oder nach der Ueberschwemmung mindestens ein Haus einstürzt.

Genug, wir machten unsere Fahrt den Strom hinauf und kamen nach etwa vier Wochen auf dem Rückwege wieder zu derselben Stelle. Schon vom Schiffe aus sah ich, daß das Haus verschwunden war. Auf meine dringenden Bitten legten wir am Ufer an; meine Freunde wollten die Zeit nicht verlieren, aber mir schwebte das Bild der zwei herrlichen Knaben so lebendig vor der Seele, daß ich mich durchaus über ihr Schicksal beruhigen wollte. Ich stieg also aus und ging auf den Ort zu. Nicht weit von der Stelle, wo das Haus gestanden hatte und wo jetzt ein kleiner Lehmhügel zu sehen war, saß derselbe Mann im hohen Grase unter einem Oelbaume und rauchte seine Pfeife: neben ihm lag das eine seiner Kinder.

„Nun, mein Bruder", sagte ich zu ihm, „habe ich nicht Recht gehabt? Siehe, Dein Haus ist eingestürzt." —

„Es ist gekommen, wie Du gesagt hast, o Kaufmann." —

Ich erkundigte mich weiter nach den näheren Umständen und besonders ob Niemand bei dem Einsturze beschädigt worden oder gar ums Leben gekommen sei, und erfuhr nun, daß das Haus bei Nacht ganz plötzlich zusammengefallen sei, und daß Vater, Mutter und die beiden Kinder unter seinen Trümmern begraben worden waren. Der Vater und der eine Sohn arbeiteten sich, da sie nur mit einer leichten Lehmschicht bedeckt waren, daraus hervor; die beiden Anderen waren nicht mehr zu retten. Diese Mittheilung erschütterte mich aufs Tiefste. Ich sah hier ein entsetzliches Unglück vor mir, das doch mit ganz geringer Einsicht zu vermeiden gewesen wäre. Und was sagte der Araber?

„Fatme ist todt, Mehmed ist todt, aber Amru habe ich noch. Gott ist barmherzig!"

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Von dieser entsetzlichen Gleichgiltigkeit und geistigen Trägheit haben wir Abendländer keine Vorstellung. Aber der gute Araber stand auf und sein Amru mit ihm; beide streckten die Hand aus und wie aus einem Munde baten sie um ein Bakschisch. Da wurde mir wieder leichter ums Herz; ich gab jedem sein Trinkgeld und ging davon mit der Beruhigung, daß der Mann in der That nicht unglücklich war.

Vor einer Wache

10. Was deutsche Gelehrte Alles wissen!

Einen ganz neuen Reiz erhielt mein Leben in Kairo, als mich einst ein Bekannter mit nach Bulak in das Aegyptische Museum nahm. Der Vizekönig, Said Pascha, hatte hier einen herrlichen Palast errichten lassen, der nun die größte und vollständigste Sammlung ägyptischer Alterthümer enthält, die auf der ganzen Erde zu finden. Im Verhältniß dazu sind die Museen in London, Paris, Berlin, Turin, Leyden u. s. w. nur arm und bescheiden. Der Palast hat im Ganzen Aehnlichkeit mit einem alten ägyptischen Tempel, ist aber zum Theil aus Glas und Eisen hergestellt. Er besteht aus einem großen Vorhofe und sieben Sälen, deren größter 45 Meter lang und 17 Meter breit ist. Die Sammlung zählt über 20,000 Nummern und ist so vollständig, daß sie über das altägyptische Leben bis in die kleinsten Einzelnheiten genaue Aufklärung und Auskunft giebt. Ich war erstaunt über die Pracht und den Luxus des alten Pharaonenreiches. Tritt man ein, so hat man in dem ersten Saale rechter Hand in der Mitte unter Glasverschluß die vielen kostbaren Kleinodien der Königin Jahhotep und gleich dabei ihren über und über vergoldeten Sarg. Daneben steht eine Statue der Königin Ameritis aus durchscheinendem Alabaster und zur Seite eine hölzerne Bildsäule eines Priesters, bei der die Augäpfel von Krystall sind. Ich will und kann nicht alle die Herrlichkeiten schildern, welche hier aufgehäuft sind, genug — es ging mir, wie es so vielen Anderen schon

gegangen ist, ich bekam Liebhaberei an den ägyptischen Alterthümern, legte mir selbst eine kleine Sammlung an und ließ manches schöne Goldstück schwinden, um mir ein paar alte Kleinigkeiten zu kaufen. Ich besuchte die Läden mit Antiquitäten, machte aber auch zuweilen Ausflüge von zehn, zwanzig, ja dreißig Stunden zu den Fellah, den Bauern, die in den alten Gräbern wühlen und da manchen seltenen Schatz zu Tage fördern. Meine Sammlung wuchs zusehends, und als nach zwei Jahren die gelehrte Gesellschaft nach Kairo kam, von der ich sogleich erzählen werde, wollte mir mein Freund um theures Geld meine Schätze abkaufen, aber — Prosit die Mahlzeit, er bekam sie nicht; ich war froh, daß ich sie selbst hatte. Sie waren mir ja unersetzlich. Wußte ich denn, ob ich mit noch so viel Mühe und mit allem Gelde in der Welt noch so ein Holzpüppchen mit wirklichen Haaren und silbernen Augen auftreiben konnte, wie ich es aus dem Sarge eines Kindes bekommen hatte? Mein Freund kaufte auch viel; er hatte Geld genug und verstand die Sache; ja seine Sammlung wurde größer als die meinige; aber diese barg doch einige Raritäten, die nur ich hatte. Gott ist barmherzig.

Mit der gelehrten Gesellschaft hatte es nun folgende Bewandtniß:

Eines Abends, es waren zwei Jahre nach meiner Ankunft in Kairo, ritt ich im dichten Gewühle langsam nach dem Suk-el-ritsch, zu Deutsch: Markt des Duftes, d. h. nach dem Quartiere, in welchem wohlriechende Oele, Rauchsel und Parfümerien aller Art verkauft werden. Die Kaufleute wie die Handwerker sitzen hier gildenweise zusammen; in der einen Straße findet man nur Schneider, in der andern nur Schuster; hier nur Schreiner, dort nur Dreher; in diesem Quartiere sind nur Pfeifen, in jenem nur Teppiche und in einem dritten nur Waffen zu haben. Wenn Du Dich dem Suk-el-ritsch näherst, merkst Du es schon straßenweit, so durchduften seine Wohlgerüche die Luft. Also ich arbeitete mich durch das Gewühl, und soeben ging ein langer Zug von Kameelen, welche mit Balken und Bausteinen beladen waren, an mir vorbei, — da rief's auf einmal laut vor mir in ganz gutem Deutsch: „Ei, Robert, woher kommst Du denn? Was machst Du in Aegypten?" Und siehe, vor mir hielt auf seinem Esel mein vertrautester Jugendfreund, der mit mir auf derselben Schulbank gesessen! Wir hatten einander seit mehr als zehn Jahren nicht gesehen und fanden uns hier so unerwartet wieder.

„Ya Allâh!" rief ich; „guten Tag, Karl! Komme mit nach der Esbekieh!"

Aber der wollte nichts von der Esbekieh hören; er wußte noch nicht, daß wir uns wol dort, aber unmöglich hier auf der Straße unterhalten könnten; er wußte nicht, daß man um keinen Preis in dem Gedränge einer kairenser Straße stehen bleiben darf; er wollte durchaus von mir erzählt haben. Ein wahrer Regen von Zurechtweisungen fiel über uns: „O mein Gebieter, gehe rechts!" — „O Du Kaufmann, gehe links!" — „O mein Vater, Dein Arm!" — „O mein Sohn, Deine Hand!" — „O mein Bruder, Dein Fuß!" — „O mein Oheim, Dein Kopf!" — und die Eseljungen schoben unsere Thiere hin und her und wußten sich nicht zu helfen, denn Karl saß ruhig auf seinem Grauschimmel und ließ sich nicht stören. Endlich ritt gravitätisch ein reicher Türke vorbei, ärgerte sich, daß wir den Weg

versperrten, erhob seine Reitpeitsche und hieb unsere Eseljungen dermaßen über das Gesicht, daß die armen Kerle laut aufschrieen. Karl sah entrüstet um sich, ich aber setzte mein Thier in Trab und eilte davon.

Natürlich folgte mein Freund nach und ehe eine halbe Stunde verging, saßen wir an der Esbekieh vor einem Kaffeehause, schlürften unsern Mokka, rauchten unsere Pfeife und erzählten uns von ehemals und jetzt.

Karl hatte studirt, war seit einem Jahre Privatdozent an einer Universität und machte nun mit etlichen Kollegen eine Expedition an die Ufer des Nil, um hieroglyphische Inschriften abzuschreiben, neue Gräber öffnen zu lassen und andere glückliche Entdeckungen zu machen.

„Ich freue mich recht von Herzen, daß ich Dich sehe", sprach ich zu meinem Freunde, „aber Ihr habt eine schlimme Zeit für Eure Reise gewählt. Wenn man es vortheilhaft einrichten will, muß man im November kommen."

„Das weiß ich", unterbrach mich Karl. „Man macht die Reise am besten von November bis Februar, denn man geht dadurch dem europäischen Winter aus dem Wege und benutzt die gegen Ende des Jahres in Aegypten wehenden Nordwinde, daß sie das Schiff stromaufwärts treiben. Man fährt direkt bis Assuan und betrachtet die Ufer erst bei der Rückfahrt. Macht man es nicht so, so muß man bei den häufigen Windstillen in Oberägypten oft Wochen lang an einem uninteressanten Orte liegen bleiben."

Ich war erstaunt, wie mein Freund die Verhältnisse kannte, wollte aber doch zeigen, daß ich noch mehr wußte, und fuhr fort: „Wenn Ihr einen Dahabieh miethet, — das sind die Schiffe, mit welchen gewöhnlich die Nilfahrten gemacht werden — —"

„Ich kenne sie", sprach Karl. „Sie führen in ungefähr sechs Wochen bis zu den ersten Wasserfällen und wieder zurück, und die Fahrt kostet mit Beköstigung Alles in Allem etwa tausend Gulden, wenn man ein Schiff für sich allein nimmt."

„Es giebt jetzt auch Dampfschiffe," setzte ich kleinlaut hinzu.

„Ich weiß es; eiserne. Sie gehen bis Ende Februar und machen den Weg in drei bis vier Wochen hin und zurück; der Preis beträgt dreißig Pfund Sterling oder zweihundert Thaler.

Nein, das war doch zu stark! Ob man so einem Gelehrten nur noch Etwas sagen kann! Wenn ein deutscher Professor nach Aegypten reist, weiß er vorher ganz genau, wo eine zerschlagene Säule liegt, und wo der Kopf einer zertrümmerten Statue noch aus dem Sande hervorsieht. Anfangs hätte ich mich in der That beinahe geärgert, daß Karl Alles vollständiger und besser wußte als ich; aber bald fand ich, daß ich doch in einem Stücke Etwas vor ihm voraus hatte und nicht so ganz arm neben ihm und seinen Herren Kollegen stand: ich konnte nämlich Arabisch, und das konnten sie nicht. Sie wußten die alten Hieroglyphen zu lesen, konnten aber kein Wort mit einem Pfeifenputzer sprechen, und Karl war dann immer froh, wenn er seinen Robert hatte. Auch verstand ich, mit dem Volke umzugehen. Der Kellner, welcher uns Pfeifen und Kaffee gebracht hatte, war ein junger Araber, der

nothdürftig Englisch sprach, so viel er eben verstehen mußte, um die Gäste zu bedienen. Karl hatte seine Tasse ausgetrunken und schon dreimal um eine andere gebeten; aber der Bursche war, als echter Araber, viel zu faul. Da gab ich ihm eine gesalzene Ohrfeige, — „Ya Allâh!" schrie er, und den Augenblick war der Kaffee da.

Wir saßen bis spät in die Nacht beisammen, dann wanderte ich zu Fuß nach Hause. Am Thore meines Quartiers lag der Posten und schlief so fest und sorglos, daß ich ihm Laterne und Waffen hätte forttragen können, ohne daß er es gemerkt hätte. Ich stieß ihn mit dem Fuße an. „Kimin dero?" (Wer da?) rief er und sprang schlaftaumelnd vom Boden auf. „Ibn el belled" (Sohn der Stadt), entgegnete ich und der treue Wächter öffnete mir das Thor. Ja, es geht nichts über die Wachsamkeit! Darum schläft man auch in Kairo so sicher. „Gott ist barmherzig!"

Wir erlebten viele köstliche Tage mit einander. Der Umgang mit den deutschen Gelehrten gab mir tausendfache Anregung; ich machte verschiedene Ausflüge mit ihnen und meine merkwürdigsten Abenteuer habe ich in ihrer Gesellschaft erlebt. Auch die höchste Pyramide habe ich in ihrer Begleitung erstiegen, oder besser, wir sind Alle zusammen wie Waarenballen hinauf gezogen und geschoben worden, und als wir wieder unten waren, sahen wir einander an, ob denn wirklich Keinem ein Arm ausgerissen worden, und ob denn wirklich Keiner den Kopf zerschmettert oder beide Beine gebrochen hatte. Nun, das erzähle ich ein ander Mal.

Mein gefährlichstes Erlebniß aber hatte ich in einer Katakombe, tief unter der Erde, wo ich verirrt war und beinahe elendiglich verhungert wäre. Was mich damals von dem sichern Tode errettete, war ein Stück Papier. Das kann sich gewiß Niemand vorstellen, und mich überläuft es noch heute eiskalt, wenn ich daran denke. Aber, wie gesagt, das erzähle ich Alles ein ander Mal.

„Inschallâh."

In den Katakomben.

Auf dem Verdeck eines Rheindampfers in den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts.

Pantherkatzenjagd zu Lande und zur See.

(Vergl. „Aus Onkels Reisemappe", IV. Samml., S. 129, 145, 150: V. Samml., S. 208.)

In der Jasminlaube des Försterhauses.

Abermals saß die Familie des Oberförsters Grunert, Vater und Mutter, Kinder und Eichhörnchen, Harras, Nero und Leo, Onkel und Tante, kurz Alles, Groß und Klein, in der uns bekannten Jasminlaube des Jägerhauses fröhlich beisammen. Man erwartete die Ankunft eines Verwandten, welcher als junger Mensch hinaus in die weite Welt gezogen und unter die Seeleute gerathen war, als einer derselben auf verschiedenen Fahrzeugen Dienste genommen und zuletzt als Kapitän eines Walfischfahrers die arktischen Regionen, sowie die Gewässer der Südsee, durchfurcht hatte. Seit Mittag sah man schon der Ankunft des ersehnten Gastes entgegen. „Unser Freund nimmt sich lange Zeit zu den paar Stündchen hierher", sagte Tante Bertha ungeduldig. „O, es pressirt ja nicht so auf die Minute", fiel ihr der Onkel beschwichtigend in die Rede. „Freilich, dergleichen Wassermenschen fällt eine Spazierfahrt nach Grönland leichter, als nach dem nahen Forsthaus", meinte fast schmollend die Frau Oberförsterin. „Papperlapapp, Schnickschnack; gönnts doch dem Weltumsegler, wenn er nach so langer Abwesenheit von der Heimat es sich ein Bissel bequemer macht, als er es unter Walfischen, Robben und Eisbären haben konnte", sagte der Oberförster. „Ich für meinen Theil fürchte fast, unser Freund * liegt wieder an seinem tückischen gichtischen Uebel danieder, und dann ist das Reisen für Keinen ein sonderlicher Spaß. Mutter hat übrigens Recht. Der Eine entschließt sich leichter zu einer Weltfahrt, als ein Anderer zu einer Spritzfahrt.

Damit Ihr alle jedoch hübsch beisammen bleibt, auch die Zeit des Zuwartens rascher vergeht, will ich Euch von der einzigen größeren Expedition zu Wasser, die ich je unternommen, Einiges mittheilen; nur dürft Ihr Euch unter dem „Wasser" nicht gar das Weltmeer vorstellen.

„Es war vor etwa zwanzig Jahren", erzählte Herr Grunert, nachdem er seine Pfeife in Stand gesetzt, „als ich, in Dienstgeschäften nach Cleve reisend, mich entschloß, nach Abwicklung derselben eine lang genährte Sehnsucht zu befriedigen. Schon seit der Kinderzeit beschäftigte meine Phantasie unaufhörlich das wonnige Bild, das ich mir von dem herrlichen Strome gebildet, an dem das Herz des Deutschen hängt. Den „Vater Rhein" mit seinen reizenden Ufern, alterthümlichen Kirchen, Burgen und Ruinen, seinen freundlichen Dörfern und Städten, seinen stattlichen Schlössern zu schauen, diesen Hochgenuß wollte ich mir nicht entgehen lassen. Die Geschäfte waren rascher abgethan, als ich anfänglich gedacht, und da ich nun noch eine Summe Geldes bei meinem Rotterdamer Bankier zu erheben hatte, was gleichfalls bald besorgt war, so löste ich mir eine Fahrkarte auf einem der von Rotterdam rheinaufwärts fahrenden Dampfer. Eine gemischtere Gesellschaft kann man sich unmöglich denken, als diejenige, welche auf dem geräumigen Fahrzeuge ab- und zuströmte. Bauernweiber, die den nächsten Markt besuchten, vom Manöver heimkehrende Landwehrleute, vielgereiste steife Mylords mit und ohne Spleen, in steifen Halsbinden und zugeknöpften langen Röcken steckend, einen mächtigen Filz oder die „Rundkopf"-Mütze auf dem unbeweglichen Haupte, den obligaten Tubus oder ihren Murray oder Bradshaw in der Hand, mehr darin lesend als die Gegend betrachtend, neben Mylord ein hoffnungsreicher Sproß im leichten Sommerhabit, leicht geschürzte Französinnen mit einer Menge Hutschachteln und anderem benöthigten Reisezubehör, inmitten einer großen Anzahl anderer in- und ausländischer Frauengestalten, aufgeputzt nach albernen Regeln des Modenjournals, aber auch einfache, sittsam gekleidete Damen, dann wiederum katholische Geistliche und beschauliche evangelische Naturen, die sich der Kaiserswerther Diakonissenanstalt zuwandten, reisende Handwerksburschen und fromme Pilger nach Wallfahrtsorten des Rheinthales,

Wer kennt die Völker und die Namen,
Die allorts hier zusammenkamen?

— — — — — — — — — — — — — — —

„In Köln wars, wo sich ein weiterer Passagier einstellte, dessen Wesen und Bewegungen mir überaus bekannt vorkamen. Wo und wann hatte ich wol diesen wettergebräunten Menschen gesehen? — Sein scheuer Blick verweilte nur einen Augenblick auf mir, dann wandte er sich rasch ab und vermied es, mich anzusehen. „Wo sollst du nur den Mann hinthun?" sagte ich zu mir im Stillen. Ich rekognoscirte den Unheimlichen von Neuem, der mir geflissentlich auswich. Beim Vorübergehen fixirte ich den Mann zum wiederholten Male recht sorgsam, und als er dies merkte, überfloß eine bedenkliche Röthe sein düsteres Antlitz, eine seiner Stirnadern schwoll an und eine Narbe oder ein Muttermal trat schärfer hervor. Jetzt tagte es

in mir — auch dies Kennzeichen war mir bekannt, irgendwo war es mir schon zu Gesicht gekommen — schon lange — in meiner Jugendzeit... Ich sann nach... Ja, ja, so war's, im Buchenwald, zuerst mit Eurem seligen Großvater, meinem Vater, im Streit, dann später mit unserm alten Forstwart im heftigen Kampfe, endlich mir selbst allein gegenüber, Mann gegen Mann, mit der Büchse in der Hand, darauf gefaßt, vielleicht genöthigt, den Feind zusammenzuschießen, wenn ich nicht von ihm niedergeschossen sein wollte — ja, so war's, aus jener langen Zeit her kannte ich ihn. — Der ehemalige, weit und breit gefürchtete Wilderer und Holzfrevler, wol auch Pascher, Samuel Kraushaar mit Namen. Doch war die Sache damals noch leidlich abgegangen; ich hatte den von mir mehrfach schon ertappten Wilddieb endlich erwischt und festgehalten. Doch bei einem solchen entschlossenen Gegner konnte davon nicht die Rede sein, daß derselbe sich hätte ruhig in sein Schicksal ergeben und wegführen lassen. Er riß vielmehr, gewandter als ich, mir die Büchse, die ich ihm eben erst entwunden, wieder aus der Hand... und nun wär's bald um mich geschehen gewesen... Denn der Samuel fehlte seinen Mann nicht... Er drückte ab... Glücklicher Weise streifte der Schuß nur meinen linken Arm. Doch ich strauchelte in diesem Augenblick und stürzte zu Boden. Mutter erinnert sich noch jenes Tages... Kurze Zeit nachher war ich schon wieder auf den Beinen. Der Samuel aber ließ nichts mehr von sich hören noch sehen, er war und blieb verschwunden und man hatte von ihm nichts wieder gehört...

„Ihm und keinem Anderen war ich hier auf dem Dampfer so unerwartet begegnet. Freilich kam er mir nach so manchen Jahren wie ein völlig anderer Mensch vor, sein Aussehen war noch unheimlich genug, aber ein schmerzlicher oder vielmehr düster-wehmüthiger Zug umschlich von Zeit zu Zeit seinen Mund. Wehmuth, dies war früher des gefürchteten Gesellen Sache gerade nicht, Schmerz bereitete er wol Anderen... Ob er aber dergleichen jemals selbst gefühlt? — Wer konnt' es wissen. Er galt überall für einen schweigsamen, abgeschlossenen Charakter... Und gerade ihn, der dereinst mein Leben bedroht, sollte ich hier während einer Lustfahrt nach vielen, vielen Jahren wiederfinden! Ich schaute unaufhörlich nach meinem Mann hin, endlich verdroß diesem die Aufmerksamkeit von meiner Seite, er ergriff ein Bündel, welches auf dem Passagiergepäck zu oberst lag, schnürte es auf, entrollte aus demselben eine köstliche Pantherdecke, breitete solche an einer weniger besetzten Stelle des Verdecks aus und lagerte sich auf dem Prachtfell, stumm und starr auf den dem Meere zueilenden Strom schauend. Aber ich war entschlossen, von meinem Manne nicht abzulassen. Ich trat der Stelle näher, wo derselbe ausgestreckt lag, und sagte: „Eine schöne Tigerdecke dies, wol von weit hergebracht?" — Der Angeredete, ohne sich umzuschauen, nickte mit dem Kopfe. — „Wol auch Jagdfreund und weit umher gekommen?" — Wie wenn diese harmlose Frage einen wunden Fleck seines Lebens getroffen, so zuckte der Fremde zusammen und wiederholte, unverwandten Blickes auf die Wasserfluten, das zuerst gegebene Bejahungszeichen. — „Unser Einer ist auch ein alter Jägersmann, seit Kindesbeinen mit dem Waidwerk wohl vertraut, gegen Wind und Wetter abgehärtet, just wie Sie, mein Reisegefährte." —

Doch dieser nahm von der begonnenen Selbstbiographie durchaus keine Notiz, ja er veränderte seine Lage nicht einmal, als ich auf der Schiffslehne dicht neben ihm Platz nahm. „Hab' manch schönes Gratthier, auch manchen Sechzehnender, auch mehr als einen gefürchteten Räuber erlegt, bin auch zur Bärenjagd ausgezogen", fuhr ich fort, „aber Tigerkatzen und dergleichen Bestien sind mir eigentlich stets wie geflissentlich aus dem Wege gegangen, oder vielmehr ich habe nie Gelegenheit gehabt, mit ihnen zusammen zu gerathen!" —

„„Es ist kein Tigerfell, das Ding da unter mir, es stammt von einem überseeischen Jaguar her. Doch das ist Alles egal, denn solch ein südamerikanischer Jaguar kann einem das Leben auch schon sauer machen, wenn man darauf ausgeht, ihn zu jagen — ich kann davon erzählen." — „Ach thut's doch", erwiederte ich, froh, meinen Mann zum Sprechen gebracht zu haben; „ich bitte Euch, erzählt mir, wie Ihr zu der herrlichen Beute gekommen seid." — „Ach die Geschichte ist des Erzählens nicht werth, ich habe der Bestie einfach den Hals zugedrückt", sagte der Jaguarjäger, indem er sich umdrehte und mir ins Gesicht schaute; doch da ich fortfuhr, ganz unverfänglich nur mich mit dem Felle zu beschäftigen, so verlor sich der Unmuth, der sich über des Fremden Gesicht gelagert hatte, und er fragte mich: „Wissen Sie, Herr, welche Bewandtniß es hat mit dem Jaguar in den verschlungenen, schier unzugänglichen Wildnissen von Südamerika oder vielmehr von Brasilien, wo ich mich eine Zeit lang herumgetrieben?" — „Nein, Herr Reisender, in solchen Jaguargeschichten bin ich nicht bewandert; die Jagdthiere, auf die ich ausgegangen, schließen mit dem Wolfe ab ..." — „Seien Sie froh, daß es so ist", meinte mein Brasilianer; „eine Jagd im deutschen Forst macht dasselbe Vergnügen und verursacht weniger Mühe und Noth. Der Jaguar des Amazonenflusses zum Beispiel, von dem die Tapuyas, jener rohe Indianerstamm, unter dem ich mit einem Franzosen einige Monate verbrachte, neun verschiedene Arten unterscheiden, ist dasjenige Thier, welches dort am meisten bewundert und am wenigsten gejagt wird, einmal, weil die Eingeborenen sein Fleisch nicht mögen, noch weniger sein Fell, weil sie glauben, sein Träger stamme von Jurupari, ihrem Teufel, ab, der ihn aus seinem eigenen Koth geknetet habe; woher die Benennung biche-diabo (Teufelsthier) stammt, womit sie diese Katze bezeichnen, die mit der Kühnheit, Stärke und Wildheit die Tücke und Hinterlist des Geistes der Finsterniß vereinigt. So sagen sie, daß der Jaguar besonders lüstern nach Fischen ist und daß seine Weise, dieselben ohne Netze und Angel zu fangen, es deutlich zeige, wie der Teufel, sein Lehrmeister, ihm dabei behülflich sei. Zu diesem Zweck sucht sich der Jaguar einen quer übers Ufer gefallenen Baum, auf dessen äußerstem Ende er sich niederlegt und von Zeit zu Zeit mit seinem Schweif ins Wasser schlägt, indem er das Fallen einer reifen Frucht nachahmt. Dieses Geräusch täuscht den Paco, den Pira-Avara und den Surubi; sie wähnen, daß eine Palmfrucht oder Eichel vom Baume gefallen sei, und kommen nun herbei, um diese zu erschnappen. Doch kaum steckt solch ein leichtgläubiger Fisch den Kopf zum Wasser heraus, so schlägt auch schon der Jaguar mit der Tatze nach ihm und wirft ihn ans Ufer.

Welt der Jugend. VI. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kampf des Jaguar mit dem Ameisenbär.

Oft überrascht er auch die große Schildkröte, welche die sandigen Ufer des Stromes belebt, dann dreht er sie rasch um und tritt ihr mit der linken Tatze auf den Bauch, wodurch sie sich nicht mehr bewegen kann, während er sie mit der zwischen Rücken- und Brustschild eingesetzten rechten Tatze stückweise zerreißt.

Der fischende Jaguar auf der Lauer.

„„Die wunderbare Geschwindigkeit des Affen rettet diesen nicht immer vor dem Zahn des Jaguars, der ihn von Ast zu Ast bis auf die Spitze der Bäume verfolgt und dann auf ihn losstürzt, ohne sich vor einem Sprung von 10 bis 15 Meter Höhe zu scheuen, den er übrigens abschwächt, indem er sich nach Art unserer Hauskatze auf seine vier Pfoten niederfallen läßt.

„„Mit den Zähnen und Klauen auf dem Rücken des Tapirs festgeklammert, den er an einer Tränke überrascht hat, läßt sich der Jaguar von ihm durchs Dickicht schleppen, taucht mit dem Dickhäuter in den Schlamm oder ins Wasser unter, zerreißt ihn auf der Flucht und zerbricht ihm zuletzt das Genick.

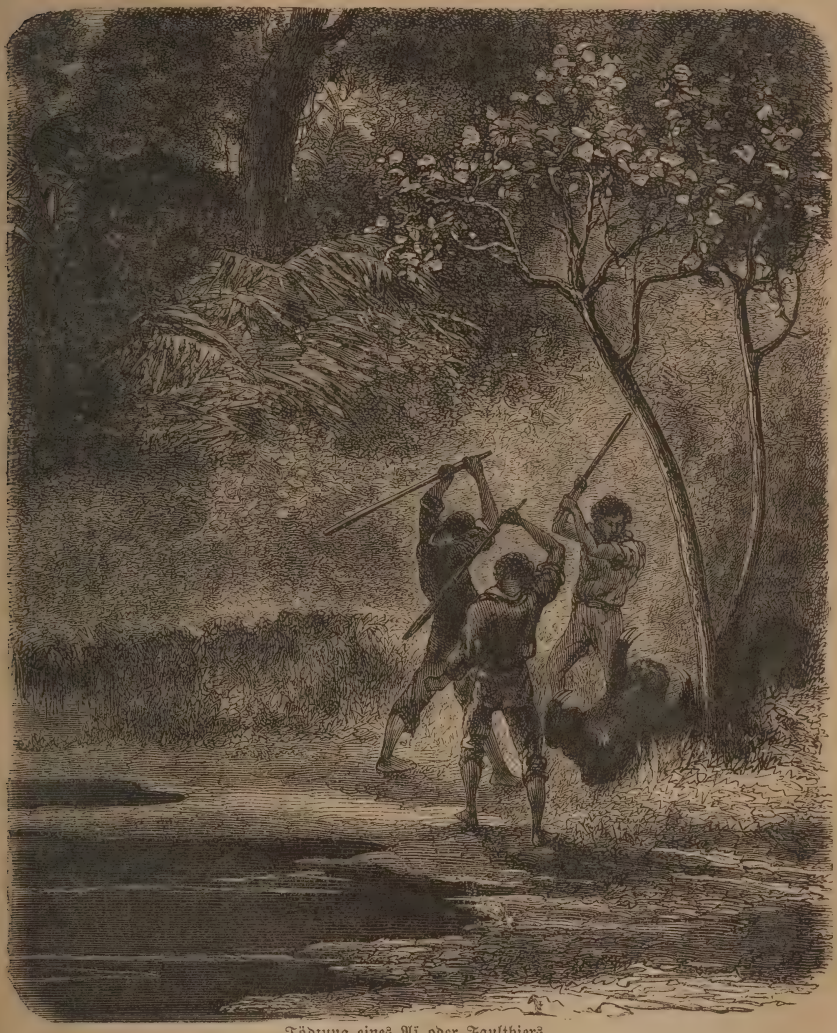
„„Doch auf dieser Welt ist Keiner, der nicht seinen Meister fände. Unter den Bewohnern der brasilianischen Wälder giebt es ein Thier, das gleichsam das Vergeltungsrecht am Jaguar ausübt und ihn seine Räubereien theuer bezahlen läßt: das ist der Tamandu-huasu oder große Ameisenbär. In dem Augenblicke, wo die Katze unbedachtsam auf ihn losspringt, legt sich der langnasige Erdwühler auf den Rücken, umarmt den Jaguar mit seinen vier Beinen und treibt die furchtbaren Krallen, mit denen diese bewaffnet sind, ihm in den Leib. So vereinigt, trennen sich die beiden Feinde nicht mehr, sondern sterben einer auf dem andern. Wenn die Tapuyas solche verschlungene Skelette in den Wäldern finden, so sagen sie, der Jaguar und der Tamandu haben den Hausfrieden gebrochen.“

Der Aï oder das Faulthier.

„„Eines Tages hatten wir, der Franzose Herr Marcoy *), mit dem ich reiste, und ich, noch das Ende der Flut benutzt, um mit unserem Boot weiter zu kommen. Wir fanden das Fahrzeug in einer kleinen Bucht vor Anker liegend und würden wol sogleich weiter gefahren sein, wäre nicht einer unserer indianischen Begleiter auf Grund gewisser Spuren zu dem Schlusse gelangt, es müsse sich in der Nähe ein Jaguar umhertreiben, aber der Eingeborene meinte, der „Teufelsbraten“ sei nach dem andern Ufer hinüber geschwommen! Wir entschieden uns daher, am jenseitigen Ufer emporzusteigen, der Stelle, wo der Einmaster lag, gerade gegenüber. Ganz in der Nähe dehnte sich einer von jenen Palmenwäldern (miritis) aus, die an den Ufern des untern Amazonenflusses so häufig vorkommen, wo sie bisweilen eine Meile Land bedecken. Die geraden, regelmäßigen und glatten Stämme dieser Bäume gaben ihnen das Ansehen von Säulenschäften aus grauem Marmor, die einem Architrav von Laubwerk zu Stützen dienten. Weiterhin an einer freien Stelle zwischen Fluß und Wald wuchsen zwei oder drei Cecropien. Der hohle Stamm des einen dieser Bäume beherbergte einen Bienenschwarm, was unsere Tapuyas auf den Einfall brachte, die Künstler auszuräuchern, um sich den Honig und das Wachs derselben anzueignen. Kaum hatten sie sich dem Orte genähert, als es raschelte und lebendig ward. Schon glaubten wir ganz unversehens auf den Gegenstand unserer Jagdlust gestoßen zu sein. Die Tigerkatze ließ jedoch auf sich warten — statt ihrer erschien eines jener Thiere, die von den Indianern Aï, von den Portugiesen Préguiça, von den Gelehrten Bradypes genannt werden. Es ließ sich schon an dem sanften, lang gezogenen Ton erkennen, den es hören ließ und der halb dem Miauen einer Katze, halb einer menschlichen Wehklage gleicht. Auf diese Schreckensäußerung des Thiers antworteten die Tapuyas mit einem Freudengeschrei.

*) Die Mittheilung dieses wahrhaften Reiseerlebnisses rührt von Marcoy, einem namhaften Reisenden der Gegenwart, her.

„„Das Faulthier saß neben einer Cecropia, auf welche es soeben hinaufklettern wollte, und hielt mit dem linken Arme den Baum umfaßt, während der rechte am Körper schlaff herunterhing.



Tödtung eines Ai oder Faulthiers.

„„Da das Begegniß für uns Alle neu war und die langsamen Bewegungen des Thiers einigermaßen vor bösen Absichten desselben sicherstellten, so ging ich hin, um mir es in der Nähe anzusehen; das Faulthier seinerseits hob den Kopf in die Höhe und fing ebenfalls an, mich neugierig zu betrachten. In seinem dicken Kopfe

saßen runde Augen, geadert wie Achatsteine und so klar wie Kinderaugen; der Ausdruck derselben hatte etwas Eigenthümliches, beinahe Rührendes, so sehr drückten sich Sanftmuth und Melancholie darin aus; die Farbe des langhaarigen, rauhen Pelzes war unten weiß, in der Mitte grau und an den Beinen schwarz. So oft die Tapuyas Miene machten, Hand an das Thier zu legen, bewegte sich dasselbe mit traurigem Gesicht hin und her und schlug mit dem rechten Arm, den es frei hatte, auf seine Brust, gleich einer alten Frau, die ihr Schuldbekenntniß betet; diese sonderbare Geberde des Faulthiers ist seine gewöhnliche Art, sich in Vertheidigung zu setzen. Hätte einer der Männer es nur unbedachtsam angegriffen, so würden die drei spitzen Krallen, mit denen jedes seiner Glieder zu diesem Zweck bewaffnet ist, den Unvorsichtigen umklammert und nicht wieder losgelassen haben. Eine Schlinge und eine tüchtige Zahl Stockschläge machten dem armen Aï bald den Garaus und sein Kadaver wurde in die Pirogue geworfen.

„„Aber auch den Jaguar sollten wir bald zu Gesicht bekommen. Er mußte kurz vorher eine gute Mahlzeit eingenommen haben, denn als wir, vorsichtig nach allen Seiten ausschauend, einem Dickicht näher traten, sahen wir ihn zwischen zwei starken Aesten einer Cecropie hingekauert, mit halbgeschlossenen Augen, träge, wie leblos, hocken. Hatte er vielleicht schon irgend ein Abenteuer zu bestehen gehabt, welches seine Kräfte erschöpft oder ihn vielleicht gar verwundet hatte? Darauf ließen einzelne Blutstropfen schließen, die wir nun erst auf dem Grün des Pfades, den wir verfolgten, wahrnahmen. Unsere dunkelhäutigen Begleiter zeigten kein Verlangen, mit der Katze anzubinden, und waren bis auf zwei zurückgeblieben; diese mahnten, vorsichtig zu sein. Die Blutspuren mehrten sich — hatte nach unserm Jagdthier vielleicht ein derber Kaiman, auf den dasselbe es abgesehen, zugeschnappt? Während wir noch darüber Vermuthungen anstellten, erhob sich das Wild, und mit einem mächtigen Satze durch die verschlungenen Aeste des hoch emporgeschossenen Gestrüpps hindurch war es mit einem Male mitten unter uns, einen der Tapuyas niederreißend und seine Tatzen in dessen Seiten tief einschlagend. Doch ebenso rasch entriß ich dem anderen scheu zurückweichenden Eingeborenen die Schlinge, die er noch von der Erdrosselung des Aï in der Hand trug, und warf sie mit solchem Geschick und Erfolg dem Jaguar um den Hals, daß der Versuch zu einem zweiten Ausfall kläglich mißlang. Herr Marcoy nahm nun die Büchse, welche er bereits auf das Tigerthier angeschlagen, wieder unter den Arm und ließ mich die begonnene unblutige Heldenthat allein zu Ende führen. Es blieb nicht viel mehr zu thun übrig; denn der Jaguar lag bald darauf erwürgt zu unseren Füßen. Seit der Zeit galt ich unter den Tapayas für einen gefeierten Mann, vielleicht auch für einen Genossen ihres Erzfeindes, des Satans, — denn noch war es selten vorgekommen, daß eine Schlinge so rasch und sicher im rechten Augenblick so glücklich getroffen hätte, daß das Fell des Jaguar am Hals kaum merklich verletzt erschien. Einstimmig ward mir der allein werthvolle Theil der Beute zuerkannt...

„„An Bord zurückgekehrt, waren unsere Leute, die über dem Zwischenfall die Bienen und den Honig vergessen hatten, damit beschäftigt, das Aï an den Haltseilen

des Masts emporzuziehen. Hierauf zogen sie demselben das Fell ab und machten es wie eine Köchin mit dem Hasen. Die Beute hatte übrigens nicht viel mehr als Haut und Knochen am Leibe. Aus der bedeutenden Stärke der Muskeln seiner vier Beine erkannte ich, wie dienlich ihm diese sein mußten, um langsam an dem Stamme der Bäume hinaufzusteigen oder an denselben sich von den höchsten Aesten herunter hängen zu lassen.

„„Aus dem Rückenstück des Thiers, einigen Zwiebeln, sehr vielem Gewürz und einem Rest der rothen Bohnen von Santarem bereitete einer der Tapuyas ein Ragout von zweifelhaftem Aussehen, dessen Duft aber nichtsdestoweniger unsere Nasen kitzelte. Ich aß nur wenig, weil mir noch immer der fast menschliche Blick des Aï, den er mir vor dem Tode zugeworfen, vorschwebte; aber der Steuermann und die Mannschaft, weniger bedenklich als ich, ließen von dem Gericht nicht das Geringste übrig ...“

„In diesem Augenblicke gab unser Dampfer das Signal zum Anhalten. Rasch erhob sich der Fremde, raffte, ehe ich noch daran glauben mochte, sein Fell auf, ergriff seinen Mantelsack, gab einem der Matrosen einen Wink, ihm einen Koffer nachzubringen, und schritt mit dem kurzen Gruß „Gott befohlen!“ dem Brete zu, welches vom Dampfer nach dem Ufer führte. „Adieu, Samuel Kraushaar!“ rief ich, fast ohne es zu wollen, dem Davoneilenden nach. „Leben Sie wohl, Förster Grunert!“ lautete der Gegengruß. „Ich hab' Sie wohl erkannt“, fügte er rasch den Abschiedsworten hinzu, „und scheide mit leichtem Herzen ..., denn mich hatte der Glaube, Sie damals, Sie wissen ja, zum Tode getroffen zu haben, fort getrieben, fort in die weite Welt ...“

„Wieder ertönte der schrille Pfiff des Dampfers ... Ich starrte nach dem Ufer hin, mein alter Feind winkte mir mit der Hand noch einen Gruß zu, ich erwiederte denselben ..., bald war der Dampfer weit entfernt von der Stelle, wo der Brasilianer ans Land gestiegen ... Wir haben uns nie wieder gesehen.“

Nach geraume Zeit bot das erzählte Erlebniß Veranlassung zu Frage, Antwort und Gegenrede. Man erging sich im Bedauern, daß der Oberförster nicht *mehr* von den Erlebnissen des ehemaligen Wilderers in Erfahrung gebracht — als mit einem Male die Hunde anschlugen und die Ankunft eines Fremden verkündet ward. Wer konnte es anders sein, als der sehnlichst erwartete Kapitän. Und in der That, aus der vor der Gartenthür haltenden Kalesche entwand sich, nicht ohne einige Anstrengung, der von allen Seiten willkommen geheißene Walfischfahrer. Ein Gichtanfall war's, wodurch er ein paar Tage sich ans Zimmer gefesselt gesehen, und erst gegen Mittag des heutigen Tages hatte der Arzt es gestattet, die Fahrt nach dem Forsthause anzutreten.

Die Frau Oberförsterin brachte Erfrischungen, Herr Grunert sorgte für duftende Havannas. Unwillkürlich richtete sich, nachdem der Gast sich etwas erholt, das Gespräch wieder auf den kurz vorher verlassenen Gegenstand. Samuel Kraushaar und seine Pantherjagd mußte noch ein zweites Mal zum Besten gegeben werden. Auch den Kapitän interessirte das eigenthümliche Erlebniß.

„Meine Freunde", nahm er das Wort, „was ich vernommen, ist eine wundersame Begegnung und das erzählte Pantherabenteuer gehört in Wirklichkeit zu den selteneren Jagdstücken und Fanggelegenheiten. Was aber haltet ihr von einer

Pantherjagd auf hoher See?

„So seltsam auch die Ueberschrift zu meiner Jagdgeschichte klingt, so habe ich sie doch selbst als Matrose auf einer holländischen Barke auf hoher See erlebt; es läßt sich daher etwas gegen dieselbe nicht einwenden. Wir lagen im Hafen von Batavia, hatten unsere Ladung bereits übernommen und waren bereit, in See zu gehen, als kurz vor Thorschluß noch ein Käfig mit zwei schwarzen javanesischen Panthern (Leopardus melas) und eine größere Anzahl hochbeiniger, dürrer ostindischer Schafe an Bord anlangten. Erstere waren als Geschenk eines holländischen Kaufmanns für einen der zoologischen Gärten Europas bestimmt. Letztere, die Schafe, sollten den Panthern als Futter dienen. Der Käfig, worin sich die beiden Raubthiere befanden, war von starkem Holz, doch vorn, anstatt — wie gewöhnlich — mit eisernen Stangen, mit starkem Bambusrohr verwahrt. Der Steuermann wollte die Katzen in diesem Käfig nicht annehmen, indem er meinte, das Bambusrohr gewähre nicht genügenden Schutz; er stellte daher dem Ueberbringer keinen Empfangsschein aus, ließ den Kasten jedoch aufs Verdeck setzen und benachrichtigte den Kapitän, welcher sich noch am Lande befand, von dem Vorgefallenen. Dieser ertheilte die Antwort, der Steuermann solle den Empfangsschein nur ausstellen, da die Thiere in Ostindien nie auf andere Weise versandt würden, denn sie hätten vor dem Bambusrohr, welches leicht splittert, gewaltige Scheu und wagten es deshalb nicht, mit den Tatzen dagegen zu schlagen.

„Der Käfig wurde also auf der großen Luke mittels Tauen festgemacht und ein getheertes Segeltuch darüber gelegt, um die Thiere vor etwa überflutendem Seewasser zu schützen. Zur Vorsicht mußte des Nachts noch ein Matrose bei dem Käfig Wache stehen, um zu beobachten, ob die Panther vielleicht doch einen Ausbruch versuchen würden.

„Wir waren schon einen Monat auf See, die Panther hatten sich bis dahin ruhig verhalten; der Kapitän gab nun Befehl, den Wachtposten an dem Käfig einzuziehen, da ein Unfall nicht mehr zu befürchten sei. So segelten wir noch ungefähr eine Woche, als wir eines Tages, noch vor Sonnenaufgang, mit dem üblichen Deckwaschen begannen. Ein Matrose nahm dabei das Segeltuch von dem Käfig und sah zu seiner Ueberraschung, daß die Panther in der Nacht ausgebrochen waren. Der größte Theil der Mannschaft sprang bei dieser Nachricht in das Takelwerk, wo man sich vor den Thieren am sichersten glaubte; der Steuermann aber rannte in die Kajüte, weckte den Kapitän und meldete ihm das Geschehene. Beide kamen bald mit einigen geladenen Revolvern und Büchsen an Deck und vertheilten die Waffen unter die Mannschaft; Diejenigen, welche ohne Vertheidigungsmittel waren, blieben im Takelwerk.

„Jetzt begann die Jagd. Der Kapitän befahl, die Thiere, die aber in diesem Momente noch Niemand sah, wo möglich lebendig in den Käfig zurückzubringen. Dazu zeigte die Mannschaft freilich wenig Lust, einestheils aus Furcht vor den Pantherkrallen, anderntheils wol auch noch aus einem andern Grunde. Ich habe nie den Verdacht unterdrücken können, daß nicht Wenige sich nebenbei der Schafe erinnerten, welche, wenn die Panther erst todt waren, der Küche verfallen mußten, und frisches Fleisch gilt auf langen Reisen an Bord stets als eine Delikatesse, die Niemand geringschätzt und die sich nicht nur der Abwechslung, sondern auch der Gesundheit halber wünschenswerth macht.

Eine Pantherjagd an Bord eines Segelschiffes.

„Mit größter Vorsicht und Aufmerksamkeit wurde Alles durchsucht, zuerst der Schafstall, nach dem die beiden Raubthiere vermuthlich am meisten Anziehungskraft verspürten. Dort fanden sich jedoch die Ausreißer nicht. Man durchstöberte alsdann das Verdeck weiterhin, die Kajüte, das Matrosenlogis, doch kein Panther ließ sich sehen, und wir kamen daher allmählig auf den etwas kühnen Gedanken, daß die beiden Flüchtlinge über Bord gesprungen seien, um auf diese Weise ihrer Gefangenschaft ein Ende zu machen. Die Mannschaft schien sich mit dieser Annahme rasch vertraut gemacht zu haben. Das Suchen ward eingestellt und das Deckwaschen wieder aufgenommen. Nach etwa einer Viertelstunde gab der Steuermann einem Matrosen Auftrag, das Schiff vorn, wo der Koch gewöhnlich den Abgang der Küche über Bord wirft, außerhalb, so weit er reichen könne, mit Wasser abzuspülen.

Der Matrose mußte, um den Befehl auszuführen, an der genannten Stelle über die Verschanzung steigen. Eben wollte er dies in aller Ruhe bewerkstelligen, als er plötzlich wieder auf das Verdeck zurücksprang und rief:

„„Ein Panther! Ein Panther!"

„Es war dem wirklich so.

„Einer der Panther war über die Verschanzung geklettert und außerhalb des Schiffes zwischen die Püddings (eiserne Stäbe, welche die Wanten unten am Schiffe festhalten) gerathen. Hier hatte er sich eingeklemmt und konnte sich, trotz seines Arbeitens mit den Beinen und dem Kopf, aus seiner neuen Gefangenschaft nicht loszwängen. Nun eilte die ganze Mannschaft, sammt dem Kapitän, herbei. Letzterer beorderte den Koch und den Zimmermann, die beiden kräftigsten der ganzen Schiffsequipage, den Panther herauszuholen und ihn lebendig nach dem Käfig zurückzubringen. An diesem mußten unterdeß zwei Matrosen quer über das Bambusrohr große eiserne Stäbe befestigen. Allein weder Koch noch Zimmermann machten Anstalt, den Befehl des Kapitäns zu vollziehen. Der Panther vermochte in seiner jetzigen Lage Niemanden zu verletzen; man konnte ihn sogar ruhig befühlen und dabei wahrnehmen, daß er am ganzen Körper zitterte. Wahrscheinlich fürchtete er sich eben so sehr vor uns, als wir vor ihm.

„Als Niemand Miene machte, das Thier zu befreien und es nach seinem Käfig zurückzubringen, so bot der Kapitän, welcher eine gute Gratifikation zu erwarten hatte, wenn er seine Pantherladung lebendig an den rechten Ort gebracht, zehn Gulden Belohnung — indessen auch jetzt rührte sich Niemand. Es blieb ihm nun nichts übrig, als selbst mit dem Panther anzubinden; aber dazu war wiederum von seiner Seite keine Neigung vorhanden.

„Das Ende vom Liede war, daß der Brave seinem gepreßten Herzen durch heftiges Fluchen und Schelten Luft machte, wobei er uns die Versicherung gab, daß wir arge Feiglinge wären, die es nur auf die Schafe abgesehen hätten. Zuletzt entschloß er sich, den Flüchtling durch einen Schuß vom Leben zum Tode zu bringen, drohend, alle Schafe todtzuschießen und über Bord zu werfen. Diese Aussicht würde uns allen Humor stark verpfeffert haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß der Polterer selbst gern Hammelbraten gegessen hätte.

„Der Panther war also todt. Sein Fell wurde abgestreift, mit Arsenikfalbe eingerieben und als Trophäe des ruhmlos davongetragenen Sieges über dem Schafstall aufgehängt.

„Und wiederum begann das Deckwaschen. Wir waren damit beinahe zu Ende, als der Wind, welcher bis dahin vom Stern her geweht hatte, umsprang und uns hinderlich wurde. Der Steuermann gab deshalb Befehl, das große Stängen-Stag-Segel, welches in einem Netze des großen Stages lag, beizusetzen. Kaum war ein Theil des Segels gehißt, als der andere Panther, der unter demselben sich verborgen, sichtbar wurde, hervorsprang und sich auf dem Deck niederkauerte, mit seinen Katzenaugen starr nach dem Quarterdeck hinstierend.

„Wir sprangen wieder in die Wanten; der Kapitän jedoch verblieb, mit der Büchse in der Hand, auf dem Quarterdeck. Er verlangte wiederum nach dem Zimmermann und dem Koch; sie sollten sich mit wollenen Decken hinter dem Panther heranschleichen und ihm dieselben über den Kopf werfen. Zugleich versprach er eine noch höhere Prämie als vorhin dem glücklichen Fänger.

„„Un wenn dat Beest biten deiht (beißen thut)?" fragte der Zimmermann, ein derber, schlanker Mecklenburger.

„„Dann gebe ich das Doppelte!" war die Antwort.

„„Na, ick will dat doch leiwer bliwen laten", meinte jener pomadig, und darin stimmte die ganze Schiffsmannschaft mit ihm überein. Was war gegen solche philosophisch vorsichtige Menschen auszurichten, in denen nichts von Geldseelen zu verspüren war? Wiederum griff der Schiffsbefehlshaber zum vernichtenden Feuerrohr. Ein gut gezielter Schuß machte auch dem Leben des zweiten Panthers ein Ende; auch sein Fell wurde mit einem markdurchschütternden Beifallsruf über dem Schafstall aufgehängt.

„Die Schafe sind zwar nicht so schön wie die unsrigen, auf dem Meere schmecken sie aber trotzdem vortrefflich. Heute allerdings, indem ich an jenes Erlebniß zurückdenke und das Interesse für frisches Hammelfleisch in seine ihm gebührenden Schranken zurückgetreten ist, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, die schönen Thiere, die schwarzen Panther, möchten den Ort ihrer Bestimmung ohne Unfall erreicht haben. Es war thöricht, eine solche Sendung mit einer gewöhnlichen Schiffsgelegenheit abgehen zu lassen. Dergleichen muß man mit der ostindischen Ueberlandpost befördern; die Panther würden sicher an Ort und Stelle angelangt sein. Auch muß ein besonderer Wärter für solche Thiere gewonnen werden, wenn schon dadurch die Kosten sich vermehren.

„Dem berühmten Thierhändler Cassanova, der mit wilden Bestien sehr gut umzugehen versteht, erzählte ich einige Jahre später diesen Vorfall. Er bestätigte, daß das Manöver mit den wollenen Decken ein durchaus richtiges gewesen sei, und er zweifelte keineswegs, daß die Panther sich auf diese Weise hätten ruhig nach ihrem Käfig zurückbringen lassen."

Damit endigte Kapitän Lehmann seine interessante Mittheilung und versprach, wenn die Gesellschaft sich wieder in der Jasminlaube zusammenfände, ein anderes, noch wichtigeres Thema zum Vortrag zu bringen, nämlich die Art und Weise zu erzählen, wie der Walfisch gegenwärtig wirklich gejagt und wie die Beute heimgebracht wird.

Für heute war man befriedigt und zog sich allseitig zurück.

E. L.

Vetter Jakob.

Eine Erinnerung aus der Kindheit.

Mitgetheilt von Oskar Lemcke.

Mein Vater ist der Pfarrer an der Kirche eines Dorfes, welches unweit Hutstadt in Ostpreußen liegt. Das geräumige Pfarrhaus, in welchem ich geboren, grenzt an den Kirchhof. Von Erlebnissen aus meiner frühesten Jugend habe ich fast nichts im Gedächtniß behalten. Meine älteste Erinnerung reicht bis zur ersten Unterrichtsstunde, die ich von meinem Vater empfing. Er führte mich zuerst in die Geheimnisse des Alphabetes ein, indem er mir die Bedeutung der Buchstaben auf einem Grabsteine zu erklären suchte. Dieser schwere Stein befand sich zu Häupten des Grabes meiner Mutter. Zu einem Spaziergange dorthin pflegte ich den Vater aus seinem Studirzimmer abzuholen, in welchem er die Predigt für den nächsten Sonntag lernte. Auf mein Klopfen an der Thür pflegte er zu antworten: „Wer ist da? Was willst Du, mein Kind? Besuche Deine Mama! Geh', Lischen, und lerne hübsche Buchstaben!"

Er sagte das mit seiner liebevollen und doch kräftigen Stimme, die Jeder an ihm leiden mochte, und ich ging allein, wenn er verhindert war. Hatte der gute Vater aber Zeit, dann legte er Papiere und Bücher bei Seite und begleitete mich.

Waren wir dann am Grabe meiner lieben Mama, so erklärte er mir die einzelnen Buchstaben auf dem Stein und wies mich an, Silben und Wörter auszusprechen. In solcher Weise ward die Grabschrift auf dem Stein meiner Mutter mir Fibel und Gebetbuch zu gleicher Zeit: ich lernte leicht und früh lesen und beten. —

Unser Kirchhof zwischen dem Pfarrhause und der Kirche, ein herrlicher, großer Platz, war mit stolzen Bäumen bepflanzt, Eschen und Trauerweiden, Akazien und Rosenstöcken. Papa nannte ihn auch Gottesacker oder Friedhof und meinte, erst die Todten genießen den wahren Frieden, den ihnen oft das Leben versagt. Zwischen den einzelnen Gräbern stand dichter Rasen, grün und weich wie Sammet. Die Gräber waren nicht durchgängig mit Kreuzen oder Steinen geschmückt; oft erkannte man auch die Schrift auf den letztern nicht mehr, die theils von Gewächs überwuchert, theils schon alt und verwittert waren. Obwol der Kirchhof schon sehr alt war, so reichte er doch noch immer aus für unser stilles Dörfchen. Die meisten der hier ruhenden Todten hatten keinen Anverwandten mehr auf der Welt, der ihr stilles Grab gepflegt hätte. Nur wenige Gräber trugen zeitweise den Schmuck frischer Blumen und Kränze. Unter diesen war auch der Hügel meiner theuren Mutter, den ich im Sommer täglich mit duftenden Rosen oder Vergißmeinnicht schmückte. Denn obgleich ich nichts vom Tode wußte und Papa's Worte nicht verstand, sagte er oft zu mir, das Andenken Gestorbener ehre man so am besten. Auf den Winter war ich ordentlich böse, weil mich sein Schnee und Unwetter sehr oft hinderten, den Kirchhof zu besuchen; aber die Natur verlange einmal den Winter, sagte der Vater, sonst könnten wir auch den schönen Frühling nicht haben.

Ich beschränkte mich also darauf, hübsche Blumen in Töpfen im Zimmer zu ziehen, da mir Papa den Samen dazu aus der Stadt mitbrachte, wenn er sich ein Buch kaufte oder sonst Geschäfte dort hatte. Solche Blumen wollen zart behandelt sein, und das that ich nun auch nach besten Kräften, begoß sie fleißig und hielt sie warm; sobald sie aber hübsch blühten, trug ich meiner Mutter einen Topf hinaus aufs Grab. Der Rasen rings um die Mama war sonach im Sommer mein steter Aufenthaltsort; hier lernte und spielte ich am liebsten und freute mich des schönen Maimonats und meiner Jugend.

Eines Tages saß ich gerade auf einem Tritte gegenüber der Kirchhofsmauer, als ein vorübergehender Herr, den ich erst nicht bemerkte, mich sorgfältig die einzelnen Buchstaben von meiner Mutter theurem Namen ablesen und deutlich die Worte „Elisabeth Rosenbach" aussprechen hörte. Ich konnte ja buchstabiren und sprach daher mit fester Stimme, als ob ich etwas Großes verrichtet hätte. Der fremde Herr aber war mein Vetter oder vielmehr Oheim Jakob, der Bruder meiner Mama. Er war See-Offizier, hatte die Heimat einige Wochen nach der Hochzeit meiner theuern Eltern verlassen und war nun von einer langen Seereise heimgekehrt, um uns zu besuchen. Keine Nachricht von dem Hinscheiden meiner Mutter hatte ihn erreicht, obgleich sie schon länger als ein Jahr beerdigt lag.

Als mein Oheim mich auf dem Tritte sitzen sah und mich der Mama Namen nennen hörte, sah er mir genauer ins Antlitz und schien einige Aehnlichkeit zu finden

zwischen meinen Zügen und denen seiner Schwester. „Wer hat Dich denn so hübsch buchstabiren gelehrt, Kleine?" fragte er mich. „Mama", entgegnete ich; denn ich glaubte, die Worte auf dem Steine rührten irgendwie, auf welche Weise aber wußte ich nicht, von Mama her, und ich hätte sie also von ihr gelernt.

„Und wer ist Deine Mama?" fragte der Onkel wieder. „Wie heißt sie denn?" — „Elisabeth Rosenbach", sagte ich.

Darüber freute sich mein Oheim, nannte mich seine liebe kleine Nichte, nahm mich bei der Hand und wollte mit mir zur Mama gehen. Er gedachte seiner Schwester eine hübsche Ueberraschung zu bereiten, wenn sie sähe, wie ihr Töchterchen den lange schon todt geglaubten „Onkel Seemann" nach Hause brächte.

Ich war es natürlich wohl zufrieden, ihn mitzunehmen zu meiner Mama; aber wir konnten uns über den Weg dahin nicht einigen, und alsbald war ein kleiner Streit zwischen uns entsponnen. Mein Onkel wollte die Richtung nach unserm Hause nehmen, ich aber lenkte nach dem Kirchhof und sagte, dorthin gehe der Weg zur Mutter. So ungeduldig er jede Verzögerung des Wiedersehens zu vermeiden suchte, wollte er doch nicht mit seiner neuen Verwandtschaft lange streiten. Deshalb hob er mich, kurz entschlossen, herunter vom Tritt und wollte nach dem Thore, das am Ende unseres Gartens lag, wie er wahrscheinlich noch wußte, seinen Weg einschlagen.

Aber ich sträubte mich entschieden hiergegen, ließ rasch seine Hand los und sagte: „Komm' nur, Mann, ich will Dich führen!" Als ich nun so schnell ich konnte lief, durch Gras und Disteln sprang und über die niedrigen Gräber hüpfte, konnte er kaum meinen „Zaubersprüngen" folgen und sagte: „Was für eine eigensinnige Seele doch meine kleine Nichte ist! Ich wußte den Weg zu Deiner Mutter Hause, ehe Du geboren warst, liebes Kind!" — Endlich hielt ich bei meiner Mutter Grab an und sagte, auf den Denkstein weisend: „Hier ist Mama!" mit frohlockender Stimme, weil ich ihn jetzt überzeugt hielt, daß ich den Weg doch am besten wüßte. Ich sah auf in sein Angesicht, um eine Anerkennung seines Irrthums zu lesen; aber ach, in welch sorgenvolles Antlitz blickte ich! Plötzlich erschrak ich so lebhaft, daß ich von dem Folgenden nur eine unklare Erinnerung habe. Ich weiß nur noch, daß ich an seinem Rocke zerrte, ihn wiederholt anrief und ihn fortzubringen versuchte. Mein Gemüth war in einer seltsamen Verwirrung. Ich glaubte Unrecht gethan zu haben, indem ich den Mann zur Mama brachte, und Schuld zu sein, daß er hier so bitterlich weinte. Die Ursache seiner Trauer war mir aber ganz unerklärlich.

Dies Grab hatte mir mein Vater werth und theuer gemacht; es war ja das einzige Stück Natur, das ich kannte. Es war stets der Schauplatz meines reinsten Vergnügens, meiner kleinen Jugendfreuden gewesen, und jetzt sollte ich Jemanden dabei weinen sehen!

Aus der Stube mußte mich der Vater oft, meines Plauderns müde, wegschicken, aber am Hügel der Mutter war ich ganz mein eigener Herr. Hier konnte ich lachen und schwatzen nach Herzenslust und so fröhlich sein, als es mir beliebte. Alles war Heiterkeit und gute Laune in unsern „Besuchen bei Mama". So nannten wir unsere

dort verlebten Stunden. Verwandte ich doch all meine Freizeit auf das Grab der Mama, schmückte mich wie zum Feste, wenn ich zu ihr ging, und brachte ihr auch Blumen, ganz wie sich Freundinnen gegenseitig beschenken und besuchen. Am Grabe sagte oft Papa zu mir: „Sieh, Kind, wie süß Mama dort ruht! Eines Tages werde ich und Du, meine kleine Betty (der liebe Vater nannte mich bald Betty, bald Lieschen, da ich wie die Mama Elisabeth hieß), werde ich und Betty auch dort ruhen neben der theuren Mutter in demselben Grabe!" O, ich hatte meine Eltern so lieb, und die Mama, die ich nicht kannte, fast noch lieber als den Vater. Stets sehnte ich mich inbrünstig danach, bald zu ihr zu kommen. Es war ja ein herrlicher Platz in der Erde, wo Mama ruhte, so prächtig und schön, Alles sanft, weich und grün wie Sommerrasen.

Wie lange mein armer Onkel, in seinen stillen Kummer versenkt, damals an Mama's Grabe stand, weiß ich nicht. Mir schien es eine ewig lange Zeit. Endlich nahm er mich in seine Arme und drückte mich so fest, daß ich zu schreien anfing und heim zu meinem Vater lief. Dem sagte ich: „Papa, denke Dir nur: draußen ist ein Mann, der über Mama's schöne Buchstaben weint!" Der Vater wollte hinauseilen, aber der Onkel kam ihm schon entgegen. —

Ohne Zweifel war es ein sehr trauriges Zusammentreffen der beiden Männer. Ich weiß noch, es war das erste Mal, daß ich meinen Vater weinen sah; ich hatte bis dahin noch gar nicht einmal gewußt, daß Männer auch weinen können. Niedergeschlagen und doch unruhig lief ich in die Küche zu unserer Magd, welche Susanne hieß, und erzählte ihr, daß ich hätte Papa wirkliche Thränen vergießen sehen. Susanne wollte mich bei sich behalten, damit ich nicht die Unterhaltung der beiden Herren störte. Aber ich mußte zurück in die Wohnstube zu meinem armen Papa. Zärtlich kam ich zu ihm und schmiegte mich an seinen Schoß; ich sah ihn so ungern leiden. Der Onkel wollte mich auf seinen Arm nehmen, aber ich wandte mich mürrisch ab von ihm und drückte mich innig und fest an den Papa. Ich mochte den bösen Onkel gar nicht leiden, weil er meinen Vater hatte zum Weinen gebracht. —

Jetzt erfuhr ich erst, daß der lieben Mama Tod eine schwere Betrübniß war; denn ich hörte, wie der Vater eine lange, traurige Geschichte erzählte von ihrer gefährlichen Krankheit, von ihrem Sterben und was er gelitten habe bei ihrem Verluste. Mein Onkel meinte: „Armer Schwager! Ja, es ist ein böses Ding, so verlassen zu werden, ganz allein mit einem so kleinen Kinde, dem die Mutter fehlt!" — Doch mein Vater entgegnete: „Meine kleine Betty ist noch meine einzige Freude, und ohne sie wäre ich vor Kummer gestorben. Sie ist mir keine Last, sondern eine Stütze." — Wie ich meines Vaters Freude und Stütze sein konnte, wie er an mir Schutz vor Kummer gefunden, nahm mich Wunder. Wie ich gar einen Theil seines Glücks ausmachen konnte, oder ihn schützen vor dem Sterben, davon hatte ich keine Ahnung. Der Kummer, den er gelitten hatte, war mir so neu, ich erfuhr erst heute davon, und hatte keine Idee, daß er jemals unglücklich gewesen sei. Das hätte doch auch mich tief betrüben müssen. Seine Stimme war immer so gütig und freundlich gegen mich gewesen; nie vorher hatte ich ihn weinen sehen oder andere Zeichen von Kummer an ihm bemerkt, selbst nicht einmal solche, in denen ich meine kleinen Leiden

auszudrücken pflegte. Meine Gedanken über das Alles waren verwirrt und kindisch, aber von jener Zeit an hörte ich nie auf, über die traurige Geschichte von Mama's Tode nachzugrübeln. Mein einziger Trost blieb der Wunsch, recht bald zu ihr zu kommen, zusammen mit dem Papa; denn im Grabe dünkte es mich doch gar zu schön zu sein, und wenn ich so träumte, schlief ich langsam ein. Auch an diesem Abend, als der Onkel gekommen war, legte ich mich getröstet zur Ruhe, und bald hatte mich der süße, erquickende Schlaf innig und fest umschlossen.

Den nächsten Tag ging ich aus reiner Gewohnheit nach meines Vaters Zimmer und wollte ihn abrufen nach unserm theuren Grabe. Aber ach, mir ward so bange zu Muthe; ich konnte es nicht über mich gewinnen, an die Thüre zu klopfen. Ich ging rück- und vorwärts, hin und her auf dem Gange zwischen Vaters Zimmer und der Küche und wußte selber nicht recht, was ich eigentlich anfangen sollte. Der Onkel begegnete mir im Gange und fragte mich: „Betty, willst Du nicht mit in den Garten kommen und spazieren gehen?" Ich hatte keine Lust dazu und sagte es ihm. Denn das war es ja nicht, was ich wünschte. Mich zog das alte Vergnügen, das ich empfand, wenn ich, auf dem Grabe sitzend, mit dem Vater plaudern konnte; nach der Mama sehnte ich mich. Mein Onkel suchte mich zu überreden; aber ich sagte: „Nein, nein!" und rannte weinend in die Küche. Als mir der Onkel folgte, sagte Susanne: „Das Kind ist heute so mißgestimmt; ich weiß gar nicht, was das bedeutet." — „Oh", sagte der Onkel, „ich glaube, mein armer Schwager verwöhnt sie, weil er nur die Eine hat!" — Diese Bemerkung über meinen lieben Vater brachte mich gleich in Zorn. Ich durfte das nicht leiden. Ich hatte noch nicht vergessen, daß mit dem neuen Onkel zuerst Sorge und Thränen in unser stilles, friedliches Haus eingezogen waren. Deshalb schrie ich so laut auf, daß der Vater herauskam und nach der Ursache fragte. Er bat meinen Onkel, in die Stube zu gehen, und meinte, er wolle schon selber einmal die „kleine Zänkerin" in die Kur nehmen. Als der böse Onkel fort war, hörte ich gleich zu weinen auf; der Vater vergaß meine üble Laune und die Ursache des Betragens seiner kleinen Tochter, und bald saßen wir Beide, wie vordem, zur Seite des Grabsteins. An diesem Tage wurde keine Lektion genommen; wir plauderten auch nicht von der lieben Mama, die im schönen grünen Grabe ruhte, wie es mir im Traume erschien. Ach, heute hätte mir nichts gefallen, keine lustigen Späße oder hübsche Geschichten. Ich mochte nicht einmal springen, wie ich sonst that, vom Stein auf die Erde oder im Rasen umher. Stumm und still saß ich auf Papas Knieen, blickte in sein gutes Antlitz und war betrübt über sein kummervolles, sorgenschweres Auge, bis ich endlich, vom Weinen ermüdet, fest einschlief.

Mein Onkel hatte bald von Susanne erfahren, daß jener Platz am Grabe unser beständiger Aufenthaltsort sei. Sie sagte auch: „Ich glaube, der Herr wird sich nie wieder trösten können über den Tod seiner geliebten Frau, wenn er fortfährt, das Kind lesen zu lassen an der Grabschrift." Denn sie meinte, obgleich mein Papa seinen Kummer gern lindern möchte, behielte er dadurch doch immer den Schmerz des herben Verlustes frisch im Gedächtniß. — Der Anblick vom Grabe seiner geliebten Schwester war für meinen Onkel ein so harter Schlag gewesen, daß

er völlig überzeugt Susannens Befürchtungen theilte. Indem er schloß, daß Papa bei einer andern Unterrichtsweise keinen Grund oder Vorwand mehr haben würde zum Besuche unseres Grabes, eilte er sogleich hinweg nach dem nächsten Marktflecken, um mir einige Bücher zu kaufen. — Ach, ich hörte wol meines Onkels Gespräch mit der alten Susanna, aber ich konnte seinen Eingriff in unser unschuldiges Vergnügen nicht billigen. Mit Freuden sah ich ihn daher seinen Hut nehmen und fortgehen, und hoffte im Geheimen schon, er ginge wieder zur See, woher er gekommen war. Denn das hatte mir Susanne erzählt. Wo das „zur See" aber war, konnte ich nicht sagen. Ich schloß indeß, es wäre weit, weit von uns, irgendwo in der großen, mir unbekannten Welt. Nun nahm ich meinen Platz wieder ein auf der Kirchhofstreppe, sah den Weg hinunter und sagte: „Ich hoffe, mein Onkel wird nicht wieder zurückkehren von der See!" Aber ich sagte das sehr leise, denn ich merkte gleich, es war nur ein wunderlicher Einfall in meiner schlecht gelaunten Stimmung. Launen hatte ich nämlich, nach meines Vaters Ansicht, schon als ganz kleines Kind. Auf einmal kam der böse Onkel, wiederum war mein Frieden, meine Ruhe dahin. Aber Papa meinte, Launen bilden eine „schlimme Tugend", namentlich bei Frauen und Kindern, und deshalb will ich alle Launen meinem theuren Vater, den ich so lieb habe, zu Gefallen ablegen. Auf dem Tritt saß ich nun, bis der Onkel zurückkam. Ach, er kam wirklich! Er kam vom Markt mit seinen Einkäufen. Ich sah ihn schnell heraneilen mit einem Packet unter dem Arme und ich fürchtete mich, ihn anzusehen. Die Stirn runzelnd, versuchte ich, recht verdrießlich und sauer dreinzuschauen. Aber ich war zugleich doch etwas neugierig auf sein Päckchen. Er band es auf und sagte: „Betty, ich habe Dir ein schönes Buch mitgebracht!" Ich wandte meinen Kopf nach ihm und sagte mürrisch: „Ich brauche kein Buch!" Doch konnte ich nicht umhin, immer wieder nach ihm hinzuschielen. In der Eile, mit dem er seinen Schatz auskramte, hatte er alle Bücher umhergestreut auf der Erde, und nun sah ich die feinsten Golddecken und hübsche Bilder, Alles bunt durch einander umherliegen. War das ein schöner Anblick!

Alle meine Erregung schwand, als ich das sah! Ach, des Onkels Güte hatte meinen Starrsinn besiegt, und ich hielt meinen Mund hin, ihn zu küssen, wie das meine Art war, meinem Vater für eine außergewöhnliche Gunst zu danken. Wie freute ich mich, als mein Onkel mir die Namen der hübschen Bücher nannte, und wie neugierig wurde ich auf den Inhalt. Ich sollte ja Robinson's Abenteuer und manche andere schöne Geschichte kennen lernen! —

Der gute Onkel Jakob hatte sich nun selbst eine schwere Aufgabe aufgeladen; er hatte mich so hübsch buchstabiren gehört, daß er dachte: Betty braucht nur noch Bücher; dann kann sie lesen. Aber obgleich ich einigermaßen gut buchstabirte, so waren doch die Buchstaben in meiner neuen Büchersammlung ganz anders, viel kleiner, als ich gewöhnt war. Sie erschienen mir wie die griechischen Zeichen, die ich zuweilen in Papas Büchern gesehen hatte; sie waren mir ganz unklar, und ich konnte aus ihnen allen nichts machen. Aber der ehrliche Seemann ließ sich durch diese Schwierigkeit nicht im Geringsten entmuthigen. Obgleich ihm das Amt eines

Schulmeisters ganz neu war, lehrte er mich doch, den kleinen Druck, die zierliche Schrift lesen, mit unermüdlichem Fleiße und staunenswerther Geduld. Wenn er mitunter sah, daß Papa und ich einen Blick des Einverständnisses tauschten, als müßten wir wieder mal an einen Besuch am Grabe denken, dann schlug er uns irgend einen hübschen Ausflug vor, zu dem uns die Umgegend reiche Gelegenheit bot. Sagte Papa dann, das sei für Betty, das kleine Kind (und ich konnte doch bald lesen), zu weit, so rief er in kindlicher Freude: „Dann soll Betty reiten!" und hob mich auf seine Schulter. Auf diese Weise hat er mich manche große Strecke Wegs getragen, während Papa nebenher ging und sich lustig mit uns unterhielt.

Da lernte ich meinen Onkel und die freie Natur lieb gewinnen. Ach, es war herrlich, wenn wir an schönen Sonntagen hinausgingen durch Feld und Wald! Die Vögel sangen so hell und lustig in der reinen frischen Luft, die Schmetterlinge flatterten um uns, und die ganze Natur lag so in stillem Frieden, daß man unwillkürlich alle Sorge vergaß und heiter gestimmt werden mußte. Thäler und Höhen durchwandelten wir, und mitunter mußten wir einen kleinen Bach überschreiten auf schmalem Stege; aber der Onkel trug mich herzhaft und sicher, der Vater folgte ihm dreist, und nie passirte uns ein Unfall. Häufig war eine Gegend in unserer Nähe, freilich die meist entfernte, das Ziel meiner Lieblingsspaziergänge oder vielmehr Spazierritte. Da lagen so lieblich die stillen blauen Berge, allerdings bescheidene Hügel, da die ganze Landschaft von Ostpreußen fast ganz flach ist, hübsch anzuschauen, wenn auch nicht so hoch wie in der schönen Schweiz, die der Vater gesehen, die ich aber nur nach Bildern kannte; unsere heimischen Berge waren hell und durchsichtig von der frischen, würzig duftenden Waldluft umgeben, und auf dem Wege dahin fand man blumige Weiden mit friedlichen Herden. Der alte Schäfer, der beschäftigt war Strümpfe zu stricken, grüßte uns freundlich, und sein weißer Spitz, der Wächter über die Schafe, wedelte so zutraulich mit dem Schwanze, daß ich mich ganz heimisch fühlte und gern immer da geblieben wäre. — Zuweilen kamen wir auch durch einen großen, finstern Wald, dessen dicht belaubte Bäume schattige Hallen bildeten und Schutz vor der brennenden Mittagssonne gewährten, wo wir selten Jemand begegneten, höchstens einmal einem einsamen Wanderburschen oder einer alten armen Frau, die Reisig in ihre Kiepe sammelte für den bescheidenen Haushalt. Im Walde standen alte, hohe Bäume, mit Moos bedeckt, in deren Wipfel der Wind wehte, und dann wieder Waldblumen aller Art mit matten Farben, wie ich sie vorher noch nicht gekannt hatte, die aus ihrem Versteck im gelben, trocknen Laube heimlich hervorschauten. Ach, hier gefiel es mir noch schöner als in dem Park des Gutsherrn im Dorfe. Da war Alles so künstlich und ängstlich beschnitten. Hier aber breitete die starke Eiche ihre mächtigen Arme nach allen Richtungen aus, und nur das Krächzen der Spechte im Holze unterbrach mitunter die Stille des grünen Heiligthums, in dem ich weit eher zum Beten gestimmt wurde als in der dumpfen Dorfkirche, wo der Vater von der Kanzel redete. Im Walde bedauerte ich immer die liebe Mama, die nicht mit uns die schönen Spaziergänge theilen konnte. — Bei diesen hübschen Ausflügen vergaß mein Onkel selten, sich vorher bei Susanne ein

Frühstück zu besorgen, was mir und dem Papa viel Spaß machte, namentlich, wenn er, unter einem hübschen Baume oder auf grünem Rasenfleck sitzend, seinen Vorrath aus der Tasche zog und zu vertheilen begann. Er aß gern und viel, denn Seeleute haben guten Appetit, sagte er oft. Dann untersuchte ich die andere Tasche und sah nach, ob nicht etwas Wein drin wäre und die kleine Flasche mit Wasser für mich. War nun zufällig einmal das Wasser vergessen worden (der Onkel ließ es wol auch absichtlich daheim, wenn ich ihn nicht besonders daran erinnerte), dann machte es wiederum den Beiden viel Spaß, wenn sie die kleine Betty zwingen mußten, ein wenig Wein zu trinken. — Es ist eigentlich recht kindisch von mir, euch, lieben Lesern, diese Dinge so weitläufig zu erzählen, und anstatt meine eigene schlichte Erzählung zum Besten zu geben, möchte ich mich lieber der hübschen Geschichten entsinnen können, die mein Onkel von seinen großen Seereisen öfter erzählte, während wir unter schattigem Baume saßen und heiter unser bescheidenes Mahl verspeisten. Aber ach, ich weiß nur noch wenig davon; es ist ja schon lange her. Er hatte aller Herren Länder gesehen und manche Sprache gelernt, war in China und Australien in Schweden, Italien und Amerika gewesen und wußte manchen Spaß aus seinem gelegentlichen Verkehr mit den Wilden. Der Onkel kannte die Wüsten und Urwälder der alten und neuen Welt besser, als ich sie später in großen Büchern geschildert fand hatte auch schon Schiffbruch gelitten an einer fernen Küste, wo er nur das nackte Leben retten konnte. Einmal wollte sein Schiff von der Kapstadt in Südafrika absegeln als ein gewaltiger Sturm sich erhob, und ehe die Mannschaft erwachte, war fast sämmtliches Gepäck, das auf dem Verdeck stand, von den empörten Wellen hinweggespült. Zum Glück hatten sie keinen Verlust an Menschenleben zu beklagen, mußten aber erst eine lange Fahrt machen, ehe sie sich in Indien neu ausrüsten konnten.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich aber, um nicht zu ermüden, wieder in meiner Erzählung fortfahren. Der lange Besuch meines Onkels war ein so wichtiges Ereigniß in meinem Leben, daß ich in der That fürchte, eure Geduld zu ermüden, wenn ich die Geschichte davon zu lang ausdehne. Aber tröstet euch! Wenn er wieder abgereist ist, soll der Rest um so kürzer werden.

Die schönen, warmen Sommertage gingen freilich sehr rasch vorüber, aber sie waren auch inhaltreich. Die hübschen Spaziergänge und meines Onkels inhaltreiche Erzählungen dehnten sie mir fast zu Jahren aus. In der Erinnerung an früheres Glück kann man ja auch lange von schönen Zeiten zehren. Der Annäherung des Winters erinnere ich mich eigentlich nur durch den hübschen warmen, bunten Mantel, den mir der Onkel schenkte. O, wie stolz war ich, als ich ihn zum ersten Male anzog! Da verglich er mich mit dem Rothkäppchen aus dem hübschen Kindermärchen, das ihr ja Alle kennt, und ermahnte mich, auf der Hut zu sein vor den Wölfen. Aber ich lachte: „Ach, Onkel, es giebt ja keine Wölfe mehr, wie zu Rothkäppchens Zeiten.“ Da erzählte er mir aber, wie viele Wölfe, Bären, Tiger und Löwen er gesehen hatte in weniger bewohnten Ländern, die oft wie Robinson's Insel einsam gelegen waren, dicht mit grünem Wald bewachsen, und schöne Wiesen und Berge ringsum! Auf meine Bitte erzählte mir dann der Onkel auch die Geschichte

von Robinson, wie er vom Sturm auf eine wüste Insel verschlagen, sich aber heimisch auf derselben einrichtete. Das war eine hübsche Erzählung, die ihr Alle einmal lesen müßt, wenn ihr sie noch nicht kennt. Nur weil sie so reizend ist, habe ich sie besser behalten als das Andere. O, das waren herrliche, glückliche Tage! —

Zur Winterzeit wurden unsere Spaziergänge kürzer und boten lange nicht so viel Abwechselung und Genuß. Meine Bücher waren nun mein Hauptvergnügen, obgleich meine Studien häufig unterbrochen wurden durch eine Spielpartie mit dem Onkel, die nur zu oft mit einem Streit endete, weil er so ungestüm war und gar nicht zu spielen verstand. Trotzdem liebte ich meinen Onkel innig, und die Bildung, die ich ihm zu danken hatte, machte mich zufrieden und glücklich. Ich konnte jetzt schon sehr gut lesen, und meine beständige Gewohnheit, den Unterhaltungen zwischen Vater und Onkel zu lauschen, machte mich früh verständig.

Mein Vater ließ mich oft allein mit meinem Onkel. Manchmal schrieb er an seiner Sonntagspredigt, besuchte einen Kranken oder ertheilte irgend einem seiner armen Nachbarn Rath. Dann unterhielt sich stets mein Onkel mit mir und ermahnte mich, immer zu streben, den lieben Vater zu erheitern und glücklich zu machen. Er hielt mich an, mich selbst zu bilden, wenn er fort wäre. Da fing ich an zu verstehen, warum ihm so sehr daran gelegen war, den Vater von der Mutter Grabe fern zu halten, zu dem ich mich oft heimlich hinstahl, aber jetzt nie mehr ohne Ehrfurcht und Achtung. Denn mein Onkel erzählte mir wiederholt, welch eine treffliche Frau meine Mama gewesen war, und ich dachte jetzt an sie wie an eine wirkliche Mutter, die mir doch vordem stets nur als ein dunkel vorschwebendes Phantasiegebilde erschienen war, als ein ideales geistiges Wesen, keineswegs mit Leben begabt. — Und Onkel Jakob erzählte mir, daß die Damen von unserm Rittergut, die den besten Betstuhl der Kirche inne hatten, nicht so anmuthig seien, und die besten Frauen im Dorfe nicht so herzensgut, wie meine süße Mama war, und daß ich, wenn sie länger gelebt hätte, nicht nöthig haben würde, von ihm ein wenig Erziehung und Wissen aufzuschnappen, von einem harten, rauhen Seemann, noch von der alten Susanne stricken und nähen zu lernen. „Ja", meinte er, „Deine Mama, liebes Kind, könnte Dich dann unterrichten in allen hübschen weiblichen Handarbeiten, könnte Dir Unterweisung geben über vollkommene Manieren und feines, anständiges Benehmen, hätte auch geeignete Bücher für Dich gewählt, um Deinen Geist zu bilden und Dich mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, wovon ich freilich Nichts verstehe!" — Wenn ich je in meinem Leben ein Verständniß haben werde von dem, was schicklich ist für den weiblichen Charakter oder wonach ein Mädchen streben muß, wie nach einem glänzenden Ziele, so schulde ich es diesen Lektionen meines rauhen, „unpolirten" Onkels. Indem er mir aus einander setzte, wozu meine Mutter mich gebildet und erzogen haben würde, lehrte er mich, wie ich zu werden wünschen müsse. Als ich bald nach meines Onkels Abschied bei den vornehmen und reichen Damen auf dem Rittergute eingeführt wurde, ließ ich den Kopf nicht scheu und schüchtern hängen, wie ich vordem gethan haben würde; nein, ich suchte mich beim Sprechen bestimmt und kurz auszudrücken und ruhig, bescheiden und höflich aufzutreten, wie

meine Mutter früher gethan hatte. Diese hatte ich nach des Onkels Schilderung mir zum Muster und nachahmenswerthen Beispiel aufgestellt. Nun sah ich, statt den Kopf hängen zu lassen, den Damen offen in's Angesicht, und dachte dabei: „Welch ein hübscher Anblick doch eine feine Dame ist, und wie schön muß nun erst Mama ausgesehen haben, da sie um so viel anmuthiger war!" — Oftmals sagten diese Damen meinem Vater Schmeicheleien über mich und mein Benehmen und lobten seine gute Erziehung; dann dachte ich bei mir selbst: Papa kümmert sich nicht viel um meine Sitte und Bildung, wenn ich nur sonst gut und artig bin; aber der Onkel hat mich gelehrt, mich so zu benehmen, um meiner Mutter Ehre zu machen! Heute kann ich mir gar nicht recht denken, daß mein Onkel so gar rauh und hart war, wie er sagte; denn seine Ermahnungen und sein Unterricht waren so liebevoll und eindringlich, von nachhaltigem Nutzen, daß ich ihn nie im Leben vergessen werde und an seinen Lehren stets eine willkommene Richtschnur für mein Verhalten zu finden hoffe. Denn er nahm ja Rücksicht auf alle Kleinigkeiten, die irgend von Interesse waren; er erklärte mir den Sinn aller Wörter, die er anwandte, oft aus fremden Sprachen, indem er mir durch Beispiele deutlich machte, was man darunter versteht. So beschrieb er mir auch sehr verständlich für mich die Sitten der Damen, die in unsere Kirche kamen, und die ihrer jungen Töchter; denn außer den Besitzern des Rittergutes besuchten viele der Nachbarfamilien von umliegenden Gütern unsern Gottesdienst, weil mein Vater so schöne Predigten hielt.

Zuweilen war die ganze Kirche voll andächtiger Zuhörer, besonders zur Festzeit, Ostern und Weihnachten. Und es war hübsch anzuschauen, wie diese reichen, vornehmen Herrschaften so fromm dasaßen während der Andacht. In der Nachbarschaft wohnten viele reiche Leute, die aber lieber zu uns kamen, anstatt in ihre eigene Kirche zu gehen. Fast Alle kannten sich und unterhielten sich nach dem Gottesdienst, im Sommer im Garten, im Winter beim Vater oder auf unserm Rittergute, über die eben genossene Andacht. Anfangs besuchte ich das Gotteshaus nur an Festtagen; ich verstand ja noch nicht viel von Andacht und Frömmigkeit, und das Wenige, dessen ich bedurfte, lehrte mich der liebe Papa an dem hübschen Grabe der Mutter. Namentlich im Sommer spielte ich lieber im Garten oder auf dem grünen Friedhof, denn die kleine, düstere, kalte Kirche war viel zu eng für mein frohes Kinderglück. Als aber der Onkel wieder fort war (ach lieber Gott, er blieb leider nur noch kurze Zeit, und wie ungern erzähle ich von seiner Abreise), besuchte ich öfter den Gottesdienst; ich war ja viel klüger schon, verstand die Kirchenlieder zu lesen und konnte auch mitsingen. — Es muß noch sehr früh im Lenz gewesen sein, als mein Onkel uns verließ. Denn ich weiß, die Krokusblumen waren erst verblüht im Garten und die Primeln hatten begonnen aus der jungen, frisch und grün knospenden Baumhecke hervorzuschauen. Ich weinte, als müßte mein Herz brechen, da ich den Onkel zuletzt durch eine kleine Baumöffnung sah, wie er langsam, beinahe zögernd, den Weg hinabging. Wie langweilig und unwirksam waren alle Bemühungen unserer guten Susanne, mich zu trösten! Der Tritt, auf dem mich der Onkel zuerst gesehen, kam mir in den Sinn. Dahin zog es mich, da wollte ich in

U. OF ILL. LIB.

süßer Erinnerung über jenen Tag nachdenken. Aber kaum saß ich, so erinnerte ich mich, wie sehr ich den guten Onkel Jakob erschreckt hatte mit dem Grabe seiner Schwester, meiner theuern Mutter, wohin ich kleine Thörin ihn so eilfertig und naseweis geführt. Und wie unartig war ich damals gewesen, als ich auf dem Stein saß, murrend mit mir selbst und heimlich wünschend, er möge nie wiederkommen, während er doch in der liebevollen Absicht ging, mir Bücher zu kaufen! Alle meine kleinen Zwiste mit dem Onkel fielen mir ein, nun, da ich ihn verloren hatte, nie wieder mit ihm spielen sollte, und es brach mir beinahe das Herz.

Einige Tage später saß ich am Kaminfeuer mit meinem Vater in der Dämmerstunde, die mich stets so anheimelte, wenn es nicht mehr Tag war, aber noch zu hell, um Licht anzuzünden. Da erzählte ich von meinen Gewissensbissen auf der Kirchtreppe. Ich klagte ihm, daß ich gegen den Onkel so unhöflich gewesen bei seiner ersten Begegnung mit mir, und wie leid es mir thäte, wenn er mir vielleicht grollte; ich hatte ja so manchen kleinen Streit mit ihm gehabt, er daher wohl Ursache, böse zu sein.

Mein Vater nahm meine Hand in die seine und sagte: „Darüber will ich Dich beruhigen, kleine Sünderin! Sieh, das ist es, was wir Alle fühlen, wenn geliebte Personen von uns geschieden. — Sind unsere theuern Freunde bei uns, so freuen wir uns ihrer Gesellschaft, ohne viel Betrachtungen anzustellen. Und wenn kleine Differenzen unsere Freundschaft gar einmal stören, bringt uns die Erinnerung daran um so näher, sind wir ein anderes Mal besser aufgelegt. Aber solche Kleinigkeiten dünken uns stets wichtige Versehen, wenn der Gegenstand unserer Liebe für immer verschwunden ist. Deine theure Mutter und ich, wir hatten nie einen Streit mit einander; aber in den ersten Tagen meiner einsamen Sorge nach ihrem frühen Dahinscheiden kam mir Manches in den Kopf, was sie wol gekränkt haben möchte, und ich hätte sie so gern noch glücklicher gesehen. So geht es Dir jetzt, mein Kind: Du thatest Alles, was ein Kind kann, dem Onkel zu Gefallen; er hat Dich sehr lieb gehabt, und dieser kleinen Skrupel, die jetzt Dein zartes Gemüth beunruhigen, erinnert sich Dein Onkel mit Vergnügen. Er erzählte mir auf unserm letzten Spaziergange, gerade vielleicht, als Du mit schweren Sorgen hierüber beladen warst, von den Schwierigkeiten, die ihm die Erwerbung Deiner Huld Anfangs bereitet hatte. Daran wird er mit Vergnügen denken, wenn er weit fort ist. Wirf nur von Dir diesen Kummer, liebes Kind; laß ihn Dir eine Lehre sein, so freundlich wie nur möglich fortan Alle, die Du liebst, zu behandeln, und erinnere Dich, wenn sie geschieden, daran, daß man nie glauben muß, höflich genug gewesen zu sein. Solche Gefühle, trübe und heitere Erinnerungen, sind das Loos der gesammten Menschheit. So wirst Du auch fühlen, wenn ich nicht mehr bin, wenn Du allein auf Erden stehst und nur noch einen Vater im Himmel hast. — Aber jetzt sind wir noch beisammen und glücklich mit einander, und Dein lieber Onkel Jakob wird hoffentlich bald zurückkehren, meine Betty. Dann bringt er den versprochenen Papagei mit!"

Nach diesen Worten gingen wir essen und unterhielten uns nach dem Abendbrote noch längere Zeit auf die ungezwungenste, heiterste Weise, da nun ja mein Gewissen beruhigt war, — bis der milde Schlaf mich zur Ruhe trieb. —

Unter den Buden auf dem Meßplatz.

Der vollkommene Zauberkünstler.

Von Professor Stanislaus Nejedlý und Dr. H. Böhnke-Reich.

I. Einfachere Kunststücke.

Es war am Tage eines freien Schulnachmittages, als Vater Goldmund seine beiden Söhne Ernst und Emil, die soeben aus der Schule heimkehrten, mit den Worten begrüßte:

„Kinder, heute gehen wir auf die Messe!"

Nach dieser angenehmen Ueberraschung wurde hastiger denn je das Mittagsmahl eingenommen; voll Unruhe sahen die Brüder der Minute entgegen, in welcher der Vater das Zeichen zum Aufbruch gab. Sie sollten heute nicht lange darauf warten, und fröhlich machte sich die Gesellschaft auf den Weg, um aus ihrem stillen Stadtviertel dem bunten Meßtrubel entgegenzuziehen, in welchem man vor Allem

seine Hühneraugen vor den Elephanten-Tritten gaffender Bauern, sodann aber auch seine Taschen gegen die geheimen Untersuchungen gewisser Langfinger zu schützen hat. Schon aus weiter Ferne erscholl ihnen wie Donner der anprallenden Brandung näher und näher das Tongemisch des Meßgetöses entgegen, aber ein wahrer Hexensabbat war auf dem Meßplatze selbst. Von allen Seiten plärrte dudelte, harfte, trompetete es; links und rechts war man eine gesuchte Persönlichkeit: „Kaufen Sie was, gutes Herrchen?" — „Stück vor Stück eenen Groschen!" — „Suchen sich was aus!" — „Nix z' handeln?" — „Die Elle blos zwei Groschen." — Den Höhepunkt erreichte aber der Lärm, als sich unsere Gesellschaft dem Platze für die Schaubuden und Meßrestaurationen näherte. Hier fanden sie ein noch ärgeres Durcheinander, ein noch verworreneres Getöse, das Konkurrenzgebrüll der Künstler, welche einander die Meßfremden abzujagen suchen. „Immer 'ran, meine Herrschaften, die Wunder der Welt und des Himmels, erster Platz zwei Neugroschen!" — „Hier ist zu sehen der große Feuerfresser; Sie werden hier sehen, was noch nie dagewesen ist!" — „Hür! hür! kommen, sehen, staunen! Die Seejungfrau aus dem wilden Weltmeer!" — „Noch ist Zeit, die Vorstellung wird sogleich beginnen! Der berühmte Hofzauberer des Kaisers von Marokko wird die Ehre haben, sich einem hochgeehrten Publikum mit seinen noch nie dagewesenen Produktionen vorzustellen!" — Diese und ähnliche Rufe brausten durch einander und verriethen alle mehr oder weniger Charlatanerie und Schwindel. Im angenehmen Gegensatz zu dem albernen und schönheitswidrigen Aufputz der übrigen Schaubuden stand der einfache, aber umfangreiche Holzpalast des Zauberkünstlers oder, wie er sich selbst in seiner Firma nannte, des „Professor der höheren Magie und Zauberkunst." Vor dieser Bude standen unsere jungen Freunde mit um so größerer Neugier still, je weniger das einfache Aeußere auf die zu erwartenden Geheimnisse des Innern schließen ließ. Es traf sich gut, daß die nächste Vorstellung des Künstlers alsbald beginnen sollte, und so baten die Söhne den Vater, den Besuch derselben zu gestatten. Dieser aber, der den Besuch irgend einer Bude seinen Söhnen freigestellt hatte, willigte gern in die Bitte ein.

Noch zur rechten Zeit befanden sich unsere Freunde an einem guten Platze vor der Schaubühne des Zauberkünstlers, deren märchenhafter Ausputz und räthselhafte Zurüstung schon vor Beginn der Vorstellung die Erwartungen hoch spannte. Endlich ertönte das ersehnte Zeichen mit der Glocke, der Magier begann seine Tausendkünste. Mit größter Aufmerksamkeit wurde jedes Stück des Programms verfolgt, das durch Einleitungen und Zwischenreden des Darstellers noch Erweiterung fand. Des Staunens war kein Ende, reichlicher Beifall lohnte den Künstler, aber das Staunen verwandelte sich in mehr oder minder gelindes Grauen und Entsetzen, als in der zweiten Abtheilung bleiche Gespenster nebelhaft über die Bühne schwebten, als gar einem Menschen der Kopf abgenommen wurde! Um die allgemeine Erregung zu besänftigen, folgten in der letzten Abtheilung wieder solche Stücke, die denen der ersten Abtheilung ähnlich waren.

Ernst und Emil verbrachten eine durch spukhafte Träume gestörte Nacht und gleich beim Frühstück des nächsten Morgens baten sie den Vater, ihnen eine Erklärung des am vorigen Tage Gesehenen zu geben. „Diese Bitte habe ich erwartet", entgegnete der Vater, „und in dieser Voraussetzung besuchte ich mit Euch die Vorstellung. Gern werde ich Euch in einigen Abendstunden, dem Programme des Künstlers folgend, die Erklärungen geben. Damit wir Alle aber bei der Unterhaltung thätig sind, werdet Ihr durch Fragen an geeigneter Stelle zur Aufklärung beitragen und für Ernst wird es eine gute Wiederholung mit Rücksicht auf sein bevorstehendes Examen sein, wenn er uns die betreffenden physikalischen Erläuterungen giebt."

Als der Abend gekommen war, leitete der Vater die versprochene Unterhaltung zunächst durch einige geschichtliche Angaben über die Zauberkunst oder Magie ein. „Bei allen Völkern findet sich der Glaube an die Magie oder an die Kunst, durch geheimnißvolle, übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen und übermenschliche Dinge zu vollführen. Ausgeübt wurde diese Kunst im Alterthume und im Orient durch die Priester, welche die Kaste der Magier bildeten. Zoroaster, der Reformator des Parsismus, theilte die Magier in drei Ordnungen: Herbeds (Lehrlinge), Mobeds (Meister) und Destur Mobeds (vollendete Meister). Ihnen ausschließlich sollte die Beobachtung der heiligen Gebräuche obliegen, sie allein kannten die heiligen Gebetformeln und Liturgien ihres Gottesdienstes.

„Einerseits nahm man an, daß die Gestirne, von Dämonen beherrscht, Einfluß auf den Gang der menschlichen Geschicke hätten (Astrologie), andrerseits, daß man durch bestimmte Formeln, Figuren, Ceremonien (Räucherungen, Besprengungen) die Dämonen sich unterwerfen und zu zauberhaften Wirkungen benutzen könne."

Emil. „Kennt man noch etwas Näheres von diesen Formeln und Figuren?"

Vater. „O ja; die bekannteste Formel ist das Abracadabra, welches z. B. folgendermaßen geschrieben wurde:

I.

A B R A C A D A B R A
B R A C A D A B R
R A C A D A B
A C A D A
C A D
A

II.

A
A B
A B R
A B R A
A B R A C
A B R A C A
A B R A C A D
A B R A C A D A
A B R A C A D A B
A B R A C A D A B R
A B R A C A D A B R A

„Ihr seht, daß bei den dreieckähnlichen Formen immer gleiche Buchstaben unter einander stehen und daß das Wort „Abracadabra" sich mehrmals hierdurch dargestellt findet in den horizontalen langen Zeilen von links nach rechts, ferner in

Fig. II von der Spitze nach rechts abwärts, in Fig. I abwärts zur Spitze, dann aufwärts. Es wurde dieses Zeichen als Heil- und Schutzmittel gegen Fieber getragen und soll seine eingebildete Wirkung seiner wörtlichen Bedeutung verdanken, indem es nach der einen Auslegung aus dem Hebräischen „Heilige Dreieinigkeit" (als Anachronismus unwahrscheinlich), nach der andern aber „göttliches Wort" heißt, von einem altpersischen Gotte Abrasas abgeleitet, wie denn auch die ursprüngliche Schreibweise des Wortes im Griechischen „Abrasadabra" war.

„Die bekannteste Figur aber, welche ihr auch in Goethe's Faust erwähnt findet, ist der Drudenfuß, Pentangulum, Pentalpha, Alfenfuß, Alpfuß, pythagoräisches Zeichen: ⛤. Zuweilen wird auch zwischen Alfen- und Drudenfuß unterschieden und letzteres Zeichen durch zwei in einander geschobene Dreiecke ✡ ausgedrückt. Zu den magischen Wirkungen und in das Gebiet der geheimen Wissenschaften gehört das Wettermachen; die verschiedenen Arten der Wahrsagerei aus den Linien der Hand (Chiromantie) und aus den Gesichtszügen der Todten (Nekromantie); das Kartenschlagen, das Beschwören der Todten, das Bezaubern durch den Blick (der böse Blick, die Jettatura der Italiener), das Goldmachen, die Darstellung das Leben verlängernder Arzneien und Salben und vieles Andere. Die orientalische Magie kam später, unter Andern durch Pythagoras, zu den Griechen. Unter den spätern Griechen war die Magie verpönt, durch Apollonios von Tyana (geboren um das Jahr der Geburt Christi, gest. zu Ephesus 96, nach Andern im Jahre 110 n. Chr.) kam sie wieder zu Ehren, indem dieser die durch gute Geister bewirkte Weiße Magie von der durch böse Geister erzeugten Schwarzen Magie unterschied. Unter den Römern fand die Magie allgemeine Verbreitung, obgleich mehrere scharfe Verbote dagegen erlassen wurden. Aber z. B. magische Heilungen sind unbezweifelt, für welche der Arzt Serenus Sammonicus (im Anfange des 3. Jahrhunderts n. Chr.) u. A. die Formel des Abracadabra anwandte. Mit der griechischen Philosophie ging auch die Magie in das Mittelalter über und erst in neuerer Zeit verwarf man den Glauben an die Magie, seitdem die Naturkunde und Philosophie neue, lichtere Bahnen betreten hat, doch hält der Volksglaube noch an vielen magischen Wirkungen fest. Wenn Ihr Euch über diese Dinge ausführlicher unterrichten wollt, so findet Ihr in meiner Bibliothek das vorzügliche Werk von Ennemoser über Magie.

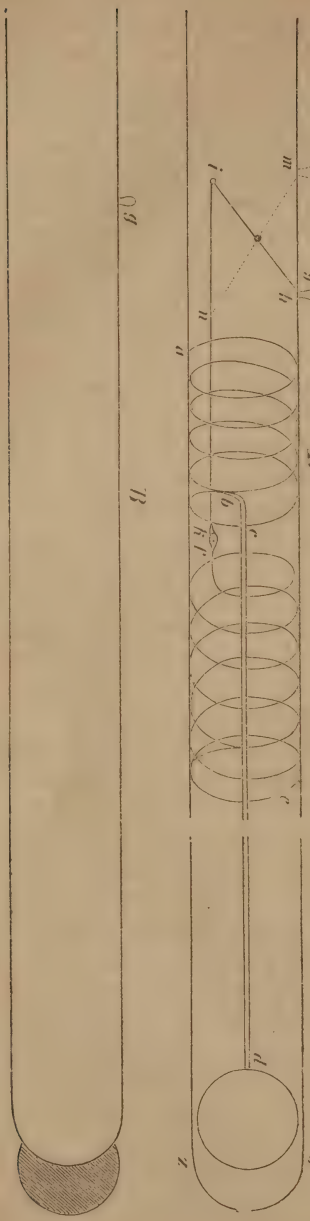
„Heut zu Tage versteht man unter Magie die natürliche Magie oder Taschenspielerkunst, d. h. die Kunst und Geschicklichkeit, durch physikalische, mechanische und chemische Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den nicht Unterrichteten in Erstaunen setzen und deren Devise das Wort ist: Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Derartige Künstler finden sich schon früh in Griechenland als Thaumatopöen (Wunderthäter), in Rom kommen sie als praestigiatores (ähnlich das gegenwärtig gebräuchliche prestidigitateur, Gaukler, in bezeichnender Uebersetzung: Schnellfinger) oder saccularii (Taschenkünstler) vor und waren als gefährliche Personen Gegenstand besonderer polizeilicher Aufmerksamkeit. Im Mittelalter galten diese Leute als cauculatores oder caculatores allgemein für Zauberer und wurden

nicht selten als solche bestraft. Wahrscheinlich war der bekannte Schwarzkünstler Faust nichts weiter als ein Taschenspieler, wie wir sie in neuerer und neuester Zeit in Pinetti, Philadelphia, Bosko und Bellachini haben. Diese Künstler werden auch Eskamoteurs genannt."

Ernst. „Wie urtheilst Du nun über unsern Künstler von gestern?"

Vater. „Ich muß gestehen, daß seine Leistungen mich überrascht haben und daß er über dem Niveau der Alltäglichkeit steht. Gerade seine Vorstellung wird uns eine reiche Quelle für Erörterungen bieten. Ehe ich jedoch auf die Einzelheiten eingehe, einige Bemerkungen über das Allgemeine der Taschenspielerkunst! Ein Künstler dieser Art muß vor allen Dingen ein unermüdlicher Redner sein und keinen Anstoß daran nehmen, daß er sich ab und zu lächerlich macht, lediglich um die Aufmerksamkeit der Zuschauer von den Vorbereitungen abzulenken, welche er und sein Gehülfe vornimmt. Oft agirt er recht auffällig mit der einen Hand, um inzwischen mit der weniger beobachteten andern das beabsichtigte Stück ausführen zu können. Natürlich muß er es in der Fingerfertigkeit zu einer gewissen Meisterschaft gebracht haben, sodaß ihm das Verschwinden von Kügelchen in der Hand ein Leichtes ist. Diese Kügelchen sind gewöhnlich aus Kork oder Filz gefertigt. Wenn man eine Faust macht und dabei dem Daumen die Richtung nach dem kleinen Finger giebt, entstehen am Handballen einige Falten, von denen man am Handrücken nichts bemerkt. In diesen Falten kann man nun ein derartiges Kügelchen leicht verstecken, ohne daß es herausfällt, wenn man mit der Hand Bewegungen macht. Das Kügelchen kann auf diese Weise leicht verschwinden und ohne Mühe von der Nase eines Zuschauers fortgenommen werden, wohin es der Künstler vorgeblich durch seinen Zauberstab versetzt hat.

„Gewöhnlich geschieht das Verschwinden von Gegenständen durch eine Gummischnur, die im Rockärmel des Künstlers befestigt ist und an deren freiem Ende sich ein Haken befindet. Damit läßt man z. B. Ringe verschwinden, die dann leicht an einem andern Orte wieder zum Vorschein gebracht werden können. Ein beliebtes Stück ist auch das Halten glühender Kohlen in der Hand. Man schützt die Hand gegen das Verbrennen durch eine dicke Salbe von gepulverter Eibischwurzel (Althaea officinalis) und Eiweiß. Natürlich hat die schützende Wirkung dieser Salbe auch ihre Grenzen. Zu weitern Feuerexperimenten gehört das Verschlucken brennenden Papiers von den sogenannten Feuerfressern. Steckt man ein Stück angezündetes Papier in den Mund und schließt denselben sofort, so erlischt die Flamme. Ferner das Funkenspeien: Man streut auf ein Baumwollebällchen gepulverte Weidenkohle, umnäht dasselbe mit Leinwand, schneidet ein kleines Loch hinein und bringt in dieses eine glühende Kohle. Nimmt man nun diese Vorrichtung so in den Mund, daß die Kohle vorn ist, und bläst stark, so fliegen die Kohlenstäubchen als Funken hinaus. Man muß sich dabei hüten, durch den Mund einzuathmen. — Und nun wollen wir an der Hand des Programms von gestern die Einzelnheiten besprechen. Das Erste ist das endlose Fangen von Geldstücken aus der Luft oder die Vision des Geizigen.



Einrichtung des Zauberstabes.

Diese Nummer wird in einer schwierigeren und in einer leichteren Weise ausgeführt. Die erstere hat folgenden Verlauf: In die linke Hand nimmt der Künstler zehn bis fünfzehn gleiche Geldstücke, in dieselbe Hand auch den Zauberstab. Dann bittet er sich einen Herrenhut aus und hält denselben so, daß die Finger, zwischen welchen die Geldstücke sich befinden, an der inneren Seite des Huts liegen, während der Daumen die Hutkrempe stützt. Demnächst leiht er sich ein den vorbereiteten Geldstücken gleiches Stück, welches er angeblich als Fond in den Hut wirft, jedoch in der rechten Hand behält und eine Münze aus der linken Hand dafür unterschiebt. Hierauf hält er eine Ansprache über die gesegnete Zeit, in welcher das Geld in der Luft umherfliegt, jedoch nur für besonders begünstigte Augen sichtbar ist, zeigt nun bei jedem Fange aus der Luft das in der rechten Hand verborgene Geldstück und wirft es anscheinend in den Hut, während in Wirklichkeit eines aus der linken Hand hineinfällt, bis der Vorrath erschöpft ist. Damit ist die Leistung beendigt und der Künstler giebt die entliehenen Gegenstände, Hut und Geldstück, zurück. Natürlich ist zu beachten, daß die in der rechten Hand verborgene Münze nicht bemerkt wird, und es erfordert diese Manier deshalb einige Uebung.

„Bei der leichteren Ausführung bedient sich der Künstler des Zauberstabes. Dieser ist hohl und besteht aus Messingblech, seine Länge ist etwa 15 bis 18 Centimeter, durch sein äußeres Ansehen unterscheidet er sich in Nichts von andern einfachen Zauberstäben, seine innere Einrichtung zeigt Fig. A. Zwei gewundene Stahlfedern ef und ab sind einander gegenüber befestigt, erstere etwas länger als letztere, cd ist eine dünne Eisenstange, an deren oberem Ende ein

Geldstück angelöthet ist. Die dünnen Eisenstangen hi und ik sind derart befestigt, daß beim Herunterdrücken des Knopfes g die Stange ih die Richtung mn annimmt, wodurch das an derselben befestigte Geldstück etwas über die Hälfte aus der Oeffnung yz hervortritt (Fig. B) und wieder verschwindet, sowie man den Knopf g losläßt. Indem man nun den Zauberstab schnell in die Höhe hebt, als ob man Etwas aus der Luft fangen wollte, drückt man den Knopf herunter, das Geldstück wird sichtbar, in den Hut scheinbar abgelegt und dasselbe Spiel dann fortgesetzt. Zu dieser Art der Ausführung ist nur geringe Uebung erforderlich."

Ernst. „Hier ist für mich eine Gelegenheit zu einer kurzen Bemerkung: Die Wirkung der spiralförmig gewundenen Stahlfedern des Zauberstabes liegt in ihrer Elastizität. Es ist dies das Bestreben der Körper, nach einer durch äußere Kraft ohne Trennung des Zusammenhanges erfolgten Verschiebung ihrer Theile die vorige Anordnung der Theile von selbst wieder anzunehmen. Der Grund der Elastizität ist, daß die in allen Theilchen der Körper wirkenden Anziehungs- und Abstoßungskräfte nur in bestimmter gegenseitiger Lage im Gleichgewicht stehen und daher diese Lage wieder einzunehmen suchen, wenn die das Gleichgewicht störende Kraft zu wirken aufhört. Elastizität kommt in verschiedenen Gradabstufungen allen Körpern zu, doch werden als eigentlich elastische Körper nur diejenigen bezeichnet, welche auch nach bedeutenden Formveränderungen ihre frühere Gestalt wieder annehmen, wie Kautschuk, Fischbein und spiralförmig gewundene Stahlfedern. Wenn man von Elastizität im eigentlichen Sinne spricht, so darf man jedoch nur an feste Körper denken, obgleich flüssige und gasförmige Körper diese Eigenschaft auch besitzen, aber mit gewissen Unterschieden, die einleuchten, wenn man bedenkt, daß als Ursache der Elastizität der Zusammenhang der Theilchen zu betrachten ist, der bekanntlich bei Flüssigkeiten und Gasen sich geringer darstellt."

Emil. „Auf Deine kurze Bemerkung die noch kürzere, daß die altrömische Artillerie also auf Elastizität beruhte mit ihren Katapulten und Ballisten, von welchen Ovid sagt: ballista concutit arces."

Vater. „Ganz recht; ich freue mich, daß Ihr an passender Stelle Bemerkungen zu machen wißt, laßt Euch die weitern Gelegenheiten nicht entgehen! Als zweite Nummer zeigt unser Programm: Die verwandelte Tinte.

„In einen Kelch von weißem, klarem Glase bringt der Darsteller einen Drahtring, an welchem ringsum schwarzes Tuch genäht ist, das bis auf den Boden des Kelches reicht. Gießt man nun bis an den Ring Wasser in das Gefäß, so hat es den Anschein, als ob dasselbe mit Tinte gefüllt wäre. Man stellt ein unten in Blei gefaßtes Blumenbouquet hinein und bringt diese Vorrichtung auf die Bühne. Zur Verwandlung der Tinte bedeckt man das Ganze mit einem weißen Tuche, macht einigen Hokuspokus darüber und zieht zugleich mit dem Tuche auch den erwähnten schwarz dekorirten Drahtring fort. Nun präsentirt sich höchst verwunderlich das Bouquet in reinem Wasser und ist aus der Tinte gekommen, in welcher es eigentlich nie war.

„Auf gleicher Fingerfertigkeit beruht auch die nächste Nummer: Das verschwundene Geldstück. In einer Ecke eines Taschentuchs ist ein Geldstück ein-

genäht. Nun erbittet sich der Künstler ein gleiches Geldstück, legt es in die Mitte des Tuches und faltet dieses zusammen. Unter dem Vorwande, nachsehen zu wollen, ob die Münze auch noch da sei, greift er in das Taschentuch und nimmt dabei das Geldstück fort, sodaß nur das eingenähte Stück darin bleibt. Einige Zuschauer überzeugen sich durch das Gefühl, daß die Münze, vermeintlich die entliehene, noch vorhanden sei. Das Tuch wird mit einem Hute bedeckt, eine Ecke herausgezogen, eins, zwei, drei! das Tuch vorgezogen, ausgebreitet, das Geldstück ist fort!

„Zum Pariser Kuchenbacken ist ein besonderer Apparat erforderlich. Zu einem tiefen Blechteller wird ein zweiter angefertigt, der so in den ersten paßt, daß ein Zwischenraum bleibt, dazu ein Deckel, dessen Rand derart eingerichtet ist, daß beim Abheben des Deckels der obere Teller daran hängen bleibt. Beide Teller und der Deckel müssen schwarz lackirt sein und das Ganze aussehen, wie ein einfacher zugedeckter Teller. In den Zwischenraum beider Teller wird ein Kuchen gesteckt. So vorbereitet tritt der Eskamoteur vor die Zuschauer und zeigt an, er wolle sich einen Kuchen backen, was von ihm in kürzester Zeit und bei sehr geringer Hitze geleistet werde. Nun giebt er in den obern Teller etwas Mehl, schlägt ein Ei hinein, gießt Wasser dazu, ändert nach dem Gutachten der Zuschauer noch dies und jenes an dem Teige und deckt dann das Ganze zu. Nach kürzester Erwärmung über einer Spiritusflamme hebt er den Deckel — und damit auch den obern Teller — ab und präsentirt den Kuchen.

„Um Silbermünzen in der Hand zu schmelzen fertigt man ein Kügelchen aus gleichen Theilen Quecksilber und Zinn, das auf dem Zaubertische bei Seite gelegt wird. Man behauptet, es sei eine Kleinigkeit, eine größere Silbermünze in der Hand zu schmelzen und auch wieder in ihrer alten Gestalt herzustellen. Die gewählte Münze wird unbemerkt auf ein Stück Papier gelegt und ein anderes darüber gedeckt, das erwähnte Kügelchen dafür ergriffen, einige Augenblicke in der Hand über ein Licht gehalten, wobei es gleich flüssig wird, und zum größten Erstaunen Aller auf das Papier gegossen, welches auf dem Silberstücke liegt, und mit einem andern Blatte bedeckt. Nach einigen Schwingungen des Zauberstabes muß man das Papier mit der Münze geschickt hervorziehen, denn bei diesem Stücke ist große Geschwindigkeit ein Haupterforderniß."

Ernst. „Das eine so große Rolle spielende Kügelchen veranlaßt mich, etwas darüber mitzutheilen. Das Quecksilber, ein Schwermetall, verbindet sich leicht mit den meisten Metallen; diese Verbindungen oder Legirungen werden Amalgame genannt. Die Eigenschaften und namentlich der Festigkeitszustand dieser Amalgame sind abhängig von ihrem Gehalte an Quecksilber. Bei vorwaltendem Quecksilber sind sie flüssig oder weich; bei Vorwiegen der andern Metalle sind sie fest, in überschüssigem Quecksilber aber sind sie alle löslich. Die Operation selbst wird amalgamiren, Amalgamation, auch Verquicken genannt. Am häufigsten wird Gold, Silber und, wie in dem letzten Zauberstück, Zinn amalgamirt, das Zinnamalgam wird zum Belegen der Rückseite von Spiegeln verwandt, weil dieses sich fest an das Glas hängt und daran sehr bald erhärtet."

Emil. „Das mag schon sein, aber die Spiegel des Alterthums (lat. speculum, griech. katoptron) bestanden aus Metall, gewöhnlich aus Kupfer oder aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, kostbare waren von Silber und des Odysseus Gemahlin, Penelope, hat bei Homer sogar einen goldenen Spiegel. Sie waren gewöhnlich länglich-rund und der Größe nach entweder bloße Handspiegel mit Griff oder so groß, daß sich eine Person ganz darin beschauen konnte; doch hatten sie ein Fußgestell."

Vater. „Es ist unerwiesen, ob die Phönizier zu Sidon schon gläserne Spiegel angefertigt haben. Bestimmt erwähnt dieselben im 2. Jahrhundert v. Chr. Alexander aus Aphrodisias und im 7. Jahrhundert Isidor von Sevilla. Erst im 16. Jahrhundert ging von Venedig die Methode aus, Spiegel durch Belegen mit Zinnamalgam herzustellen, und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts versorgte Venedig von der Insel Murano aus fast ganz Europa mit Spiegeln.

„Nach dieser Abschweifung wollen wir zu unserm Programme zurückkehren und zusehen, wie es sich mit dem überraschenden Erscheinen mit Wasser gefüllter Schüsseln verhält.

„Eskamoteur Basch war der Erste, der das Publikum mit diesem Kunststück unterhielt, indem er ganz unauffällig gekleidet auf die Bühne trat, ein zusammengelegtes Tuch ausbreitete, um zu zeigen, daß dasselbe nichts verberge, den vorderen Theil seines Leibes damit bedeckte und nun aus dem Tuche viermal hinter einander mit Wasser gefüllte Schüsseln hervorzog, die sogar Goldfischchen enthielten.

„Eine Hose wird an der Rückseite mit vier Taschen neben einander versehen, in diese werden gläserne, mit Wasser gefüllte Schüsseln, die man mit dicht anliegenden Gummidecken verschließt, derart gesteckt, daß die Gummideckel dem Leibe zugekehrt sind. So ausgerüstet und mit einem starken, zusammengelegten Tuche in der Hand tritt der Künstler vor die Zuschauer. Nach einigen Worten stellt er sich auf die rechte Seite der Bühne, deckt mit der linken Hand das Tuch über den vorderen Theil seines Leibes und zieht mit der rechten Hand eine der Schüsseln hervor, die er von dem Deckel befreit und durch seinen Gehülfen dem Publikum präsentiren läßt, ebenso die zweite. Dann geht er auf die linke Seite der Bühne und läßt mit der linken Hand auch die dritte und vierte Schüssel erscheinen. Es gehört einige Uebung dazu, um mit der nöthigen Geschicklichkeit dieses Stück ausführen zu können.

„Die allwissende Glocke erfordert folgende Vorrichtung. Durch eine 1—2 Meter lange Kautschukröhre wird ein Draht oder eine starke Schnur gezogen und durch eine kleine Oeffnung in der Wölbung der Glocke mit dem Klöppel derselben verbunden; am andern Ende befindet sich ein Ring. Um der Kautschukröhre das Ansehen einer unverdächtigen Schnur zu geben, wird sie mit farbiger Seide umwunden. Zur Ausführung des Stückes werden zwei Stangen auf die Bühne gestellt, von der einen läuft die vorbereitete Röhre zur Glocke, von der andern eine der umwickelten Röhre möglichst ähnliche einfache Schnur eben dahin, um dadurch die Vorrichtung zu verbergen. Das Anschlagen der Glocke besorgt der versteckte Gehülfe mittels der beschriebenen Röhre. Aus einem Spiele Karten,

deren Reihenfolge dem Gehülfen bekannt ist, läßt der Künstler zunächst die oberste Karte ziehen und fragt dann die Glocke, welche es sei. Der Gehülfe weiß, daß die oberste Karte z. B. die rothe Sieben gewesen. Auf vorgängige nicht zutreffende Fragen schweigt die Glocke, endlich wird gefragt: „Ist es Roth?" Der Gehülfe läßt als Bejahung die Glocke einmal anschlagen. „Welchen Werth hat die Karte?" Die Glocke schlägt sieben Mal. Auf diese Weise lassen sich nach Verabredung mit dem Gehülfen die mannichfaltigsten Variationen dieses Stückes anbringen, z. B. Errathen von Geldstücken. Viele Künstler deuten auch durch die Methode der Fragestellung die Antwort schon an (besonders bei Vorstellung von hellsehenden Damen und Wahrsagerinnen), daß z. B. auf die dritte oder vierte Frage die Glocke mit Ja antwortet, auf jede andere mit Nein; daß z. B. bei der Fragestellung: „Ist es ein Thaler?" die Glocke schweigt, aber bei „Vielleicht ist es ein Thaler?" anschlägt u. s. w.

„Das bezauberte Tuch ist eines der vielfachen Kunststücke, die man nur als Lückenbüßer betrachten kann. Der Künstler läßt sich ein weißes Taschentuch geben, will dasselbe mit einer Schere markiren, findet aber beim Auseinandernehmen, daß es bereits gänzlich zerrissen sei. Unter Bedauern wickelt er es in Papier und übergiebt es einer Dame zur Aufbewahrung, ergreift dann eine daliegende Rübe, schneidet sie auf und findet das Taschentuch unverletzt darin, während die Dame ein Bouquet statt des Tuchs in der Hand hat.

„Indem der Künstler sich das Taschentuch erbittet, hat er die ähnlich scheinenden Lappen schon in der Hand, wirft beides in einen Hut und vertauscht beim Herausnehmen das Tuch mit dem Lappen. Den Hut stellt er bei Seite, wo der Gehülfe dann das Tuch herausnimmt und in die ausgehöhlte Rübe bringt. Das Papier, in welchem sich die Lappen befinden, wird mit einem andern vertauscht, welches ein Bouquet enthält, und so ist die ganze Ausführung eine ziemlich einfache.

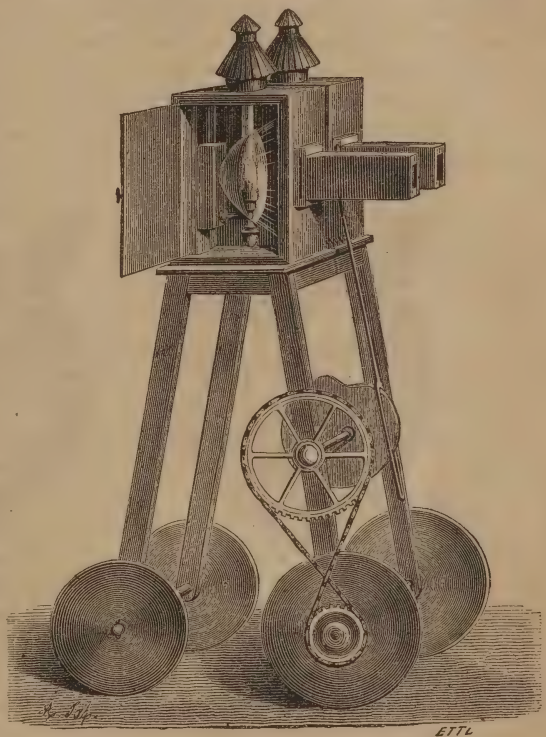
„Die bezauberte Rübe. Auf eine Karte mit sieben Augen klebt man schwach ein achtes Kartenauge und steckt diesen falschen Achter in ein Kartenspiel, den richtigen Achter aber in eine Rübe. Durch eine schon vorher eingeweihte Person läßt man die künstliche Acht aus dem Kartenspiele ziehen, wischt das aufgeklebte Auge ab, steckt die Karte wieder in das Spiel und läßt nun die gezogene Acht suchen, die natürlich nicht zu finden ist. Wunderbarer Weise findet man nachher die gesuchte Karte in der Rübe.

„Ihr seht also, daß das Prinzip in allen diesen Zauberstücken dasselbe ist, daß Alles ganz natürlich zugeht und daß es nur auf die größere oder geringere Fertigkeit des Künstlers ankommt, seine Vorstellung mehr oder minder unterhaltend zu machen. Wir wollen jedoch für heute unsere Unterhaltung schließen und morgen ein an und für sich und in seinen Nebenumständen interessanteres Kapitel besprechen: „die optischen Täuschungen und die Gespenstererscheinungen."

II. Optische Täuschungen und Gespenstererscheinungen.

Am folgenden Abend stellten sich Ernst und Emil frühzeitig bei dem Vater ein, denn heute sollte ja gerade das erklärt werden, was sie besonders erregt hatte. Nach einigen Worten begann endlich der Vater folgendermaßen:

„An diesem Abend werden uns also nunmehr die optischen Täuschungen und Gespenstererscheinungen beschäftigen. Man hört auch heute noch die Ansicht aussprechen, allerdings nur von Leuten ohne gründliche Bildung, daß es wirkliche Gespenster, spukhafte Wesen, gebe, und daß ein Bündniß mit dem Teufel dazu gehöre, solche Gespenster beliebig erscheinen lassen zu können. Im Lichte der Wissenschaft erscheint dieser ganze Gespensterglaube mit seinen Visionen und Traumgesichtern als Aberglaube, der dann um so verderblicher wird, wenn sich mit der vorgeblichen Kenntniß des Geisterreichs der Wahn verbindet, daß es möglich sei, durch eine Herrschaft über dasselbe übernatürliche Wirkungen hervorzubringen. In der neuesten Zeit, wo die nüchterne Naturforschung solche phantastische Theorien in ihrer Nichtigkeit hingestellt hat, ist der Gespensterglaube sehr in Mißkredit gerathen und spielt seine Hauptrolle nur noch auf Schaubühnen, und auch hier sind die Gespenster nur Produkte der Kunst. Wir werden näher darauf eingehen. Beiläufig werdet Ihr Euch erinnern, daß bei diesem Theile seines Programms der Künstler nicht auf der gewöhnlichen Bühne auftrat, sondern in einem dahinter liegenden Raume, weil die Vorbereitungen zu den Gespenstererscheinungen ihn in seinen andern Ausführungen behindert haben würden.



Die verbesserte Laterna magica.

„Die Fantasmagorien oder optischen Täuschungen werden durch eine Verbesserung der durch den berühmten Jesuiten Kircher (1601—1680) erfun-

denen Laterna magica hervorgebracht. Der Apparat besteht aus einer großen Holzkapsel, einer Reflektorlampe und aus Vergrößerungsgläsern. Die Lampe beleuchtet das Bild, welches sich in der Achse einer besondern Röhre befindet. Die Lichtstrahlen des Reflektors fallen auf die konvexe Oberfläche einer Linse, deren ebene Fläche dem transparenten Bilde zugewendet ist. Der Apparat steht auf mit Flanell umwickelten Rädern, sodaß man denselben ohne Geräusch über den Zimmerboden rollen kann. Das Bild wird auf eine durchscheinende Wand geworfen, welche sich vor den Zuschauern befindet und ihnen den Apparat verbirgt.

„Auf dieser Wand von gummirter Leinwand kann man Gespenster, Ungeheuer, die verschiedensten abenteuerlichen Gestalten darstellen, die Anfangs wie Punkte erscheinen, dann allmählig wachsen, sich vorwärts bewegen und sich auf die Zuschauer zu stürzen scheinen. Die Röhre, in welcher sich das Bild befindet, enthält zwei Linsen. Je nachdem die Gegenstände größer oder kleiner erscheinen sollen, stellt man den Apparat näher oder weiter von der Wand und vermindert nach und nach die Entfernung der Linsen von einander.

Der Thierkopf mit beweglichen Augen.

„Ist die Wand gut angebracht und mit undurchsichtigen Vorhängen umgeben, so haben die Zuschauer keinen Maßstab für die Entfernungen und sind ganz und gar der Illusion hingegeben.

„Schon 1798 rief Robertson mittels vortrefflicher Zauberlaternen ähnliche Erscheinungen in dem alten, dem Vendomeplatz nahe gelegenen Kapuzinerkloster hervor. Die Täuschung war so vollkommen, daß das Publikum vor Furcht zitterte, wenn die Geister sich auf das Parterre zu stürzen drohten. Der Enthusiasmus war ein gleicher wie der, welchen ihrer Zeit der Zauberkünstler Cagliostro (1743 bis 1795) und der Magnetiseur Mesmer (1734 bis 1815) erregten. Während in älterer Zeit die Fantasmagorie ein Mittel zum Betruge war, dient sie gegenwärtig nur zur Unterhaltung.

„Bei vereinfachtem Apparat und für geringere Entfernungen hat man auch Bilder auf Glas, wobei die Figuren lebendig zu sein scheinen. Sie werden mit fein

geriebenen Farben aufgetragen und mit Gemäldelack überzogen. Man ertheilt ihnen mehr Relief, indem man ihnen durch eine aus Ruß und Gemäldelack gemischte Farbe eine schwarze Umgebung giebt.

„Einige solcher Figuren für die Fantasmagorie sind:

1) Der Thierkopf mit beweglichen Augen. Man malt auf Glas einen Thierkopf, z. B. eine Eule, und läßt die Augen weiß. Indem genau der Abstand der Augen gemessen wird, malt man auf eine andere Glasplatte zwei schwarze Punkte so, daß sie, hinter das erste Bild gestellt, die Pupillen der Augen bilden. Die erste Platte wird nun in Pappe derart befestigt, daß sie in die Bildröhre des Apparates eingesetzt werden kann; die zweite läuft, leicht beweglich, in einer Gleite-Vorrichtung, so daß der Kopf bei der Vorführung die Augen zu bewegen und den Saal zu durchmustern scheint.

Der Küchenjunge, der seinen Kopf vertauscht.

2) Der Küchenjunge, der seinen Kopf vertauscht. Ein Küchenjunge trägt stolz eine Schüssel, auf welcher sich ein schön mit Petersilie garnirter Kalbskopf befindet. Plötzlich hat der Küchenjunge den Kalbskopf auf und trägt seinen Kopf auf der Schüssel. Auf dem festen Glase ist der Küchenjunge ohne Kopf und mit leerer Schüssel gemalt, auf dem beweglichen Glase die vier Köpfe in umgekehrter Folge. Durch das Gleiten des Glases werden die Wandlungen bewirkt.

Zur Erklärung des vertauschten Kopfes.

3) Ein Fenster, das verhängt wird. — Eine junge Dame steht am Fenster und begießt ihre Blumen. Wahrscheinlich bemerkt sie, daß sie beobachtet wird, denn plötzlich verschwindet sie hinter den Vorhängen. Das System ist ähnlich wie bei dem vorigen Stücke. Hinter der Glasplatte, die das Fenster vorstellt, befindet sich eine andere, auf welcher zu Anfang die Dame, weiterhin die Vorhänge gemalt sind. Indem man diese zweite Platte schnell hingleiten läßt,

verschwindet nicht nur die Dame, sondern auch die Vorhänge scheinen nicht seitwärts vorzurücken; sie erscheinen durch die schnelle Bewegung so, als ob sie von oben herunterfallen.

„Mit etwas Phantasie kann man natürlich noch andere Scenen erfinden und darstellen.

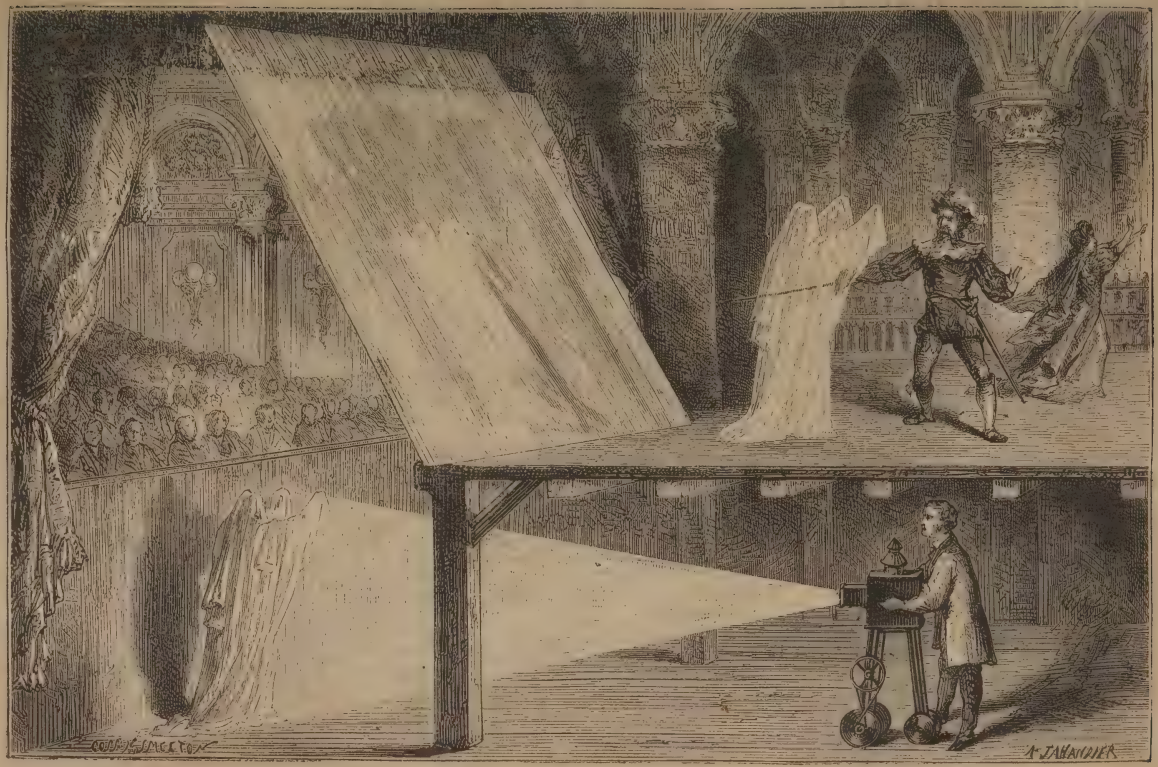
„Das Megaskop ist ein ähnlicher Apparat, durch welchen aber ein undurchsichtiger Gegenstand beleuchtet und sein Bild auf die transparente Wand geworfen wird.

„Fahren wir Nachts in einem Eisenbahnwaggon, so bemerken wir, daß die Fenster wie Spiegel wirken. Wir sehen darin die Bilder unserer Reisegefährten und der Lampe, zugleich aber auch draußen befindliche Gegenstände, z. B. Bäume und Telegraphenstangen. Dasselbe ist der Fall, wenn man bei Beleuchtung in einem Kaufmannsladen oder einem Kaffeehause sich befindet, man sieht in den Fenstern sowol das Innere des Ladens als auch die draußen Vorübergehenden. Auf dieser Spiegeleigenschaft des Glases beruhen die Gespenstererscheinungen der Schaubühnen. Die Einrichtung zeigt unsere größere Abbildung. Unter der Bühne wirft ein elektrisches, besser noch Drummond'sches Licht seine Strahlen auf die lebende Person (das massive Gespenst), welche die Rolle des Gespenstes, Teufels oder Ungeheuers spielt. Eine Glasscheibe, so hoch und breit, als sie nur die jetzige Glasindustrie zu liefern vermag, wird in einer Neigung von 45 Grad gegen das Publikum aufgestellt, so daß sie den hintern Theil der Bühne von den Zuschauern abschneidet. Die letztern bemerken diese Tafel nicht, weil sie von dem feinsten farblosen Glase angefertigt ist. Das kräftig beleuchtete massive Gespenst spiegelt sich in der Glasscheibe und erscheint im Spiegelbilde als nebelhaftes, schuß-, stich- und hiebfestes Fantom. Sowie die Lampe unter der Bühne geschlossen wird, verschwindet das Gespenst. Während der Vorstellung wird der Zuschauerraum verdunkelt.

„Alles, was dunkle, glanzlose Farben hat, erscheint auf der Bühne nicht, deshalb tragen die massiven Gespenster immer helle Farben. Bei dieser Berücksichtigung der Farben kann man auch nur eine gespenstige Hand, einen Kopf oder Fuß auf der Bühne erscheinen lassen, indem diese Theile weiß, die übrige Figur schwarz ist. So kann man z. B. eine als Spiegelbild auf der Bühne stehende Gipsfigur verschwinden lassen, indem man das beleuchtete Original unter der Bühne mit einem schwarzen Tuche bedeckt.

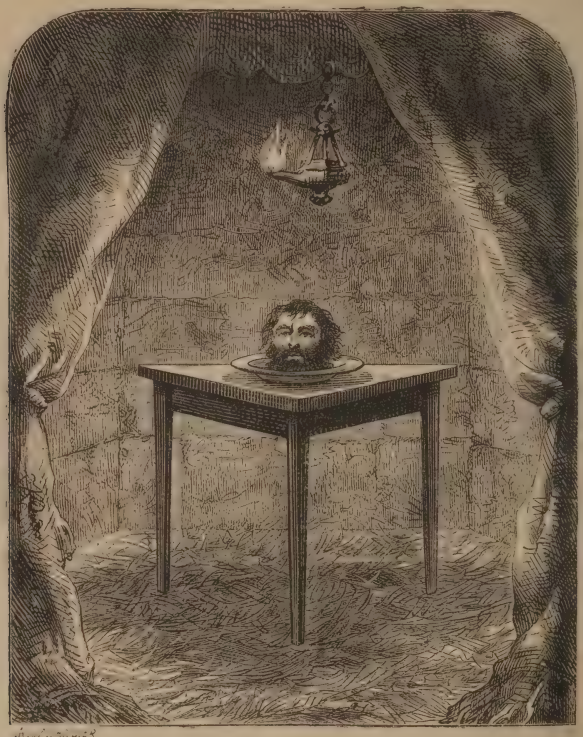
„Es ist noch sehr zu beachten, daß die Bewegungen des Gespenstes zu denen des Schauspielers passen, da Alles, was unter der Bühne rechts ist, auf der Bühne links erscheint und umgekehrt. In den Zauberkabinets hat der Künstler ein besonderes, hinter der gewöhnlichen Bühne sich befindendes Geisterkabinet, so daß sich die Glasscheibe zwischen der eigentlichen Bühne und dem etwas tiefer liegenden Geisterkabinet befindet.

„Ebenfalls mittels der Glaswand wird das Enthaupten ausgeführt. Als massives Gespenst unter der Bühne dient eine weißgekleidete Puppe in Gestalt eines Mannes; den Kopf vertritt eine härtige Gesichtslarve, die sich abnehmen läßt.



Die Geistererscheinung auf der Bühne und deren Erklärung unterhalb der letzteren.

„Der untere Theil des Gesichtes wird entsprechend abgetheilt und mit einer Gummischnur befestigt, so daß es aussieht, als ob die Puppe spräche, wenn die lebendige Person den Kopf in die Larve steckt und den Mund bewegt. In die Rockärmel der Puppe steckt die lebendige Person, die übrigens ganz schwarz erscheinen muß, sogar im Gesicht, die Arme und nimmt ein langes Messer in die Hand. Nun wird der Vorhang aufgezogen, indem, natürlich außer der starken Beleuchtung des untern Bühnenraums, nur das Geisterkabinet schwach beleuchtet ist.



Die Enthauptung.

„Nach etlichen Worten nimmt mit einigem Messeragiren die lebendige Person der Puppe die Larve ab, hält das Gesicht derselben dem Publikum zugekehrt und setzt dann den Kopf wieder auf.

„Dieses Stück wird noch in einer andern Weise ausgeführt.

„In einem kleinen, schwach beleuchteten Raume erblickt man einen Tisch mit drei Füßen, auf demselben ein menschliches Haupt, unter dem Tische Stroh und die Mauer des Fußbodens. Man glaubt, es sei ein Kopf von Wachs, derselbe dreht sich aber auf der Metallschüssel, bewegt die Augen und beantwortet sogar Fragen: es ist

also ein lebendiger Kopf. Die Illusion wird durch gewöhnliche Spiegel hervorgebracht, welche die Tischfüße verbinden, gegen die Mauern rechts und links unter Winkeln von 45 Grad geneigt sind und diese als Fußboden sowie das umhergestreute Stroh abspiegeln. Die nackte Wirklichkeit zeigt die nächste Abbildung. Der Zuschauer kann nicht nahe heran, ein Gitter hält ihn etwa 2 Meter von dem Tische entfernt. Man erzählt, daß eines Tages ein argwöhnischer Zuschauer einen Stein zwischen die Füße des Tisches geworfen habe, wobei die Spiegelscheibe natürlich zerschlagen und das Geheimniß enthüllt wurde, der Neugierige aber seinen Spaß etwas theuer bezahlen mußte.

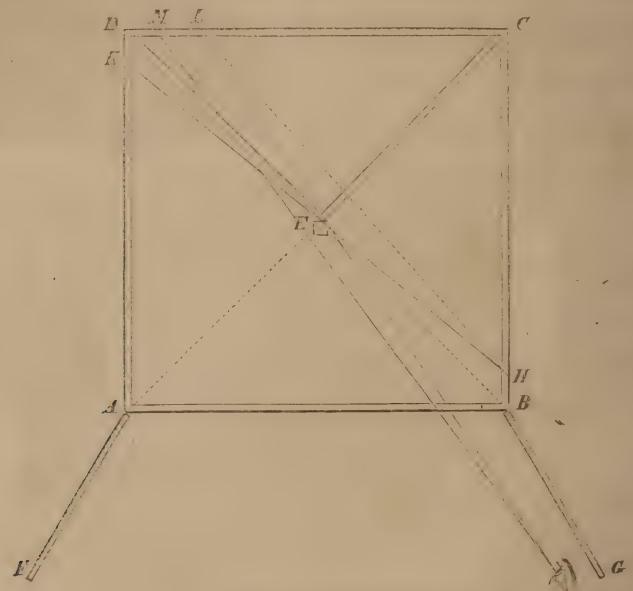
„Auf Anordnung von Spiegeln beruht auch die Konstruktion des von Basch erfundenen Wunderschrankes Proteus. Vor uns steht ein einfacher Schrank auf hohen Füßen, den der Künstler nach einigen einleitenden Worten öffnet. Wir erblicken hinter der äußeren hölzernen Thür eine Glasthür, die aus einer Scheibe besteht. Die Wände des Schrankes sind innen mit rothen Streifen beklebt, hell und erleuchtet. Eine hinter der Glasthür stehende schlanke Säule scheint nur zur Unterstützung der Schrankdecke zu dienen. Aus diesem Schranke erscheinen nun Personen, die, das Publikum grüßend, fortgehen, der hineinsteigende Gehülfe ist plötzlich verschwunden und erscheint später sogar maskirt wieder. Aus dem kleinen Raume, der doch leer ist, entwickelt sich eine Art Promenade. Ein Kind aus dem Zuschauerraume wird von dem Künstler an die hintere Wand gestellt, dieser tritt selbst hinein und schließt die Thür. Gleich darauf wird sie geöffnet, beide sind verschwunden. Nach wiederholtem Oeffnen erscheinen beide wieder, wobei jedoch das Kind in den vordern Raum des Schrankes geführt wird.

Erklärung der Enthauptung.

„Die Erklärung giebt uns das Schema (S. 70) in einem horizontalen Durchschnitte des Schrankes. AF und BG die äußere hölzerne Thür, AB die Glasthür, AD und BC die Seitenwände, DC die Rückwand, E die Säule. ABCD ist genau ein Quadrat, in dessen Mittelpunkt die Säule steht. ED und EC sind zwei Spiegel, welche die Zuschauer nicht bemerken, da sie die mit rothen Streifen beklebten Seitenwände abspiegeln, so daß man von dem Raume CDE keine Ahnung hat und die Rückwand DC zu sehen meint, eben weil E genau in der Mitte steht. Je nach der Stellung des Zuschauers wird dieser mehr oder weniger von dem Innern des Schrankes sehen. Wenn sich das Auge des Zuschauers in X befindet, wird es im Spiegel CE das Bild CL und etwas von der Wand CH sehen und in dem Spiegel DE das Bild DM und

etwas von der Wand DK, so daß nur ein Theil ML rückwärts unausgefüllt bleibt, und das ist gerade der Theil, welchen die Säule E deckt. Die Säule verbirgt ferner die Ecken und Bänder der Spiegel, und dem Zuschauer kann es nicht anders erscheinen, als daß er die Rückwand DC sieht, da ihm die Spiegelflächen entgehen müssen.

„Um jeder etwaigen Entdeckung der Spiegel vorzubeugen, dienen die rothen Streifen der Seitenwände; hauptsächlich aber die Glasthür hinter der vorderen hölzernen Thür. Die Spiegel haben keine Rahmen und müssen natürlich gut passen. In dem Raume CDE befinden sich nun die Personen, freilich enge zusammen, die aus dem anscheinend leeren Schranke hervortreten und die in C und D beweglichen Spiegel öffnen und schließen.



Zur Erklärung des Wunderschrankes.

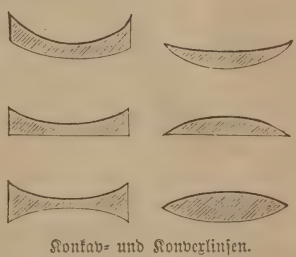
„Vor dem Bewegen der Spiegel wird natürlich die äußere Thür geschlossen. Es ist darauf zu achten, daß die Personen gerade vor der Säule stehen, weil sonst das Spiegelbild die Einrichtung verrathen würde. Nach dem Weggehen des Gehülfen bleibt der Schrank leer, weil derselbe die beiden Spiegel an die Seitenwände gedrückt hat. Um auch hier eine Entdeckung zu verhindern, sind die Rückseiten der Spiegel und die Rückwand des Schrankes ebenfalls mit rothen Streifen beklebt.

„Bei dem Experiment mit dem Kinde stellt der Künstler dasselbe an die Rückwand und zieht die Spiegel zu. Das Kind kann später keine Auskunft geben, weil es die Augen schließen muß und sich nicht rührt.

„Das wäre in Kürze das System der Gespenstererscheinungen und dergleichen, und Ihr werdet eingesehen haben, daß Alles ganz natürlich zugeht. Jedenfalls ist während meiner ununterbrochenen Auseinandersetzung Euch Manches aufgestoßen, worüber sich noch etwas sprechen ließe. Ist es nicht so?"

Ernst. „Allerdings dürften noch einige Worte wünschenswerth sein, ich will auch sogleich beginnen und mich kurz fassen. Der fantasmagorische Apparat enthält eine Reflektorlampe, Vergrößerungsgläser und Linsen. Erstere ist eine Lampe, die zur Verstärkung des Lichts vor einer blanken, nach außen gekrümmten Metallplatte, einem Hohlspiegel, steht, so daß die Lichtstrahlen unter gewissen Verhältnissen sich in einem Punkte (F), dem Brennpunkte oder Focus, vereinigen, wodurch das darzustellende Objekt eine starke Beleuchtung erhält. Man wird aber auch bei starker Beleuchtung einen großen Gegenstand besser sehen als einen kleinen, deshalb wird die Wirkung des Hohlspiegels noch durch die der Vergrößerungsgläser unterstützt. Eine Hauptrolle bei diesem Vorgange spielt jedoch die plankonvexe Glaslinse, indem sie die starken Lichtstrahlen gesammelt auf das Objekt wirft und nun auch die Wirkung der Vergrößerungsgläser in ihr Recht treten läßt. Wenn ein Körper von zwei krummen Flächen begrenzt wird, welche Theile von Kugelflächen sind, so heißt er eine Linse und zwar eine doppelt erhabene oder bikonvexe, wenn die Kugelstücke einander die hohle Seite zuwenden, eine doppelt hohle oder bikonkave, wenn sie einander die erhabene Seite zukehren. Jene sind in der Mitte, diese am Rande dicker. Es giebt noch Linsen, welche auf der einen Seite eben, auf der andern entweder erhaben oder hohl sind (plankonvex, plankonkav), ferner konvexkonkave und konkavkonvexe, je nachdem die Konkavität oder Konvexität größer ist."

Hohlspiegel.


Konkav- und Konvexlinsen.

Emil. „Durch Hohlspiegel soll ja schon Archimedes die Schiffe der Römer verbrannt haben, als diese unter Marcellus im zweiten Punischen Kriege 214—212 v. Chr. Syrakus belagerten?"

Vater. „Die Sache ist doch zweifelhaft, denn Polybius, Livius und Plutarch, welche über die Belagerung ausführlich berichten, erwähnen dabei nicht der Brennspiegel, durch welche Archimedes die Schiffe der Römer vernichtete; Dio Cassius und Diodor geben hiervon eine unbestimmte dunkle Notiz. In späterer Zeit berichten Zonaras und Tzetzes davon ausführlich, ihnen stimmt Anthemius in einem 1777 aufgefundenen Fragmente bei. Die neuere Physik nimmt die Möglichkeit an und zugleich, daß Archimedes eine Anzahl kleinerer Planspiegel zusammengesetzt und so die Wölbung des Hohlspiegels gebildet habe."

Ernst. „Die Beleuchtung des massiven Gespenstes unter der Bühne geschieht durch elektrisches oder besser noch Drummond'sches Licht. Während der elektrische Funke eine einmalige Lichtexplosion ist, wird die Lichterscheinung des galvanischen Stromes durch gewisse Stetigkeit ausgezeichnet und ist deshalb zu praktischer Anwendung in kleinerem Umfang geeignet. Allerdings gehört zu einem starken Lichte auch eine starke Batterie; so baute Humphry Davy eine Säule aus 2000 kräftigen Zink- und Kupferplattenpaaren und ließ die Pole in zwei Kohlenspitzen auslaufen. In den vierziger Jahren wurden zu Paris von Deleuil und in Petersburg von Jacobi und Acheran Versuche mit Zinkkohlenelementen angestellt. Die Idee, dieses Licht zur Straßenbeleuchtung zu verwenden, scheiterte daran, daß das Licht mit der Entfernung zu bedeutend abnimmt, also eine einzige Lichtquelle für eine Stadt nicht ausreicht, die Anlage mehrerer Beleuchtungsstationen mit speziellen Batterien aber wol zu theuer werden möchte. Man hat in neuerer Zeit verschiedenartige Methoden vorgeschlagen, aber für die größere Praxis nutzbar ist die Sache noch nicht.

„Das Drummond'sche Kalklicht oder Siderallicht erhält man, wenn man einen angezündeten feinen Strom von Knallgas (2 Maß Wasserstoff mit 1 Maß Sauerstoff) auf einen durch ein Uhrwerk gedrehten Cylinder von ungelöschtem Kalk strömen läßt. Um Explosionen zu vermeiden, hat man beide Gasarten in abgesonderten Behältern einem Drucke ausgesetzt und vereinigt beide erst gegen das Ende einer engen Röhre. Damit wäre ich mit meiner Weisheit vorläufig zu Ende."

Vater. „Ihr seid heute Zauberlehrlinge gewesen, aber wol mit besserem Erfolge als jener von Goethe, der zuerst in kühnem Muthe ausrief:

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal fortbegeben,
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben!

„Dann aber, als es ihm an den Hals ging, flehte:

Herr! die Noth ist groß;
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!

„Ihr werdet mit Euern Geistern schon fertig werden, denn Ihr wißt, daß sie nichts sind als wesenloser Schein, der seine Existenz dem Spiegeln einer Glasplatte verdankt. Geht auch in Euerem Leben dem Blendwerk straff zu Leibe, mag es schwarz oder weiß sein, stets werdet Ihr finden, daß es einem scharfen Blicke und dem prüfenden Verstande nicht Stand hält, und laßt Euch durch ein dem gesellschaftlichen Fortschritt entgegengeschleudertes vade retro Satanas! nicht aufhalten!"

III. Schwierigere Kunststücke mit und ohne Apparate.

Am dritten Abend ging der Vater auf den letzten Theil der Kunststücke des Zauberkünstlers ein und sprach zunächst über das (zuerst vom Eskamoteur Bergheer in Prag ausgeführte) Stück, genannt: Das überraschende Erscheinen und Verschwinden des Kaffee.

Vater. „Ihr erinnert Euch vielleicht noch, daß schon bei Anfang der Vorstellung ein Sessel hinten auf der Bühne stand. Auf ihn wurden zwei leere Pokale gestellt und diese später mit einem weißen Tuche bedeckt. Letzteres ward nach wenigen Minuten weggenommen und siehe da! in dem einen Pokale befand sich heißer schwarzer Kaffee, in dem anderen gekochte Milch. Zwei auf die Bühne gerufene Knaben erhielten jeder eine Tasse mit Unterschale und Kaffee hinein; als sie noch Milch dazu bekommen sollten, war der Kaffee plötzlich verschwunden.

„Längs der Rückseite der hinteren Füße des Sessels sind zwei Kautschukröhren geführt, welche bis unter den Boden der Bühne gehen. An die unteren Röhrenenden wird hier eine Kautschukblase mit heißem Kaffee gebunden, dort eine gleiche mit gekochter Milch gefüllt. Bei dem Bedecken der Pokale leitet der Künstler die oberen Röhrenenden in diese, und auf ein Zeichen drückt der unter der Bühne befindliche Gehülfe die Blasen, worauf die Flüssigkeiten oben ausfließen müssen. Ist dies geschehen, so zieht der Gehülfe an den Röhren, so daß diese nicht mehr in den Pokalen sichtbar sind. Die herbeigebrachten Kaffeetassen mit Unterschalen haben sehr dicke Wände, so daß nur wenig hineingeht, die Unterschale hat einen doppelten Boden und auf der oberen Seite ein Loch, die Obertasse am Boden ein Loch, die beide genau auf einander passen. Die herbeigerufenen Knaben müssen die Tassen hoch halten, so daß sie nicht hineinsehen können: natürlich verschwindet der Kaffee!

„Auf einem Apparat beruht auch das Verschwinden und Erscheinen eines Menschen. Der Gehülfe steigt auf den Tisch, wird mit einem Korbe bedeckt; eins, zwei, drei! der Korb wird abgenommen, der Gehülfe ist fort und in dem Korbe steckt er nicht. Dieser wird wieder auf den Tisch gedeckt; eins, zwei, drei! abgehoben, da ist der Mann wieder!

„In einen gewöhnlichen Tisch wird auf der Tischplatte eine Oeffnung gemacht, deren Deckel sich nach oben öffnet; es wird ferner ein Bret angefertigt, welches innerhalb der vier Tischbeine Platz hat und durch Ringe in vier Schnuren läuft, die in eine Hauptschnur zusammenlaufen, so daß man das Bret leicht und ohne Geräusch auf und niederziehen kann. In jedes Tischbein wird zur Unterstützung des Bretes ein starkes Eisen geschlagen. Um den Tisch wird eine Decke befestigt, welche das heruntergelassene Bret verbirgt, die obere Fläche des Tisches aber frei läßt. Der Gehülfe steigt also auf das Bret herunter, läßt den Deckel zufallen und klettert nachher wieder hervor. Ist das Stück zu Ende, wird das Bret hinaufgezogen und der Tisch gezeigt, an welchem dann keine Vorbereitung mehr sichtbar ist.

„Die Hauptrolle spielt der Gehülfe auch bei dem Sphinxkopf. Die ältere

Ausführung ist die, daß ein hohler Kopf von Holz auf einen Tisch und damit genau auf die Mündung eines Sprachrohres gestellt wird, welches durch den Tisch hinter die Bühne führt. Die dem Kopfe vorgelegten Fragen beantwortet der Gehülfe durch das Sprachrohr, was aber erst aus dem Munde des Kopfes zu hören ist.

„Die neuere Art von Bergheer ist folgende: Ein kleiner runder Tisch wird im oberen Theile offen nach hinten bis hinter die Rückwand der Bühne verlängert. Dort erst wird die Verlängerung durch Füße unterstützt, so daß ein Mensch hineinkriechen kann und mit dem Kopfe bis in den Tisch reicht. Ein um den Tisch befestigter breiter Streifen Tuch verbirgt diese Vorrichtung. In die Platte des vordern Tisches wird eine Oeffnung ausgeschnitten, deren Deckel sich nach oben öffnet. Der Künstler hat einen Kasten ohne Boden, der außen einfach angestrichen, innen aber schön gemalt ist, ebenso muß auch die untere Seite des Deckels im Tische gemalt sein, so daß er sich geöffnet von den inneren Wänden des Kastens gar nicht unterscheidet. Dieser Kasten wird auf die Bühne gestellt, der Künstler erzählt etwas von der Berühmtheit des sprechenden Sphinxkopfes und fragt dann, gegen den Kasten gewendet: „Bist du darin?“ worauf der im Tische versteckte Gehülfe mit „Ja“ antwortet. Dann wird der Kasten auf den Tisch gestellt, so daß er den Deckel der Tischplatte bedeckt, welchen der Gehülfe mit dem Kopfe aufhebt; der Künstler öffnet die Vorderwand und der Sphinxkopf wird sichtbar, glänzenden Gesichts, mit abgemessenen Bewegungen, eher einer Maschine als einem Menschen ähnlich, mit hohler Grabesstimme. Eine in sechs Abtheilungen getheilte Tasche enthält in jeder Abtheilung 50 bis 60 Zettel mit gleichen Nummern, deren Reihenfolge der Künstler wie der Gehülfe wissen. Man läßt aus der ersten Abtheilung einen Zettel ziehen, dessen Nummer also ohne Schwierigkeit der Sphinxkopf nennt; um die Sache anscheinend noch schwieriger zu machen, muß der Kopf die Nummer nennen, welche nun aus der zweiten u. s. w. Abtheilung gezogen werden wird, was auch glatt von statten geht. Hierauf empfiehlt der Sphinxkopf sich dem Publikum, der Kasten wird geschlossen, der Gehülfe kriecht hinaus, der Deckel fällt zu und der Kasten wird fortgebracht.“

Ernst: „Eine kleine Einschaltung. Zur Fortpflanzung des Schalles ist das Sprachrohr wichtig, denn spricht man in das am engeren Ende befindliche Mundstück, so werden die Schallwellen auf der inneren Kegelfläche so zurückgeworfen, daß ihre Strahlen bei dem Austritt ziemlich parallel sind. Schon der Mund wirkt einigermaßen als Sprachrohr, wenn man die Hände rings um ihn legt, denn wenn man im Freien die Stimme des Sprechenden vor ihm auf etwa 30 Meter vernimmt, so geschieht dies seitwärts nur auf höchstens 25 und nach hinten nur auf etwa 10 Meter.“

Vater: „Eigentlich haben wir es hier mit einer Kommunikationsröhre zu thun, welche dazu dient, selbst auf sehr große Entfernungen zu sprechen oder einen Schall überhaupt zu vernehmen. Biot hörte durch eine 951 Meter (fast 3000 Fuß) lange Röhre das Ticken einer Taschenuhr noch sehr deutlich. Diese Kommunikationsröhren haben vielfach zu Täuschungen gedient durch mancherlei Vorrichtungen, denen man absonderliche Namen gab, wie: das unsichtbare Mädchen, der wahrsagende Türke, das akustische Orakel.“

„Ein Stück, welches Beifall erregen soll, selbst wenn es schlecht ausgeführt wird, ist das Repetirenlassen nicht repetirender Uhren. Der Künstler läßt sich mehrere Taschenuhren geben, die sonst nicht repetiren, in der Hand des Zauberers dieses aber thun, wobei derselbe einen Vortrag über die magische Macht der menschlichen Hand hält. Er hat nämlich ein Repetirwerk in der Westentasche, dessen Drücker er in Bewegung setzt."

Ernst. „Das Repetirwerk möchte wohl einige Worte verdienen. Taschenuhren, welche die Zeit auch durch Schlagen anzeigen, nennt man Repetiruhren. In diesen ist außer dem gewöhnlichen Gehwerk ein Repetirwerk angebracht, welches aus dem Repetirlaufwerk, d. h. mehreren in einander greifenden Rädern und Getrieben und aus dem Repetirorgelwerk besteht. In der Hauptsache besteht der Mechanismus darin, daß das Laufwerk eine eigene Feder hat, welche in einem Federhause befindlich ist. Diese wird nicht wie eine gewöhnliche Feder aufgezogen, sondern nur etwas gespannt, und wenn sie sich wieder ausdehnt, setzt sie das Orgelwerk in Bewegung und bringt die Hammer zum Schlagen. Die Spannung geschieht durch einen am Bügel der Uhr angebrachten Stift (Drücker)."

Vater. „Ganz recht; das Nähere wollen wir dem Uhrmacher überlassen und in unserem Gegenstande fortfahren. Mit dem Zauberer in tausend Aengsten müssen wir wirklich Mitleid haben; es wird ihm herzlich sauer, das entliehene fremde Gut wieder zu schaffen. Unterstützt wird er hierbei durch einen länglichen Holzkasten, dessen Vorderseite sich durch ein sichtbares Schloß öffnen läßt, während auf der Rückseite allerdings dasselbe der Fall ist, aber ohne Geräusch und ohne sichtbare Vorrichtung. Der Künstler erbittet sich zwei weiße Taschentücher, öffnet den Kasten von der vordern Seite, zeigt, daß er leer sei, und steckt beide Tücher hinein. Indem er sich mit der Brust auf den Kasten legt, verbirgt er die Rückseite desselben, holt von hier heimlich ein Tuch wieder heraus und steckt es zu sich, worauf er die Rückwand wieder schließt. Gleich darauf meint er, er müsse sich doch die Namen in den Tüchern ansehen, damit er den Eigenthümer nicht verfehle, und öffnet den Kasten, in welchem sich natürlich jetzt nur ein Tuch befindet. Um sicher zu sein, daß dieses Tuch nicht auch verschwinde, giebt er es zurück und verspricht, das andere herbeizuschaffen Indem er den Kasten wieder öffnet, steckt er durch die Rückwand ein ganz zerrissenes Tuch hinein. Natürlich verweigert der Eigenthümer die Annahme. Es muß also noch einmal in den Kasten spazieren, wird auf die bekannte Weise vertauscht und erscheint nun durchschnitten; wird zurückgewiesen! — Nach wiederholter Prozedur wird endlich das richtige Tuch überreicht. Zwischen jedem einzelnen Manöver ist eine kleine Pause, um dem Tuche Zeit zu lassen, sich eines Bessern zu besinnen.

„Mit diesem Kasten kann man verschiedene Variationen des Stücks vornehmen und alle möglichen Gegenstände zum Vorschein kommen lassen; auch kann man ihn mit einem Schiebedeckel einrichten.

„Um das Stück, „das Zerschlagen der Uhr" auszuführen, läßt sich der Künstler eine Uhr geben, steckt sie in einen weißen leinenen Beutel, den er von Je-

mand halten läßt, und bindet ihn zu. Auf dem Wege nach der Bühne steckt er diesen Beutel in die Tasche und zieht dafür einen eben solchen hervor, der Metall- und Glasstücke enthält. Nun bringt der Gehülfe einen Mörser, legt den Beutel hinein und stampft lustig darauf los. Plötzlich befiehlt ihm der Künstler aufzuhören, er zerschlage ja in seiner Zerstreutheit die Uhr. Unterdessen hat er den Beutel mit der Uhr dem Gehülfen schon zugesteckt, dieser nimmt sie heraus, praktizirt sie in eine Semmel und bringt diese in den Wunderkasten des vorigen Stücks. Den Beutel mit den Metall- und Glasscherben nimmt der Künstler aus dem Mörser, läßt den Kasten auf die Bühne bringen und verspricht, die Uhr wieder ganz zu machen. Er steckt den Beutel vorn herein, nimmt ihn auf der Rückseite wieder heraus und giebt den Kasten Jemand zu halten mit der Weisung, recht still zu halten, — damit nicht gemerkt wird, daß die Semmel mit der Uhr schon darin liegt. Der Zauberstab wird geschwungen, eins, zwei, drei! der Kasten geöffnet, die Semmel herausgenommen, zerbrochen und — o Wunder! — die unversehrte Uhr daraus hervorgezogen.

„Das nächste Stück wiederholt eine oft angewandte Manipulation. —

„Um das Tuch *verschwinden zu lassen* hat der Künstler beim Erscheinen auf der Bühne schon ein viereckiges Stück weiße Leinwand in der Hand versteckt, in welcher er den Zauberstab hält, und bittet sich ein weißes Taschentuch aus. Auf der Bühne nimmt er ein Stück Papier von dem Tische, wobei er das Tuch hinter irgend einen Gegenstand legt, und wickelt statt dessen das Stück Leinwand in das Papier. Während dessen räumt der Gehülfe den Tisch ab, nimmt das Tuch mit und steckt es in eine undurchsichtige Flasche, deren Boden abgeschnitten ist. In erheuchelter Zerstreutheit brennt der Künstler das Stück Leinwand an, besinnt sich aber bald, daß er fremdes Eigenthum beschädige, wirft es auf den Boden und ruft nach Wasser. Der Gehülfe bringt die vorbereitete versiegelte Flasche, sie wird schnell geöffnet, giebt aber keine Flüssigkeit her, worüber der Künstler so in Zorn geräth, daß er die Flasche zerschlägt, wobei das Tuch zum Vorschein kommt. Natürlich wird nicht gezeigt, daß die Flasche keinen Boden hatte.

„Dieses Stück wird auch in folgender Art ausgeführt. Der Künstler setzt sich mit einem der Anwesenden in Einverständniß, dem er vor der Vorstellung ein Stück Leinwand in Form eines Taschentuches übergiebt. Wenn er sich nun später ein Taschentuch ausbittet und ihm mehrere angeboten werden, nimmt er das Tuch seines Helfershelfers, zerschneidet es und brennt es an. Um den Schaden wieder zu heilen, läßt er den uns vom „Pariser Kuchenbacken" (S. 60) bekannten Doppelteller bringen, in welchem sich schon ein Tuch befindet, zeigt, daß er leer sei, indem er nur den Deckel abhebt, legt das beschädigte Tuch hinein, erwärmt es über einer Lichtflamme und bringt in der früher erwähnten Weise das vollständig heile Tuch hierauf zum Vorschein.

„Der *unerschöpfliche Hut* ist ein sehr beliebtes Kunststück. Man läßt sich 20 bis 30 Becher von 3 bis 4 Zoll Höhe anfertigen, welche, in einander gesteckt, nur ein kleines Packet bilden; ebenso packt man 30 bis 40 verschiedene Kautschukbälle zusammen und stellt beide Packete auf den Tisch. Der Künstler bittet sich

einen Cylinderhut aus, geht damit auf die Bühne, nimmt unbemerkt beide Packete in die Hand und verbirgt sie hinter dem Hute, indem er die offene Seite dem Publikum als leer zeigt. Indem er den Hut umkehrt, um zu zeigen, daß auch an der Außenseite keine Vorbereitung stattgefunden hat, bringt er beide Packete hinein. Zur weitern Vergewisserung des Publikums, daß der Hut leer sei, zieht er auch das Hutfutter heraus, aber nur aus dem Grunde, um während dessen beide Packete öffnen zu können. Und nun beginnt aus dem Hute ein erstaunliches Auspacken von Bechern und Bällen, die, neben und auf einander gelegt, eine ansehnliche Ladung bilden. Man kann auch eine Abwechselung in das Stück bringen, indem man noch Spielkarten den Bechern und Bällen zufügt.

„Zum Schlusse kommen wir zu einer ebenso interessanten als überraschenden Nummer, zu der Zauberflasche. Mit der Zauberflasche erregte zuerst der Eskamoteur Bergheer in Prag Aufsehen. Er trat mit einer Weinflasche in der Hand auf die Bühne und goß daraus einen Kelch voll reines Wasser. Dann wurde die Flasche bei Seite gestellt und ein Kartenkunststück vorgeführt. Mittels eines Trichters goß er etwas von dem Wasser in die leere Weinflasche und füllte daraus einen Kelch mit einer rothen Flüssigkeit; hierauf folgte wieder ein Kartenkunststück. Nach jedem Stücke räumte der Gehülfe die von vorher liegen gebliebenen Gegenstände fort. Etwas von der rothen Flüssigkeit wurde wieder in die Flasche geschüttet und dann daraus ein Pokal mit einer blauen Flüssigkeit gefüllt. Darauf erhielt der Gehülfe die Flasche zum Abputzen, brachte sie wieder, worauf derselben durch leichtes Schlagen auf die Mündung Feuer und Flammen entlockt wurden, dann wurde eine milchweiße Flüssigkeit herausgegossen. Hierauf folgte ein Vortrag über die Leistungen der Zauberflasche, während dessen der Gehülfe wol an dreißig kleine Gläser brachte. Der Künstler ergriff nun die Flasche und schenkte dem Gehülfen zunächst ein Seidel Bier ein, welches dieser sogleich consumirte, dann mit den kleinen Gläsern dem Künstler in den Zuschauerraum folgte, wo einzelne der Anwesenden aufgefordert wurden, sich ein spirituöses Getränk zu wählen. Nun gab die Flasche unerschöpflich Punsch, Rum und die verschiedenartigsten Liköre her, was natürlich Erstaunen erregen muß, wenn man die Einrichtung der Flasche nicht kennt.

„Zunächst ist zu bemerken, daß die Gläser sehr dickwandig sind und nur zur Hälfte gefüllt werden. Etwaige Reklamationen, man habe nicht das Gewünschte erhalten, werden damit beseitigt, daß das Glas noch von früherher einen andern Geruch und Geschmack bewahrt habe. Jedenfalls ist diese Likörflasche und die, aus welcher die verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gegossen wurden und das Feuer sprühte, nicht dieselbe. Verjüngt zulaufende und in der Mitte möglichst breite Blechröhren, die wir mit Nr. 1, 2, 3 u. s. w. bezeichnen wollen, werden in Form einer Weinflasche mit Blech überzogen und das Ganze flaschengrün angestrichen. Indem der Künstler die untern Röhrenöffnungen mit den Fingern zudeckt, kann er durch Lüften der Finger das Ausfließen reguliren.

„Nr. 1 wird mit Rum gefüllt, 2 mit Citronenlikör mit $^1/_3$ Pomeranzenlikör gemischt, 3 mit reinem Branntewein, 4 mit Anislikör mit Fenchellikör gemischt.

Aus diesen Flüssigkeiten kann man etwa 10 verschiedene Liköre zusammensetzen. Um allen Anforderungen zu genügen, muß die Flasche 8 Röhren enthalten, wie sie Bergheer auch hatte, 5 enthält dann Kümmellikör, 6 Wachholderlikör, 7 Rosenlikör, 8 Persikolikör (roth gefärbt). Wird z. B. Maraskino verlangt, so lüftet man die Finger auf 2 (Citronen-), 7 (Rosen-) und 8 (Persikolikör), welche drei Liköre etwa dem Gewünschten entsprechen. Man deckt vier Röhrenöffnungen mit den obern und vier mit den untern Fingergliedern. Der Raum zwischen den Röhren wird mit Bier gefüllt, das der Gehülfe erhält, der diese Erfrischung dafür verdient, daß er im Anfange des Stücks die Flaschen mit den gefärbten Flüssigkeiten beim Abräumen hinein schmuggelte, — ebenso die feuerspeiende Flasche, die eine durch Schlag leicht entzündliche Masse an der Mündung enthält und ein kleines Feuerwerk, welches durch die entwickelten Gase das außerdem darin befindliche Wasser milchweiß trübt, — ebenso die eigentliche Zauberflasche, die mit einem genau schließenden Deckel versehen ist, weil sonst die Flüssigkeiten durch den Luftdruck unten ausfließen würden, und der beim Gebrauch der Flasche natürlich abgenommen werden muß.

„So hätte denn der Besuch einer flüchtigen Meßvorstellung uns den Stoff zu mehrstündiger unterhaltender und, wie ich hoffe, auch belehrender Besprechung geliefert und einen dauernden Gewinn gebracht. Wenn Hamlet's Ausspruch: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von welchen sich Eure Schulweisheit nichts träumen läßt", vielleicht richtig ist für Gebiete, auf welchen das menschliche Wissen die Führerschaft nicht übernehmen kann, so werdet Ihr doch zu der Erkenntniß gekommen sein, daß dies Wort auf die Taschenspielerkunst, selbst auf die Gespenstererscheinungen derselben, keine Anwendung finden kann. Glücklicherweise ist das Studium der alten Magie ein überwundener Standpunkt, wie es uns noch in Goethe's Faust entgegen tritt und wie es Platen in der „verhängnißvollen Gabel" schildert:

„Noch in Leipzig ergab ich mich ganz — — Schwarzkünsten und chemischen Studien,
„Und der Chiromantie und der Pyromantie und der Nekromantie des Agrippa,
„Drauf las ich für mich Pfaff's Astrologie und in Göttingen trieb ich Punktirkunst."

Hier wie überall gilt das Wort: „Erkennen und Wissen ist Macht!" Nachdem der Vater so seine Belehrung über diesen Gegenstand beendigt hatte, dankten ihm die Söhne herzlichst dafür und faßten den festen Entschluß, die Lehren ihres Vaters wohl zu behalten und sich nie durch wesenlosen Schein blenden zu lassen.

Ansicht von Sues, der Stadt.

Bilder aus dem Orient.

Die Eröffnung des Sueskanales.

Von Dr. Karl Oppel.

1. Die neue Aera im alten Wunderlande.

Wie hat sich doch seit meinem ersten Aufenthalte in Aegypten, vor etwa einem Jahrzehnt, dort inzwischen Alles verändert! — Gleich beim Aussteigen im Bahnhofe zu Kairo, wenn man auf der Eisenbahn von Alexandrien her dort eintrifft, merkt man die zahlreichen Spuren des Fortschritts in der vom Vizekönig so beschleunigten Civilisation jenes Landes. Der freundliche Leser, welcher der Erzählung meiner ersten Reise in das Wunderland der Pyramiden gefolgt ist, wird sich gewiß noch erinnern, welch wichtige Rolle unter Anderem für den persönlichen Verkehr, besonders im Interesse der Fremden,

die Eselbuben mit ihren Eseln spielten! Waren doch damals die Esel das einzige Beförderungsmittel für Alle, die nicht zu Fuße gehen wollten, oder im fremden Lande noch nicht Bescheid wußten! — Heute findet man aber im Bahnhofe neben den Eseln zahlreiche Droschken und Omnibus, dazu auch andere Einrichtungen, welche (ein wenig Unordnung im Ausladen und Abliefern des Reisegepäckes abgerechnet) den Europäer kaum einen sonderlichen Unterschied mit dem Treiben an europäischen Bahnstationen wahrnehmen lassen.

Das Erste, wonach ich mich, kaum bei meiner zweiten Ankunft in Kairo ausgestiegen, schleunigst umsah, war der Packwagen des Zuges, um meine Sachen, noch ehe sie in das bunte Durcheinander aller Güter geworfen wurden, wo möglich herauszufinden. Eben so schnell sorgte ich alsdann für eine Droschke und ließ mich in die Stadt nach einem Gasthofe an der meinen Lesern gewiß noch wohlbekannten Esbekieh fahren. Es überkam mich ein eigenthümliches Behagen, als ich das Getümmel der Stadt wieder sah, als die Eselbuben mit ihrem lauten „Ruah! Ruah!“ (Achtung!) an mir vorüberjagten, und als ich bei meinem ersten Ausgange mich wieder mit Mühe durch die engen Straßen und das Gedränge der Einwohner drücken mußte. Kairo mag wol in runder Summe 400,000 Einwohner zählen; wie viel es jedoch in Wirklichkeit hat, weiß Niemand, denn der Koran verbietet, die Menschen zu zählen. Aber wenn Ismail Pascha fortfährt, wie er begonnen, sein Land zu kultiviren, dann wird die Welt über kurz oder lang auch noch hören, wie viel Menschen wirklich in Kairo leben. Dieser gegenwärtige Beherrscher Aegyptens, seit 1863 Vizekönig des alten Wunderlandes, ist als warmer Anhänger europäischer Bildung und Gesittung, welche er aus einem längeren Aufenthalte zu Paris kennen lernte, in jeder Richtung bestrebt, sein Land nach modernem Zuschnitt in die Reihe der kultivirten Staaten einzuführen. Hat er doch bereits viele tausend Chassepotgewehre angeschafft, mehrere Panzerschiffe und eine beträchtliche Zahl Armstrongkanonen, ja seit 1866 seine Unterthanen auch mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beschenkt. Noch mehr! Im November desselben Jahres hat er sogar eine Notabelnversammlung eröffnet, eine Art Abgeordnetenhaus, mit öffentlichen Sitzungen und aus 75 Mitgliedern bestehend, bei deren Wahl die Religion kein Hinderniß bildet. Die erste der Sitzungen begann freilich in etwas ungewohntem Stile. Es war nämlich den ägyptischen Notabeln zu Ohren gekommen, daß die Freunde der Regierung auf der rechten Seite des Hauses ihre Plätze einzunehmen pflegen, und da sie nun sämmtlich Freunde der Regierung waren oder doch sein wollten, so suchten sie allesammt auf jener Seite Platz zu finden. Leider waren jedoch im ganzen Saale überhaupt nur 75 Sitzplätze angebracht, und so entstand denn vor der ersten Session ein gewaltiges Ringen, ein förmlicher Kampf um die Plätze zur Rechten, mit dem Ergebniß, daß die körperlich Schwächeren sich mit den Oppositionsplätzen zur Linken begnügen mußten. — Noch in einer anderen Richtung zeigt sich der Einfluß der modernen Kultur, denn — Wunder über Wunder, — in Kairo ist jetzt auch, dem Koran zum Trotz, sogar ein Theater eingerichtet, und der Pascha hat sogleich die artige Summe von zwei Millionen

Francs für die erste Organisation dieser neuen Schöpfung bewilligt. Drauet Bey, welcher damit betraut ist, hat in Paris für 300,000 Francs Kostüme bestellt und — auch ein Ballet von 54 Tänzerinnen engagirt. —

Aber was Ismail Pascha mehr als alles Andere würdig macht, in die Reihe der europäischen Regenten einzutreten, ist seine Fertigkeit in der Kunst, Staatsanlehen aufzunehmen und Staatsschulden zu machen. Dies versteht er bereits so gut, wie irgend ein christlicher Herrscher. Aegypten hat sich im Verlaufe weniger Jahre eine Schuld von nahe an 300 Millionen Thalern zugelegt, während seine gesammten jährlichen Einkünfte nicht viel mehr als dreißig Millionen betragen.

Auch für die Reisenden ist gar Manches besser geworden. Die Gasthöfe sind nach abendländischem Stile eingerichtet, und man bedarf, um ruhig zu schlafen, nicht mehr so großer Mengen persischen Insektenpulvers, wie zur Zeit meines ersten Aufenthaltes an den Fluten des heiligen Nil. Desgleichen hat auch die öffentliche Sicherheit auf den Verkehrsstraßen zugenommen. Ohne Sorge und Gefahr kann man jetzt die alten ehrwürdigen Denkmäler über und unter der Erde im ganzen Nilthale besuchen, — vorausgesetzt freilich, daß man mit einem geladenen sechsläufigen Revolver versehen ist und einen Dolch sichtbar im Gürtel trägt.

Jene Denkmäler zu besuchen war indessen nicht der Zweck meiner neuesten Reise in das alte Wunderland. Dieses Mal wollte ich vielmehr ein Wunder der Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts anschauen, den vielbesprochenen, berühmten Sueskanal, der das Mittelmeer und das Rothe Meer mit einander verbindet und in gewisser Richtung einen bedeutenden Einfluß auf die Handelsverhältnisse Europa's ausüben wird. Ein Segelschiff von London nach Kalkutta braucht auf der bisherigen Route um das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht weniger als fünfzehn Wochen; durch Benutzung des neuen Kanales wird ein Dampfboot von Venedig aus dasselbe Ziel in fünf Wochen erreichen können. Von London nach Australien brauchte man um die Südspitze Afrika's siebzehn Wochen, die Venetianer werden mittels eines Dampfers und auf dem Wege des Sueskanals binnen sieben Wochen in Sydney eintreffen.

Die Bedeutung der hier in Rede stehenden künstlichen Wasserstraße war übrigens schon in alten Zeiten erkannt. Es ist ziemlich ausgemacht, daß die Juden beim Auszug aus Aegypten ihren Weg an der Seite dieser Kanalstrecke nahmen. Allerdings bildete der ehemalige Kanal, den die alten Aegypter gegraben hatten, nicht gleich dem heutigen eine unmittelbare Verbindung des Mittelmeeres mit dem Rothen Meere. Hieran war ihnen weniger gelegen; für sie hatte vielmehr zunächst die Verbindung des Nil mit dem Rothen Meere Werth, in zweiter Linie erst die daraus folgende Verbindung des Mittelmeeres mit dem Arabischen Meerbusen. Ihr Kanal ging also von dem Nil bei der Stadt Bubastis ostwärts nach dem Krokodilsee, von hier nach Süden durch die beiden Bitterseen, endlich bei Arsinoë, dem heutigen Sues, in das Rothe Meer. Es wäre den Juden durchaus unmöglich gewesen, in der wasserlosen Wüste Wochen und Monate lang hin zu ziehen, sie mußten sich vielmehr an der Seite des

Kanals halten. Sicherlich war dieser alte Kanal schon zur Zeit des großen Sesostris im Gebrauch, und dieser benutzte ihn auch, um Schiffe von dem Mittelmeer nach dem Rothen Meere zu befördern. Im Verlaufe der Zeit muß aber die alte Wasserstraße vernachlässigt worden sein, denn um das Jahr 600 v. Chr. ging Neko an die Ausführung des Planes, den versandeten Kanal wieder aufgraben zu lassen. Bei diesem Unternehmen kamen infolge des Wassermangels, wie sonstiger Entbehrungen, an 120,000 Menschen um das Leben. Dennoch gab Neko trotz aller aufgewendeten Opfer das angefangene Werk wieder auf, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß der Kanal möglicher Weise einem andringenden Feinde vom Rothen Meere aus den Einfall in Aegypten erleichtern könnte. Um das Jahr 500 aber vollendete der Perserkönig Darius die Ausgrabung der Wasserstraße.

Etwa zweihundert Jahre später, 285 Jahre v. Chr., beschäftigte sich König Ptolemäos Philadelphos und im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Kaiser Trajan mit dem alten Plane, den Kanal von Neuem fahrbar zu machen und seine Ausbaggerung zu bewerkstelligen. So blieb über tausend Jahre hindurch, von 260 v. Chr. bis 767 nach Chr., der Kanal mit sehr geringen Unterbrechungen fortwährend im Gebrauch, bis ihn im letztgenannten Jahre der Khalife Al-Mansur verschütten ließ, um einer aufständischen Armee in Arabien die Zufuhr aus Aegypten abzuschneiden. Von einem späteren Unternehmen, die Strecke zwischen Sues und dem Krokodilsee aufzugraben, stand der Khalife Amru wieder ab, als man ihm mittheilte, der Spiegel des Rothen Meeres sei um 10 Meter höher als das Niveau des Nil, weshalb gefährliche Ueberschwemmungen sehr leicht entstehen könnten. Trotz der nun fortdauernden Verschüttung des künstlichen Wasserweges nahm der Handel nach Indien immer noch eine Zeit lang seinen Weg durch jene Gegend; doch verlor sich allmählig diese Gewohnheit, und man schlug zu Ende des zwölften Jahrhunderts eine Zeit lang die Route über Syrien und Persien ein. Im darauf folgenden Jahrhundert verlegten jedoch die Venetianer ihren indischen Handel, welchem sie ihren großen Reichthum und ihr hohes Ansehen bei allen europäischen Völkern verdankten, wieder auf den alten Weg über das Rothe Meer. Da traf sie plötzlich ein harter Schlag; der Seeweg nach Indien, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, wurde entdeckt und dadurch der Hauptwaarenzug des indischen Handels in eine neue Bahn gelenkt, deren Benutzung hauptsächlich den Portugiesen zu Gute kam. Nichts war in dieser Lage für die Venetianer natürlicher als eine Erneuerung der künstlichen Wasserstraße zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere; sie vermochten jedoch bei diesem Unternehmen allerlei technische Schwierigkeiten und Hindernisse nicht zu überwinden, und so blieb der ehemalige Glanz des stolzen Venedig dauernd erloschen.

Im vorigen Jahrhundert machte der berühmte deutsche Gelehrte Gottfried Will. v. Leibnitz von Neuem auf Aegyptens große Bedeutung für den Welthandel aufmerksam und suchte, namentlich bei dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich, die Idee einer neuen Ausführung des alten Kanalweges in Aegypten wiederholt anzuregen. Seine Mahnungen verhallten jedoch und wurden als Grillen

eines unpraktischen deutschen Gelehrten nicht weiter beachtet. Dagegen faßte Napoleon I. während seines Aufenthaltes in Aegypten im Jahre 1798 den alten Plan einer künstlichen Wasserstraße zwischen dem Rothen und dem Mittelmeer mit besonderer Vorliebe auf und ließ auch durch Geometer unter Leitung seines ersten Ingenieurs Lepère zu solchem Zwecke sorgfältige Vermessungen vornehmen. Persönlich verfolgte er sogar die Spuren des alten Pharaonenkanales, indem er eine große Strecke weit in dem Bette desselben hinritt. Indessen die nur wenig genauen Untersuchungen seiner Ingenieure, allerdings mit nur mangelhaften Instrumenten angestellt, führten zu dem Ergebniß, daß der Wasserstand des Rothen Meeres um elf Meter (an 35 Fuß) höher wäre als das Mittelmeer. Da man hiernach im Falle der Ausführung des Kanales befürchten mußte, daß die im Rothen Meere angestauten Wassermassen zu rasch nach dem Mittelmeer abströmen und infolge dessen der kaum gegrabene Kanal alsbald wieder versanden würde, so ließ man damals das Projekt fallen.

2. Natürliche Landenge und künstliche Wasserstraße.

Der Mangel einer direkten Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Rothen Meere ist in unsrem Jahrhundert vornehmlich für die Engländer fühlbar geworden. Als sie in einen lebhafteren Waarenaustausch mit Australien traten und als überhaupt der europäische Verkehr mit Indien, Persien und China von Jahr zu Jahr sich erweiterte, da gestaltete sich die Langwierigkeit der gewöhnlichen Seeverbindung immer peinlicher. Wenn z. B. in Indien ein Aufstand ausbrach, so konnte hiervon die Regierung in London auf dem gewöhnlichen Seeverbindungswege erst nach vier Monaten erfahren, und dann währte es abermals mindestens vier Monate, bis der erste entsendete Soldat seinen Fuß auf indischen Boden setzte. Das Bedürfniß einer kürzeren und schnelleren Verbindung zwischen dem Abend- und Morgenlande machte sich unwiderstehlich geltend. Zur nächsten Abhülfe desselben richtete man in den Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zuvörderst eine sogenannte Ueberlandpost ein. Die Schiffe gingen von Indien nach Sues, wo eine Kameelpost die Briefe übernahm, um sie schleunigst nach Alexandria zu bringen; hier aber stand schon ein Schiff bereit, welches mit den erhaltenen Briefen sofort nach Europa in See stach. Auf solche Weise hatte man wenigstens die Dauer des Briefverkehres thunlichst abgekürzt, wenn auch Waaren und Personen von dieser Einrichtung keinen Gewinn hatten. — Es sollte aber noch mehr geschehen. Die Engländer übernahmen es, eine Eisenbahn von Alexandria nach Kairo und später von Kairo nach Sues zu bauen, so daß wenigstens die Reisenden nunmehr auf kurzem Wege und mit geringem Zeitverlust an das Rothe Meer gelangten. Für den größeren Güterverkehr war indessen hierdurch so viel wie nichts gewonnen. Denn um z. B. den Waareninhalt eines aus Indien vor Sues angekommenen Schiffes hier in die Eisenbahnwagen zu verladen, bedurfte es wieder Kräfte und eines Aufenthaltes von mindestens drei bis vier Wochen. Waren aber die Güter auf der

Eisenbahn in Alexandria angelangt, so mußten sie dort abermals mit nicht geringerem Zeit- und Kostenaufwand in Schiffe verpackt werden. Durch dieses doppelte Umpacken ging nicht nur der ganze Gewinn an Zeit (gegenüber dem längeren Seewege um das Kap) beinahe völlig verloren, sondern es entstanden auch aus dem mühseligen Umladen der Gütermassen sehr bedeutende Unkosten.

Karawanenzug mit indischen Waaren auf der alten Handelsstraße durch die Wüste.

Einen Kanal durch die Landenge von Sues zu ziehen, schien jedoch den Engländern nicht rathsam, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie sich sagten, daß bei allem Gewinn, den sie selbst von solcher Wasserstraße sich versprechen durften, doch andere Nationen noch weit größeren Vortheil davon haben würden.

Im Jahre 1846 trat eine Gesellschaft europäischer Ingenieure, Negrelli aus Oesterreich, der Engländer Stephenson und Talabot aus Frankreich zusammen, und zu ihnen gesellte sich noch der Aegypter Linans Bellefonds Bey. Diese Männer untersuchten abermals und zwar möglichst genau das Terrain und fanden, daß das Rothe Meer nicht um elf Meter, sondern nur um wenige Zoll (etwa 16 Centimeter) höher läge als das Mittelmeer. Hierdurch war nun das

wesentlichste Bedenken gegen den Kanalbau, welches man bisher in dem verschiedenen Wasserspiegel der beiden zu verbindenden Meere gefunden hatte, gründlich beseitigt. Aber nun geschah das Unerwartete, daß sich gerade dieses Umstandes halber einer der genannten Ingenieure, nämlich der Engländer Stephenson, gegen die Ausführbarkeit des Unternehmens erklärte.

Wüstenpost von Kairo nach Sues.

Nach seiner Ansicht sollte nämlich die ermittelte, fast völlige Gleichheit in den Wasserspiegeln der beiden Meere auch einen mehr oder weniger ruhigen Stillstand des zwischen ihnen befindlichen Kanalgewässers zur Folge haben, während doch gerade eine stete Strömung im Kanale allein die zu befürchtende Versandung oder Verschlämmung dauernd hindern könne. Zu solchen Bedenken kamen noch die Unruhen des Revolutionsjahres 1848 hinzu, welche allen größeren Unternehmungen sich ungünstig erwiesen, und so blieb die Sache abermals ruhen, bis im Jahre 1854 ein kühner und energischer Geist sich ihrer Förderung mit dem höchsten Interesse annahm.

Der geniale Schöpfer des heutigen Kanales, Ferdinand von Lesseps, ein im Jahre 1805 zu Versailles geborener Franzose, kam schon in früher Jugend mit seinem Vater, welcher zum französischen Vizekonsul in Aegypten ernannt war, nach Alexandrien und gewann dort bald eine besondere Vorliebe für das alte Wunderland. Als ihm später eine Abhandlung des schon oben genannten Ingenieurs Lepère „über die Verbindung der beiden Meere" zu Händen gelangte, faßte er aus dem Studium dieser Schrift den ersten Gedanken zu dem Riesenwerk, das wir heute ausgeführt vor uns sehen. Er trug diese Idee mit sich, während er verschiedene diplomatische Stellungen in Spanien und Italien bekleidete, bis er im Jahre 1854 wieder nach Alexandrien kam. Am 15. November jenes Jahres reiste er in Begleitung des damaligen Beherrschers Aegyptens, Said Pascha, auf der Eisenbahn nach Kairo und stellte während dieser Fahrt dem Fürsten die Ausführung und Zweckmäßigkeit des Kanales so überzeugend vor, daß er schon wenige Tage darauf die Konzession zur Bildung einer Aktiengesellschaft für seinen Zweck ausgefertigt erhielt. Zunächst war aber noch die Einwilligung des Großherrn in Konstantinopel einzuholen. Lesseps reiste deshalb im Sommer 1854 nach Stambul (Konstantinopel) und wußte dort, durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und Ueberredungsgabe, den Sultan für seine Pläne zu gewinnen. Als nun die eifersüchtigen Engländer merkten, daß aus dem Projekte des kühnen Franzosen Ernst zu werden begann, versuchten sie zahlreiche Intriguen und bemühten sich zunächst, den ganzen Plan ins Lächerliche zu ziehen. Man nannte z. B. den projektirten Kanal einen in Sand gewühlten Graben, den jede Sandwehe wieder zuzuschütten drohe. Auch müßte das riesige Unternehmen so massenhaft die europäischen Arbeitskräfte in Anspruch nehmen, daß der Mangel an Arbeitern bald in Europa fühlbar werden und eine verderbliche Kalamität nach sich ziehen würde. Der unermüdliche Lesseps ließ sich jedoch nicht irre führen, ja er machte sich, um das letztere Bedenken abzuschwächen, geradezu verbindlich, nur den fünften Theil aller benöthigten Arbeiter aus Europa zu beziehen. Er dachte hierbei an die Heranziehung der eingeborenen Fellahs, und später ließ er auch die Arbeit der Menschenhände zu einem großen Theil durch Maschinenkraft ersetzen. — Aber auch andere, ernster gemeinte Einwände wußte der konsequente Mann in der rechten Weise zu entkräften. So meinte man, für große Schiffe werde der Kanal doch nie fahrbar zu machen sein; Lesseps dagegen legte den Plan in so großartigen Dimensionen an, daß die Aussicht auf Durchfahrt der größten Kauffahrteischiffe gesichert erscheinen mußte. Einer weiteren Sorge über Ertragsfähigkeit des Unternehmens brach er dadurch die Spitze ab, daß er den Pascha bewog, alles durch den Kanal kultivirte Land der Gesellschaft als Eigenthum zu bewilligen, dazu eine zehnjährige vollkommene Abgabenfreiheit. Zugleich stellte man fest, daß die Schiffahrtsabgaben für Benutzung des Kanales drei Monate vor ihrer Einführung öffentlich bekannt gemacht und daß für alle Nationen ohne Unterschied dieselben Tarifsätze gelten sollten. Auch nahm man von vornherein an, daß die Gesammtabgaben auf keinen Fall mehr als zehn Francs ($2^2/_3$ Thlr.) per Tonne und Kopf betragen dürften.

Um aber nach Erledigung aller wichtigeren Einwände auch das Interesse der Engländer für seine Sache anzuregen, ging Lesseps im Jahre 1857 nach England, besuchte dort die größten Handelsstädte und hielt allerwärts überzeugende Vorträge über die Bedeutung des unternommenen Werkes. Es gelang ihm, sich hierdurch die Sympathien des englischen Volkes zu gewinnen, wenn auch die englische Regierung dessen ungeachtet fortfuhr, dem Unternehmen neue Schwierigkeiten zu bereiten. Nunmehr ward die Aktienzeichnung in Scene gesetzt, welche natürlich in Frankreich am besten von Statten ging. Nach dem aufgestellten Projekte sollten für den Bau des Kanals 200 Millionen Francs in 400,000 Aktien, jede zu 500 Francs, aufgenommen werden. Von diesem Betrage wurde in Frankreich sogleich die Hälfte gezeichnet, und 100,000 übernahm Said Pascha selbst, während der Rest von 100,000 in Oesterreich und Rußland Abnehmer fand. Seiner Zusage gemäß überließ der Pascha an die Gesellschaft 63,000 Hektaren Landes, ungefähr 246,000 preußische Morgen; auch machte er sich verbindlich, fortwährend 20,000 Frohnarbeiter zu stellen, die monatlich abgelöst und von der Gesellschaft bezahlt werden sollten. Der Kanal und alle Häfen sollten 99 Jahre lang der Gesellschaft zugehören und dann Eigenthum des ägyptischen Staates werden.

Als man nach allen diesen Vorbereitungen nun wirklich zur Arbeit schritt, da bereitete England wiederholt neue Schwierigkeiten. Die britische Diplomatie bot allen ihren Einfluß beim Sultan auf und brachte es durch Kriegsdrohungen dahin, daß derselbe ein Verbot gegen die Fortführung der Arbeiten erließ. Der energische Lesseps war jedoch nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen; er bewaffnete seine Leute, um jeden Angriff Seitens der Engländer oder ihrer gedungenen Helfer zurückzuweisen, und wandte sich zugleich an den französischen Kaiser, welcher infolge dessen für die Gesellschaft eintrat. Durch sein entschiedenes Auftreten brachte es der Kaiser dahin, daß der großherrliche Ferman (Erlaß des Sultans) zurückgenommen wurde. Nach diesem letzten Zwischenfalle ging dann die Förderung des großen Werkes, welches heute in seiner Vollendung vor Aller Augen liegt, ungestört vorwärts.

Nicht zu den geringsten Rücksichten für den kühnen Unternehmer gehörte seine Sorge für den Lebensunterhalt und das sonstige Wohl der bei dem Bau beschäftigten vielen Tausende von Arbeitern. Zunächst wurde denselben anheim gegeben, sich entweder selbständig zu verproviantiren oder zu bestimmten Preisen ihre Lebensmittel aus den Magazinen der Gesellschaft zu beziehen. Meist wählten sie das Letztere, denn so war es ihnen möglich, weit besser zu leben, als sie es daheim gewohnt waren. Sie aßen hier täglich so gut, wie sonst nur an Festtagen, und wenn ihr Arbeitsmonat um war, brachten sie noch etwa 5 bis 6 Gulden baares Geld mit nach Hause. Sie standen sich also weit günstiger, als die Zurückgebliebenen. Ueberdies herrschte bei den Kanalarbeitern etwas mehr Ordnung und Reinlichkeit, als bei den Bauern, die mit Hühnern und Ziegen zusammen in derselben Erdhöhle wohnen. An Aerzten und Apotheken fehlte es auch nicht, — und daß sich die guten Fellahin nicht zu sehr bei der Arbeit anstrengten, dafür sorgte ihr natürliches Phlegma schon hinreichend.

3. Der Bau des Kanales.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das ganze Unternehmen zu den großartigsten Leistungen unseres Jahrhunderts gehört. Da die Landenge von Sues eine vollkommene Wüste ist, so galt es, in einer Gegend zu bauen, welche nur kahlen Sandboden aufweist, wenn sich auch hie und da wellenförmige Erhöhungen von 1 bis 3 Meter und einzelne Hügel bis 10 Meter (einer bis 20 Meter) erheben. Der geradezu unbewohnbare Landstrich war früher Meeresboden, denn in dem Sande finden sich noch Muscheln und Seethiere von solcher Art, wie sie noch jetzt im Rothen Meere vorkommen. Letzteres war daher in unvordenklicher Zeit von dem Mittelmeere noch nicht durch die Landenge getrennt, welche erst durch Erhebung des Meeresbodens an dieser Stelle gebildet ward. Im Hinblick auf die Unfruchtbarkeit dieses Bodens erwies es sich weniger schwierig, den Kanal zu bauen, als vielmehr das Land für den Lebensunterhalt der Arbeiter erst kulturfähig zu machen. Es war ja nicht einmal ein Tropfen Wasser in jener Wüste zu haben. Verbrauchte man doch während des ersten Halbjahrs allein eine Summe von 600,000 Francs, um Trinkwasser vom nächsten Nilarm bis zur Arbeitsstätte zu schaffen! Um nun die unwirthbare Sandwüste in bewohnbares Land zu verwandeln, ließ Lesseps vom Nil ostwärts einen 15 Meter breiten Wassergraben bis in die Gegend des Timsasees leiten, von hier aber in der Richtung des großen Kanalbaues *südwärts* bis nach Sues weiter führen. Dadurch war dem Wassermangel abgeholfen und der Aufenthalt der Arbeiter dort ermöglicht. Nun kam es aber auch darauf an, trinkbares Wasser nach *Norden* zu schaffen, wohin sich wegen des zwischengelegenen Menzalehsees ein Wassergraben *nicht* führen ließ. Aber auch hier zeigte sich Lesseps um Rath nicht verlegen. Er ließ nämlich in der nördlichen Richtung zwei ungeheuere eiserne Rohre anlegen, durch welche das Nilwasser bis an das Mittelmeer und an alle zwischenliegenden Stationen mit Hülfe kräftiger Dampfmaschinen getrieben wurde. Den nördlichen Hafen des Kanals bildet die Stadt Port Said, welche auf einer schmalen Landzunge, der Grenze des Menzalehsees gegen das Mittelmeer, angelegt ist. Diese überaus flache Landzunge wird bei jedem heftigen Nordwinde von den Wellen des Meeres überspült; der Sand aber ist so locker, daß er für die Bauten keinen festen Grund darbot, und die Häuser mußten daher auf Pfähle gestellt werden. Von Port Said aus führt der Kanal elf Stunden lang durch den flachen, etwa $^1/_2$ Meter tiefen Menzalehsee, ein stehendes Salzwasser mit weichem Schlammboden. Hier mußte zu beiden Seiten der neuen Fahrstraße ein Damm errichtet werden; aber alle zu überwindenden Schwierigkeiten wurden auch hier, gleich denen am Mittelmeer, mit Energie und Ausdauer bewältigt. Die Dämme sind jetzt so fest, daß sie keine Sorge über ihre Widerstandsfähigkeit mehr aufkommen lassen. Bei der Arbeit selbst entdeckte man, daß der Schlamm nur etwa 1 Meter Dicke hatte, und daß sich darunter ein sehr fester Lehmboden fand, welcher einen vortrefflichen Baugrund abgab.

Arbeiten am Sueskanal: Durchstich bei El Guisr.

Südlich vom Menzalehsee durchschneidet der Kanal eine schmale, nur eine Stunde breite Landenge, über welche die (zur Zeit der Wallfahrten nach Mekka sehr besuchte) Karawanenstraße nach Syrien führt; sie wird von den Arabern Kantara, d. h. die Brücke, genannt. Von hier aus tritt der Kanal in den kleinen Ballasee, einen südlichen Ausläufer des Menzaleh. Weiterhin kommt die höchste Stelle der ganzen Landenge von Sues, ein großer Sandhügel, El Guisr, was so viel heißt als der Berg. Hier mußten nicht weniger als acht Millionen Kubikmeter Sand und Erde ausgegraben und weggeschafft werden. Da Menschenkraft hierzu nicht auszureichen schien, so zog man eine Anzahl der kräftigsten Maschinen zu Hülfe. Zugleich wandte man den Kunstgriff an, daß man in die einmal gegrabene Vertiefung das Wasser einströmen und den Boden erweichen ließ, worauf man Baggermaschinen, deren jede täglich an 800 Kubikmeter Sand aushob, wirken lassen konnte. — Südlich von El Guisr führt der Weg durch den kleinen Timsasee; der Name bedeutet so viel wie Krokodilsee, daher entstanden, weil bei großen Nilüberschwemmungen das Wasser in früheren Zeiten bis hierher gedrungen sein und Krokodile mitgebracht haben soll.

Nachdem wieder eine ziemliche Strecke der Wüste durchschnitten war, erreichte man den großen Bittersee, der über 7 Meter tief ist und, da seine Ufer noch nicht 3 Meter über dem Meeresniveau liegen, schon von selbst eine Tiefe von etwa 4 Meter darbot. Auf der noch übrigen Strecke des Kanales bis Sues war nun noch die letzte große Schwierigkeit bei Schaluf zu überwinden. Hier stieß man nämlich unerwartet auf eine Felsenbank von Kalkstein. Hunderte von Sprengminen wurden angelegt, und 24,000 Kubikmeter Steine mußten gesprengt werden, ehe man die eigentlichen Kanalarbeiten wieder fortsetzen konnte. Zu dem letzten Ende des Kanals, unmittelbar vor Sues, wurde wieder der alte Pharaonenkanal benutzt, den man je nach Bedürfniß bald erweiterte, bald vertiefte.

Am 25. April 1859 entfaltete Lesseps an der Stelle, wo Port Saïd entstehen sollte, die ägyptische Flagge und weihte durch den ersten Schlag mit der Hacke das große Werk ein. Am 18. November 1862 strömte das Mittelmeer zum ersten Male in den Timsasee. Die Konsuln Oesterreichs, Frankreichs, Italiens, der Niederlande und viele hervorragende Personen aller Nationen waren anwesend, nur England war nicht vertreten. Noch sah man die Schleuße geschlossen. „Im Namen Sr. Hoheit Mehemet Saïd", sprach Lesseps mit weithin tönender Stimme, „befehle ich, die Gewässer des Mittelmeers in den See Timsa strömen zu lassen, unter Gottes gnädigem Schutz!" Da öffnete sich die Schleuße, und mit lautem Gebrause strömten die Wasser in den See hinab; doch noch lauter ertönte der Jubelruf der Zuschauer, welcher von allen Seiten die Lüfte durchschallte.

Noch ehe jedoch das große Werk ganz seinem Ende zugeführt war, starb der mächtige Beschützer desselben, der wohlwollende Gönner des Unternehmens, Saïd Pascha, welchem am 18. Januar 1863 Ismail Pascha in der Regierung folgte. Da beschlich wol Manchen die bange Sorge, ob der neue Herrscher

auch das Interesse seines Vorgängers für den Kanalbau theilen werde. Lesseps aber, welcher die Verhältnisse kannte, blieb getrost; wir wissen bereits, warum. Die Leser erinnern sich, daß Ismail Pascha, der zweite Sohn des Ibrahim Pascha, geboren 1816 in Kairo, nach einem längeren Aufenthalte in Paris 1849 von dort als vollkommener Europäer zurückgekehrt war. Er ist ohne Zweifel der Gebildetste unter seinem Volke. Bei seiner damaligen Rückkehr nach Aegypten trat er sogleich in entschiedene Opposition gegen das intolerante und despotisch rohe Wesen des derzeitigen Herrschers, Abbas Pascha. In Gesellschaft seines älteren Bruders, Achmet Pascha, stellte er sich an die Spitze der Reformer und unterstützte alle nützlichen Unternehmungen. Er scheute keine Ausgaben, Alles zu fördern, was zum Flor und Gedeihen des Landes dienen und dasselbe würdig machen konnte, in die Reihe der kultivirten Staaten zu treten. Von seinem Onkel Saïd Pascha wurde er, als dieser die Regierung angetreten hatte, oft mit den wichtigsten diplomatischen Sendungen und zeitweilig mit der Regierung betraut. Nach dessen Tode Selbstherrscher geworden, machte er zuerst dem Sultan seine Aufwartung in Konstantinopel und wußte diesen durch seine außerordentlich gewinnende Persönlichkeit sehr günstig für sich zu stimmen, auch von ihm eine neue Erbfolge-Ordnung auszuwirken. Bis dahin galt nämlich als Regel, daß nach dem Tode eines Pascha das älteste Glied der Familie zur Regierung gelangte; so folgte dem Verstorbenen unter Umständen nicht der eigene Sohn, sondern der Bruder, wenn dieser älter war als sein Neffe; Ismail Pascha erhielt aber des Sultans Einwilligung für die direkte Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt. Auch bewilligte ihm der türkische Kaiser den Titel Khedive (persisches Wort = Herr) und das Prädikat Hoheit.

Mit Lesseps und der Kanalcompagnie schloß Ismail einen neuen Vertrag, nach welchem die Stellung der 20,000 Fellah aufgehoben, dafür aber eine Entschädigung von 38 Millionen Francs der Gesellschaft für den Kanalbau bewilligt wurde. Ferner sah Ismail Pascha ein, daß es ein großer Fehler seines Vorgängers war, 63,000 Hektaren Landes abzutreten, deren die Gesellschaft bei weitem nicht bedurfte, er nahm also 60,000 Hektaren zurück und bezahlte dafür 30 Millionen Francs. Zugleich bedachte er, daß der Süßwasserkanal jedenfalls Eigenthum des Staates sein müsse, und erwarb diesen für weitere 16 Millionen. Endlich kaufte er auch das Wadi (Thal) Tumilat, das ebenfalls an die Gesellschaft abgetreten worden war, von dieser für 10 Millionen zurück, so daß der Gesellschaft infolge dieser Verträge eine Gesammtsumme von 94 Millionen Francs zufloß.

Am 20. Dezember 1863 war der Süßwasserkanal bis Sues vollendet, und am 18. Februar 1864 fuhr das erste Schiff von Port Saïd bis zum Timsasee durch den Seekanal und von hier durch den Süßwasserkanal bis Sues; es war ein Triester Schiff, genannt der „Primo“, und legte die Fahrt in 27 Stunden zurück.

Inzwischen arbeitete man an dem Hauptkanal rüstig weiter, vom Timsasee südlich nach den Bitterseen und von Sues gen Norden, ebendahin. Neben dieser

Hauptarbeit liefen aber noch verschiedene andere Arbeiten her, die ebenfalls rührig gefördert wurden. Vor Allem galt es, Kairo und Ismailia in eine andere Verbindung zu bringen, als durch die des Süßwasserkanales. Ismailia wurde ja die Hauptstadt des ganzen Kanals, und von da aus mußten alle Orte an demselben mit dem Nöthigen versorgt werden. Bis jetzt lag sie aber noch in der Wüste, war also darauf angewiesen, noch selbst alle Bedürfnisse von Kairo aus zu beziehen. So legte man denn von Zagazig aus, wo die Eisenbahn endet, neben dem Süßwasserkanal her eine andere Bahn nach Ismailia hin; sodann brachte man auch Kairo mit Sues in eine bessere Verbindung. Beide Städte waren durch die alte Poststraße, welche südlich von Dschebel Awebet hinführt, verbunden. Nördlich von diesem Dschebel, d. i. Berg, hatte man eine Eisenbahn angelegt, die bereits Jahre lang befahren wurde; allein da sie in ihrer ganzen Länge durch die Wüste führt, so brachte ihr Betrieb mancherlei Schwierigkeiten mit sich. Das Wasser zur Füllung des Dampfkessels mußte an die einzelnen Stationen hingeschafft werden; auch war an den Stationen, die nirgends eine Stadt, sondern nur ein einfaches Stationshaus aufwiesen, durchaus nichts zu bekommen. Deshalb entschloß man sich, von Ismailia nach Sues eine neue Eisenbahn zu bauen. Mittels dieser waren alsbald die beiden letztgenannten Städte in dreifacher Weise mit einander verbunden: östlich durch den Seekanal, westlich durch die Eisenbahn und in der Mitte zwischen beiden durch den Süßwasserkanal.

Ursprünglich beabsichtigte man, durch den großen Bittersee zwei Dämme zu bauen und durch sie den Seekanal hindurch zu leiten. Aber noch zur rechten Zeit kam man auf die Erwägung, wie vortheilhaft es für die ganze Gegend sein müßte, wenn der bisher trocken gelegene, drei Quadratmeilen große Bittersee ganz mit Wasser gefüllt würde. Denn hierdurch mußte eine bedeutende Verdunstung entstehen und infolge dieser Feuchtigkeit die ganze Gegend umher fruchtbar gemacht werden.

Fünf Jahre, nachdem der „Primo" die erste Fahrt von Saïd nach Sues gemacht, am 18. März 1869, gelangte folgendes Telegramm an den ägyptischen Gesandten in Paris:

Serapeum, 18. März 1869, 1 Uhr 10 Min. Nachm.

„An Se. Exell. Nubar-Pascha in Paris.

„Ich habe soeben den ganzen Lauf des Kanals besichtigt und dem Eintritt des Wassers des Mittelmeeres in die Bitterseen beigewohnt. Ich kehre nach Kairo zurück, erfüllt mit Bewunderung für dieses große Werk und voll Vertrauen auf seine rasche Vollendung.

Ismail, Vizekönig von Aegypten."

Man hatte berechnet, daß es zehn Monate dauern würde, bis die Bitterseeen von dem Mittelmeer ausgefüllt wären; allein da man von Süden her auch das Rothe Meer einströmen ließ, so wurde die Füllung schon früher erreicht. Am 16. August 1869 stießen Mittelmeer und Rothes Meer im Bittersee zusammen, und vier Tage später war die Schiffahrt im Gange.

Der
SUEZ-CANAL
und seine
Umgebung.
Hauptcanal
Süsswassercanal
Mittelländisches Meer
Burlos
Burlos S.
Rosetta
Abukir
ALEXANDRIA
Edkuh See
Mamudieh Canal
Marcotis See
Eisenbahn
Fuah
Ramanhieh
Damanhut
Sais
Nil-Delta
Nilarm
Samahut
Tanta
Rosettischer
Eisenbahn
Damietischer
Mit Gamar
Busiris
Mansura
Damietta
Pineplime Mundy
Menzaleh See
Menzaleh
Tanis
Arm von
Salieh
Alter Pelusischer
Karawanen
Ramses
Nefitsen
Bubastis
Maxama See
Zagazig
Wady Tumileh
(Gosen)
Bir Abu Ballah
Benha
Belbeis
Bonaparte 1798
Trajans Canal
Pic Gebrewel
Gebel Genefle
Plateau von Schaluf
Verlassene Eisenbahn
Skenu
Gb. Awebet
Alte Post Strasse
Heliopolis
Babylon
Memphis
Pyramiden
Gisch
CAIRO
Nil
Caliub
AFRIKA
Lybische Wüste
PORT SAÏD
Genelleh
Ras El Ech
Kantara
Ballah See
Ferdane
El-Guisr
ISMAILIA
Hyanen-
Timsa See
Plateau
Tussum
Serapeum
(Heroopolis)
Bitter See
grosser
kleiner
Arsinoe
Wüste
El Tih
160 Kilom.
SUEZ
Moses Quelle
Gebel Attaka
Rothes Meer
Sinai Halbinsel
Arabia
Peträa
ASIEN
Mons Cassius
Ambeh
Tineh
Katieh
Magdol
Pelusium
Strasse
Kuntara
Arm
Nil
28
29
30
31
45
60
100
140

Am 28. Septbr. fuhr Lesseps von Port Said nach Sues direkt in 15 Stunden; es ward bestimmt, daß am 16. November der Kanal feierlich eröffnet und dem allgemeinen Verkehr übergeben werden sollte, am 16. November, d. h. dem 64. Geburtstage des Mannes, den die Engländer zuerst einen Schwärmer, dann einen Schwindler, zuletzt sogar einen Narren und Verrückten gescholten hatten.

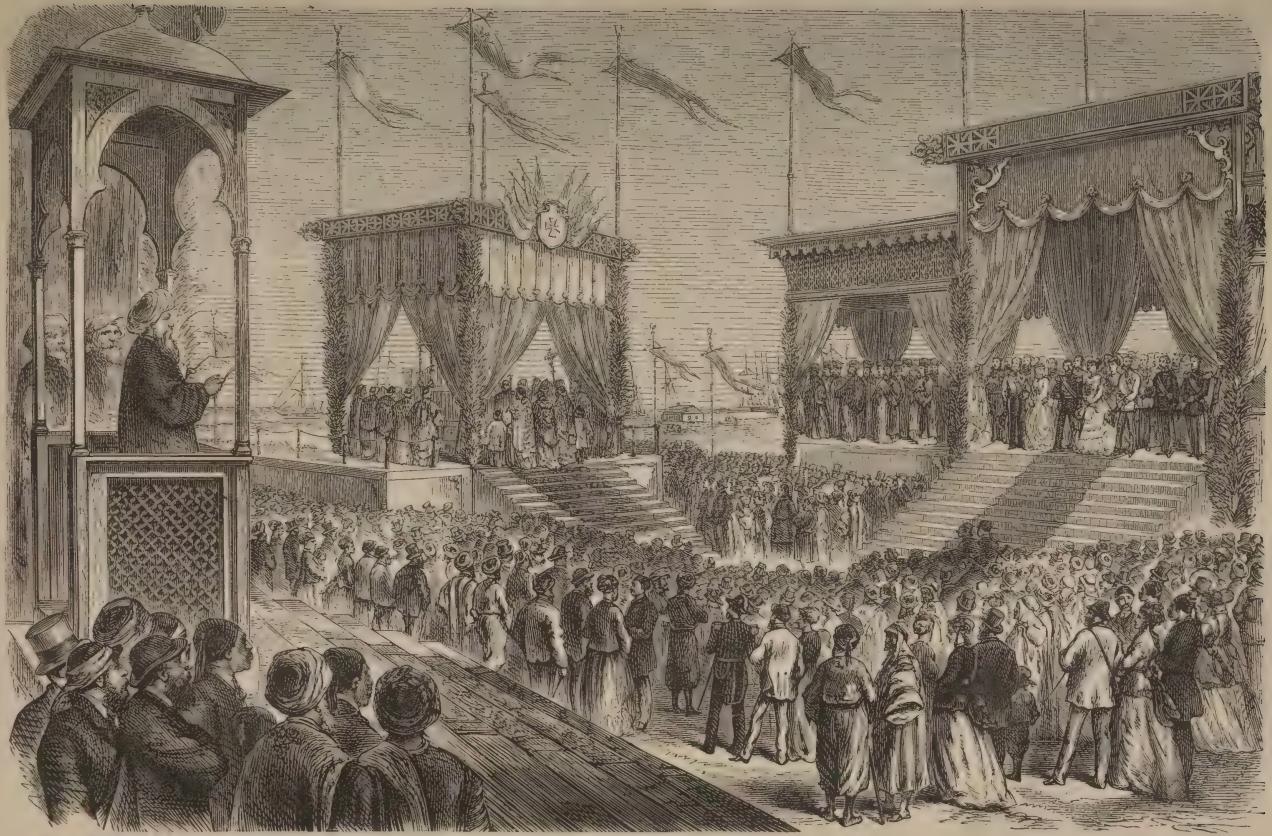
4. Die Reise zur Eröffnung des Kanales.

Dem großartigen Feste der feierlichen Eröffnung des Kanales beizuwohnen, war ich dies Mal nach Aegypten gereist, und nachdem ich einige Tage in Kairo verweilt, begann ich meine eigentliche Reise.

Welches Gedränge in dem Bahnhof! Die Passagiere der ersten Klasse haben vollkommene Freiheit; sie gehen aus den Wartesälen in die Wagen und wieder zurück, ganz nach Belieben, bringen ihr Gepäck, ihre Papageien und Affen unter, wie es ihnen gut dünkt. Die Passagiere der letzten Klasse aber bleiben eingeschlossen, bis Jene ihre Plätze eingenommen haben. Dann treten an die Wagenthüren der dritten Klasse je zwei Aufseher mit Stöcken, welche sie vor der Thüre kreuzen. Endlich wird geöffnet. Mit wildem Geschrei stürzt die Masse heraus, und Jeder sucht nun so schnell als möglich in den Wagen zu kommen. Dabei hat der Araber noch die besondere Sucht, sich ohne Billete durchzubringen; nicht umsonst stehen deshalb die Wächter mit den Stöcken an den Wagenthüren, um dem Reisenden durch schlagende Gründe deutlich zu machen, daß ohne Billete Niemand in den Wagen gelassen werde. Die Frauen haben ihre besonderen Wagen; denn einmal sind sie nicht würdig, mit ihren Männern in demselben Coupé zu reisen, sodann dürfen sie auch nach der Landessitte von anderen Männern nicht gesehen werden.

Schnell gings nun wieder nach Alexandrien zu, bis zur Station Benah, wo sich eine Nebenbahn nach Zagazig abzweigt. Dort lag ehemals die große Stadt und Grenzfestung Bubastis, deren Trümmer noch in der Nähe beim Dörfchen Tell Basta zu sehen sind. Nun wendet sich die Eisenbahn direkt nach Osten. Zuerst gelangt man nach dem Oertchen Tell el Kebir in dem Wadi (d. i. Thal) Tumilat. Hier war im Jahre 1823 vom Mehemet Ali ein kleines Schlößchen erbaut worden, jetzt steht daselbst ein ansehnlicher Ort. Die Gegend ist sehr gut angebaut; überall sieht man Felder mit Gerste, Sesam, Reis, Mais, Dattelpalmen und Baumwolle. — Der nächste Punkt ist Kasanize, wo noch Alles wüste und öde ist. Tell el Kebir liegt an der Grenze der Wüste, und sieht man von hier aus nach Osten, so erblickt das Auge nichts als braungelben Sand und Himmel; nach Westen aber schaut man in die üppigste ägyptische Vegetation. Bis hierher schmücken Citronen- und Orangenbäume und 20,000 Maulbeerbäume die Ufer des Süßwasserkanales; weiter nach Osten hören alle Zeichen organischen Lebens auf.

Von Kairo aus ließ Lesseps einen großen Kanal direkt nach Kasanine ziehen, um auch auf diese Weise das süße Wasser in gehöriger Fülle nach der Wüste zu bringen. Etwas weiter kommt man nach dem kleinen See Maxama,



Welt der Jugend. VI.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Einweihung des Sueskanals.

der längst trocken lag und jetzt wieder mit Nilwasser gefüllt ist. Daselbst wird in Zukunft eine Stadt liegen, welche denselben Namen trägt; jetzt ist's erst ein ganz kleiner Ort, eine einfache Station. Der folgende Haltepunkt ist Ramses, heute ebenfalls nur eine unbedeutende Anhaltestelle. Aber hier stand in alten Zeiten die große Stadt Ramses, von welcher aus Moses, vor mehr denn 3000 Jahren, mit den Juden, einem Heere von 600,000 Menschen, aufbrach nach dem Gelobten Lande. Man hat da eine kolossale rothe Granitstatue des großen Ramses II., Sesostris, gefunden; auch Backsteine mit dem Namensstempel dieses großen Königs wurden beim Graben des Südwasserkanals an das Tageslicht gefördert. Bei Ismailia endlich mündet der Süßwasserkanal in den Seekanal, und kurz vor dieser Stadt zweigt die Eisenbahn südlich nach Sues ab.

Ismailia, so genannt nach dem gegenwärtigen Vizekönig von Aegypten, ist eine aus der Wüste hervorgezauberte kleine Stadt mit sehr schönen Quais, mit niedlichen Häuschen, die alle ihre Gärtchen haben, in welchen freilich noch keine großen Bäume, aber Blumen, Salat und Gemüse zu sehen sind. Die Mehrzahl der Bevölkerung dieses Städtchens bilden Franzosen; sie haben ihr Café chantant, ihre Closerie des Lilas, Kaffeehäuser in großer Zahl, Billardstuben und andere Orte des Vergnügens angelegt, wie sie die Natur des Franzosen nun einmal nicht entbehren kann. Aber auch Verwaltungsgebäude, Fabriken, Kirche, Spital, Apotheke und Gasthäuser fehlen nicht; vor Allem bemerklich macht sich das Hôtel des voyageurs.

Von diesem Orte aus unternahm ich kleine Ausflüge nach Tussum, einem Wartthurm an der Stelle, wo einst der erste Spatenstich an dem Kanale geschah. Lange Zeit stand auf diesem Thurme eine Schildwache, um den bewaffneten Arbeitern Zeichen zu geben, wenn störende Banden heranzogen. In der Nähe ist auch Bir Abu Balla, ein Landgut, welches die Kanalgesellschaft dem alten Emir Abd-el-Kader zum Geschenk gemacht hat. Nachdem ich Alles zur Genüge besehen, schiffte ich mich nach Port Saïd ein. Diese Stadt hat jetzt schon etwa 10,000 Einwohner und gewährt einen merkwürdigen Anblick. Die kleinen, auf Pfählen errichteten Häuschen, die großen Fabriken mit ihren langen Schornsteinen, die Häfen mit ihren vielen Schiffen und besonders die Bewohner, welche aus den verschiedensten Nationen hier zusammengekommen sind, erregen das lebhafteste Interesse des Besuchenden. Zwei große Dämme führen in das Meer. Der östliche ist 1600 Meter, der westliche 2250 Meter lang. Dieser letztere mußte deshalb so weit in die See hinausgebaut werden, weil von Westen her eine Versandung zu befürchten stand. Die nördlichsten Häuschen standen bei ihrer Erbauung fast unmittelbar am Ufer, jetzt breitet sich vor ihnen schon ein stattlicher Quai aus. Die Steine, aus welchen diese Dämme aufgeführt wurden, sind künstliche, mächtige Blöcke von etwa neun Kubikmetern jeder und 44,000 Pfund schwer. Zu 20 Theilen Sand nahm man 9 Theile Gips, setzte das nöthige Wasser hinzu und ließ diese künstlichen Steine in großen Formen trocknen. Täglich wurden 35 Stück fertig, welche dann durch eigene Maschinen ins Meer geschleudert wurden. Für die beiden Hafendämme brauchte man über 25,000 Blöcke.

In Port Saïd entwickelt sich ein außerordentliches Leben, fortwährend

fahren Schiffe die Häfen aus und ein. Zwanzig verschiedene Dampfschifflinien führen hierher, und in den Fabriken hämmert und pocht es den ganzen Tag lang. Die tonangebenden Bewohner sind die Franzosen, darum sieht man auch hier einen Jardin Mabille, ein grand magasin du Louvre und Alles, was dem Franzosen von Paris her lieb und theuer ist, freilich in sehr verjüngtem Maßstabe.

Westlich von Port Saïd zog sich am Rande des Meeres ein langes, nur aus einer einzigen Straße bestehendes Araberdorf hin, welches im vorigen Juli abgebrannt ist. Es bestand nur aus zeltartigen Strohhütten, die natürlich leicht wieder aufgebaut werden konnten.

Uebrigens muß man nicht vergessen, daß Port Saïd immer noch in der Wüste liegt. Es giebt hier noch keine Felder und Wiesen, und von Vieh ist außer Fischen, Wasser- und Sumpfvögeln fast gar nichts zu sehen. Milch, Butter, frisches Fleisch und dergleichen Dinge werden immer noch von Kairo aus hieher gebracht, und die Hauptnahrung besteht immer noch in geräuchertem Fleische, komprimirten Gemüsen, getrockneten Früchten und ähnlichen Dingen. Kühe, Schafe und Ziegen sieht man in Port Saïd nicht; nur Schweine spazieren in den Straßen umher, welche Straßen, beiläufig gesagt, auch nicht gepflastert, sondern tiefer, leicht beweglicher Sand sind.

5. Die Eröffnungsfeier.

Zur Einweihung des Kanales hatten sich am 15. November Schiffe aller Nationen versammelt. Da sah man französische, englische, spanische, belgische, norddeutsche und ägyptische Fahrzeuge, allesammt in festlichem Flaggenschmuck; sie begrüßten einander mit lautem Kanonendonner. Es war ein Krachen, wie es wol jüngst in den blutigen Schlachten um Metz ꝛc. nicht viel ärger gewesen sein mag. Als nun erst der Festtag selbst, der 16. November, herangekommen war, da wollte der Kanonendonner kaum ein Ende nehmen. Es war in der That sinnbetäubend. Selbstverständlich waren die Häfen von Alexandria und Damiette an diesem Tage öde und leer und hatten alle ihre Schiffe, große wie kleine, hierher geschickt.

Auf einer kleinen Landzunge hatte man große Zelte für den Vizekönig und seine Gäste errichtet; diesen gegenüber zwei andere, das eine für die türkische, das andere für die katholische Geistlichkeit. Nachmittags um drei Uhr legten die verschiedenen Boote an dem zur Feier bestimmten Platze an. Zuerst kam der Vizekönig mit seinen beiden Prinzen, dann der Kaiser Franz Josef, hierauf der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen; nach ihm Abd-el-Kader. An diese fürstlichen Personen reihten sich Graf Beust, Baron von Keudell, der Internuntius von Prokesch-Osten, der englische Botschafter Sir Elliot, der österreichische Admiral von Tegetthof, der russische General Ignatiew, Nubar Pascha und noch andere diplomatische Persönlichkeiten. Auch die gelehrte Welt, sowie die der Künster, war reichlich vertreten. Kurz, es war eine Versammlung von

hervorragenden Personen, wie sie wol selten in so glänzender Vereinigung zu sehen ist. Zuletzt erschien noch die Kaiserin Eugenie von Frankreich in einem glanzvollen perlgrauen Seidenkleide.

Nachdem die fürstlichen Personen auf den für sie bereitstehenden Sesseln Platz genommen hatten, verkündeten Geschützdonner und Trompetengeschmetter den Beginn des feierlichen Aktes. Zuerst wurde der Kanal eingesegnet vom Scheik El Zakha, sodann vom Erzbischof vom Berge Sinai, und hierauf hielt noch der Abbé Bauer, Beichtvater der Kaiserin Eugenie, eine gewaltige Rede.

Araberdorf im Westen von Port Saïd.

In dieser feierte er den Vizekönig, die anwesenden fürstlichen Personen und den Schöpfer des Kanales, Herrn von Lesseps, mit begeisterten Worten. Hiermit war die eigentliche Einweihung beendet. Am Abend erglänzte Port Saïd in einem Lichtmeer, und alle Schiffe im Hafen waren aufs Prachtvollste illuminirt. Ueberall ein wirres Gedränge in den engen Straßen, ein Schreien und Rufen und Jubiliren, wie man es nur bei den seltensten Gelegenheiten findet. Hier unterhielten sich Deutsche, da scherzten Franzosen, dort spielten Italiener mit einander, weiterhin sangen Araber, kurz Jeder unterhielt sich in seiner Weise. Die Kaffeehäuser, die Billardzimmer, die Weinstuben, alle öffentlichen Lokale waren zum Erdrücken voll; in den Bierhäusern und Tanzsälen war kein Plätzchen mehr zu finden; nur die Lesekabinete standen diesen Abend leer.

Am folgenden Tage, dem 17. November, begann die feierliche Fahrt durch den Kanal. Voran das Schiff der Kaiserin Eugenie, dann die österreichischen Schiffe mit dem Kaiser Franz Josef, hierauf die „Grille“ mit dem Kronprinzen von Preußen, weiterhin die übrigen; in Allem ungefähr 120 an der Zahl. Als wir durch den Menzalehsee fuhren, wurde unsere Aufmerksamkeit nach dem Ufer gelenkt: dort stand eine lange Reihe weißer Gestalten. „Wie?“ sagte mein Nachbar zu mir, „sind das österreichische Soldaten, die ihrem Kaiser die üblichen Honneurs machen?“ — Doch nein, es waren nur Flamingos, welche in langer Reihe schnurgerade neben einander standen, sich dann plötzlich erhoben und hoch die Lüfte durchschwirrten. Da zogen sie über uns hin, wie ein langer rosenfarbener Schleier.

Bei Kantara, wo die Karawanenstraße nach Syrien den Kanal durchschneidet, findet man eine Fähre angebracht. Die Lage dieses kleinen Ortes, der jedoch ein großes, von Reisenden als Gasthof benutztes Spital hat, ist eine so günstige, daß sich hier bald ein bedeutender Handel entwickelt haben wird.

Wir gelangten nun in den Ballasee, dessen Boden dick mit Konchylienschalen bedeckt ist, sodann nach einer Fahrt von $3\frac{1}{2}$ Stunden an dessen südlichem Ende nach El Ferdaneh. Hier ist der Ort, um eine Bemerkung über die Ufer des Kanales einzuschalten. Die Dämme des letzteren sind etwa zwei Meter höher, als das Niveau des Wassers, und so breit, daß man eine Eisenbahn darauf anlegen kann. An seiner Oberfläche beträgt die Breite des Kanales dort, wo er zwischen Hügeln geht, an 58 Meter, in der Ebene dagegen, wo die Böschung mehr Raum wegnimmt oder flacher sein muß, 120 Meter, endlich zwischen den in das Rothe Meer hinausgebauten Dämmen 275 Meter (gegen 900 Fuß). Die Tiefe ist, ziemlich gleichmäßig, überall 8 Meter (etwa 26 Fuß), also auch für die größten Kauffahrer genügend. — Von Ferdaneh aus fuhren wir nun zwischen hohen Dämmen hin, denn wir naheten uns ja der Stelle, wo der tiefste Einschnitt gemacht werden mußte. Hier, bei El Guisr, waren acht Millionen Kubikmeter Sand auszuheben. Hier standen Anfangs 12,000 Fellah, militärisch in Reihen geordnet, schöpften den Sand und reichten ihn von Hand zu Hand hinauf auf die Höhe. Späterhin stellte man die großen Draguen hier in Dienst. Jede förderte täglich 300 Kubikmeter, — es waren aber doch auch so noch 28,000 Tagewerke. — Acht Millionen Kubikmeter ist schnell gesagt, ist aber doch ein großes Wort. Denken wir ein Haus, das 15 Meter breit, 15 Meter tief und 20 Meter hoch ist, so brauchen wir von diesen Häusern über 2500, um jene Masse darzustellen.

Bei El Guisr hatten sich wol tausend Franzosen versammelt, die mit lautem Jubelruf ihre Gebieterin, als sie vorbeidampfte, begrüßten.

Die Führung des Kanales durch den kleinen Timsasee, der nur anderthalb Stunden lang ist, machte nicht die geringste Schwierigkeit. Der Boden war leicht auszubaggern, und Dämme waren gar nicht nöthig. Wer ein Freund von der Entenjagd ist, dem empfehle ich einen kleinen Ausflug nach Ismailia; eine solche Menge von Enten, Möven und anderem derartigen Geflügel, wie hier auf dem Timsasee, habe ich in meinem Leben nirgend beisammen gesehen.

Wer unter diese Massen von Wasservögeln hineinschießt, trifft sicher mehrfach, und ich wüßte in der That nicht, wie Jemand nichts treffen könnte. Mein guter Diener Mehmed ergötzte sich denn auch aus Herzensgrund mit der Entenjagd und rechnete mir noch drei Tage nachher vor, wie viele Vögel er nach seiner Schätzung erlegt haben mußte.

Noch bei guter Zeit trafen wir bei dem Hauptorte des Kanales ein. Etwa 8 Uhr des Morgens war es, als das erste Schiff, der „Aigle", zwischen den bei Port Saïd aus Holz und Leinwand aufgerichteten beiden Obelisken hindurch in den Kanal fuhr. Kurz nach 4 Uhr des Nachmittags warf dasselbe Schiff im Hafen von Ismailia Anker, und der Khedive begrüßte die Kaiserin und geleitete sie ans Land. Die letzten Schiffe des langen, langen Zuges fuhren erst bei Mondenschein in den Timsasee ein, und ihnen strahlte nun Ismailia in einem bunten Feuermeere entgegen. Ich selbst fuhr noch spät mit einem Boote in den See hinaus, um diesen feeenhaften Anblick zu genießen, und Mehmed fragte mich immer wieder, ob ich in meiner Heimat schon so Etwas gesehen habe. „O, wie bist Du glücklich, mein Gebieter", sprach er, „daß Deine Augen Solches noch gesehen haben. Allah kerim!" Gott ist barmherzig.

War aber das Drängen und Treiben in Port Saïd schon ein gewaltiges, so zeigte es sich doch hier an dem neuen Hauptorte des Kanales noch hundert Mal ärger. Jeder unterhielt sich nach seiner Weise, und zur Unterhaltung bot sich nach allen Seiten hin das Ausgezeichnetste, was Aegypten zu leisten vermochte. Vor der Stadt sah man drei große Lager aufgeschlagen, für die Beduinen der Wüste, für das ägyptische Militär und für die Reisenden und Gäste des Vizekönigs, welche letztere mit unübertrefflicher Gastfreundschaft bewirthet wurden. Alles, was man nur wünschen mochte, fand man reichlich und in bester Qualität. — Ich hatte zufällig die Bekanntschaft mit einem Photographen gemacht, der sich schon seit Jahresfrist an den verschiedenen Stationen des Kanales umhertrieb und Ansichten sowie Physiognomien der Arbeiter aus den verschiedenen Nationen aufgenommen hatte. Mit diesem schwärmte ich die halbe Nacht umher; meinen Mehmed bekam ich nicht zu sehen. Er ließ sich, weil er doch jedenfalls Geld brauche, am Abende ein Extra-Bakschisch geben, — verschwand und kam erst am andern Morgen wieder zum Vorschein.

Mein Photograph konnte mir nicht genug erzählen, wie theuer und schlecht Alles gewesen sei, was er in der wandelnden Stadt des Arbeiterheeres bekommen. Für eine elende Bretterhütte mit Strohdach, deren Boden die Erde, deren Decke das Strohdach, und welche als Möbel nur einen alten Stuhl, einen nicht besseren Tisch und eine „Lagerstätte" aufwies, mußte er monatlich 100 Francs ($26^2/_3$ Thaler) Miethe bezahlen. Das Pfund Rindfleisch kostete $2^1/_2$ Francs (20 Silbergroschen) und alles Andere in demselben Verhältnisse. Der Verdienst der Arbeiter und Beamten bei dem Baue ist ein recht anständiger, aber sie bringen doch nichts davon heim. Es haben sich Leute genug gefunden, welche auf die Unerfahrenheit dieser Menschen, denen es noch ungewohnt war, Geld zu besitzen, spekulirten, um ihnen das Bischen Verdienst auf hunderterlei Arten wieder abzunehmen. Oeffentliche Wirthschaften jeder Gattung

und Spielhäuser sind in großer Zahl vorhanden; was das Wirthshaus übrig läßt, nimmt das Würfel- oder Kartenspiel, und was diesem entgeht, holt das Roulette. Kommt aber noch Etwas durch alle diese Klippen glücklich hindurch, nun — so wird es gestohlen. Denn es ist hier ein Zusammenfluß von Gesindel aus allen Ländern, falsche Spieler, Betrüger, Diebe, Mörder, — fast täglich kommt eine Mordthat vor! „Freund, morgen sollen Sie die Galgen-Physiognomien sehen, welche ich photographirt habe; Sie werden staunen." — Ich sah sie übrigens nicht, sondern betrachtete mir lieber die Spitzbuben in Natur.

Möglich, daß der Künstler übertrieben hat; ich glaubte es jedoch und dachte auch nicht weiter darüber nach; ich schweifte vielmehr noch bis spät nach Mitternacht umher und konnte nicht genug sehen mit meinen zwei Augen. Vom Kaffeehaus ging's ins Bierhaus, von da in die Billardstube, dann in eine arabische Schenke, zu einem Märchenerzähler, hierauf in eine Weinwirthschaft, und so weiter bis gegen 2 Uhr. Hier sahen wir einen Schlangenbändiger, da einen Feuerfresser, dort wieder einen Beduinen, der Trinkgläser und stachelige Kaktus zusammenbiß, daß es krachte und knirschte und ihm das Blut aus dem Munde troff, während er das Ganze mit Appetit hinunterschluckte; weiterhin tanzten braune Nubierinnen und heulten Derwische; hier Taschenspieler; dort blinde Musikanten; überall nichts als Drängen, Schieben und Drücken, Schreien, Lärmen und Singen, Pauken, Trompeten und Trommeln, Jauchzen und Jubiliren, so daß man in einen förmlichen Taumel versetzt wurde.

Wie viele Menschen da durch einander wogten, — ich weiß es nicht; Andere sprechen von vierzig bis fünfzig Tausenden. Es war das großartigste Fest dieses Jahrhunderts. Diese Verbindung von Kunst und Natur, von Orient und Occident, von Civilisation und ungeschminkter Natürlichkeit wird wol nie wieder gefunden. Man denke nur, die Kaiserin Eugenie auf dem hohen Rücken eines Dromedars an der Gruppe ägyptischer Tänzerinnen vorbei reitend, der Kaiser von Oesterreich bei arabischen Beduinen sitzend, solche und noch weit wirksamere Gegensätze machten das Fest zum einzigen in seiner Art.

Am 18. November begann das tolle Treiben von Neuem. Es war, als seien Alle von der Tarantel gestochen; im wilden Wirbeltanze brausten Tausende durch einander, und ich ließ mir's nicht nehmen, mich in das dichteste Gewühl hinein zu stürzen. Ich wußte wohl: was ich jetzt genoß, das würde mir eine Erinnerung für mein ganzes Leben bleiben, und was ich jetzt versäumte, konnte ich nicht einholen, selbst wenn ich hundert Jahre alt würde.

Hei, wie jagen die prächtigen vizeköniglichen Karossen und die geschickten Reiter auf Araberrossen, auf Kameelen und Eseln bunt durch einander! Wie wechselten die Bilder in diesem lebendigen Kaleidoskope! Hier begrüßten sich mit lautem Zurufe Freunde und drückten sich die Hand, die nicht vermuthet hatten, einander auf ägyptischer Erde zu treffen; da zogen landeseingeborne Soldaten singend an uns vorbei; dort tönte die einfache Weise arabischer Musik aus einem Zelte. Aber will mich Jemand fragen, wie ich den Vormittag hingebracht, — ich weiß es selbst nicht. Ich sah und hörte, ließ mich drücken und stoßen und — schob und drückte meinerseits wieder.

Nachmittags führten die Beduinen zur Unterhaltung der hohen Gäste ein Scheingefecht auf. In tollem Wirbel jagten sie auf ihren prachtvollen Araberpferden und auf den langbeinigen Kameelen wild durch einander, schwangen ihre Spieße und langen Flinten über den Köpfen, feuerten ohne Unterlaß, warfen ihre Waffen oft mit Jauchzen in die Luft und fingen sie wieder auf; ja, in ihrer Begeisterung sprangen sie auf die Höcker der dahin jagenden Kameele und schossen in dieser Stellung nach allen Seiten hin. Es ist ein Wunder, daß nicht zahlreiche Unglücksfälle stattfanden! Aber es war ein prächtiges Bild, die wilden Söhne der Wüste in ihrer bunten, glänzenden Tracht so durch Staub und Pulverdampf fliegen zu sehen! — Am Abende strahlte Ismailia abermals in einem Lichtmeere, und — ich war wieder bis nach Mitternacht auf den Beinen; doch dies Mal ohne Photograph, der mir abhanden gekommen war.

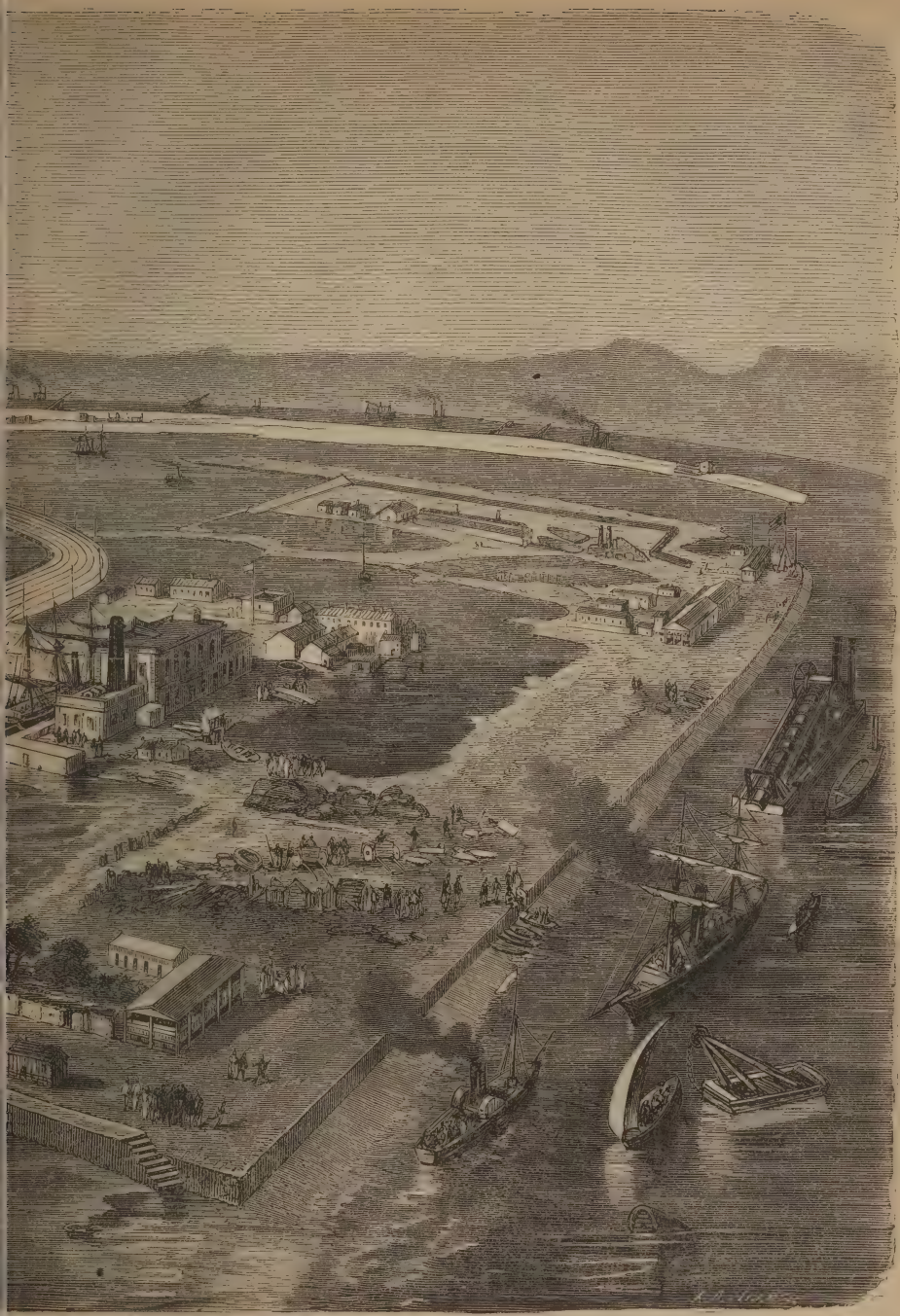
Der Vizekönig, welcher seine vielen geladenen Gäste, — es waren über tausend — mit orientalischer Pracht und Freigebigkeit bewirthete, hatte für dieselben fünfzig ganze Häuser und 500 Zimmer gemiethet. Man speiste in großen Speisehallen, wo das Köstlichste im Ueberflusse vorhanden war, und selbst das verwöhnteste Leckermaul hätte es dem Küchenmeister Ismaïl's nachreden müssen, daß er sein Geschäft aus dem Grunde versteht. Es waren lucullische Mahle, die da gehalten wurden. Ich für meine Person tafelte allerdings nicht mit, denn ich hatte nicht die Ehre, zu den Gästen des Khedive zu gehören; ich war vielmehr nur einer der übrigen 39,000 Wilden. Am diesem 18. November aber gab der splendide Wirth seinen Gästen einen Ball, zu welchem etwa 5000 Personen eingeladen waren. Man erzählte mir, daß die Pracht in dem vizeköniglichen Palaste Alles weit hinter sich lasse, was man von Luxus in kaiserlichen und königlichen Schlössern Europa's zu sehen bekomme. Da sehe man erst, was die Bezeichnung sagen wolle „orientalische Pracht". Fabelhaft soll der Luxus gewesen sein, der in Kleidern entfaltet wurde; höchst effektvoll das Erscheinen der Beduinenhäuptlinge mit Abd-el-Kader; noch nicht dagewesen die Vortrefflichkeit des Mahles, bei dem auch „Poisson à la réunion des deux mers" und saftiger Gazellenbraten nicht gefehlt habe.

Einzelheiten von diesem Balle kann ich natürlich nicht mittheilen; nur zwei Punkte will ich erwähnen. Eine wahre Fee des Balles, erschien die Kaiserin Eugenie um 11 Uhr in einem rothen Atlaskleide, das dicht mit Brillanten übersät war. Unter allen Weinen trug der von Herrn Wilhelmi in Wiesbaden gelieferte Rauenthaler den Preis davon. Herr Wilhelmi wird ohne Zweifel „Hoflieferant" werden und wahrscheinlich jene Sorte „Khedive-Wein" taufen.

Am Morgen des 19. November fuhr die Flotte wieder ab gen Süden; Mehmed, der sich am vorigen Abende abermals ein Extra-Bakschisch geholt hatte, kam jetzt auch wieder zum Vorscheine, und als ich am Mehemet-Ali-Quai dahin schlenderte, um mich nach zwei durchschwärmten Nächten etwas zu erholen, — ging ein Mann vor mir her und sang mit kläglicher Stimme: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus", — es war mein Photograph, und wir fuhren miteinander.

Stadt Sues.
Eisenbahn nach den Docks.

Hafenanl



n von Sues. Maritimer Kanal.

Am südlichen Ende des Timsasees erreichten wir Tussum und sahen hier auch den Wartthurm, der wol als Wahrzeichen englischer Freundschaft noch lange dort stehen bleiben wird. Eine kleine Strecke weiter folgt Station Serapeum, so genannt, weil sich hier die Ueberreste eines Serapistempels fanden; auch zahlreiche, mit Hieroglyphen bedeckte Stein- und Ziegelstücke wurden aus dem Sande gegraben, und die Arbeiter erbeuteten manche verwerthbare Kleinigkeit aus vergangenen Jahrtausenden.

Der Hügel, auf welchem die kleine Arbeiterstadt liegt, ist etwa zehn Meter hoch; die Zahl der Einwohner ist noch sehr gering und bestand sogar einmal kurze Zeit nur aus zwei Personen. Die Cholera war (im Jahre 1865) hier eingeschleppt worden. Es erkrankten und starben viele Arbeiter, und plötzlich überkam alle ein so dämonischer Schrecken, daß wer noch die Beine rühren konnte, sich auf und davon machte. Der französische Arzt des Ortes war gestorben, der Apotheker unsichtbar geworden, nur der arabische Arzt hielt getreulich aus, und ihm zur Seite stand ein einziger Arbeiter, der mit ihm die Kranken pflegte, die Sterbenden tröstete und die Todten begrub. Dieser Mann heißt Gendron. Am Tage ging er mit dem alten, weißbärtigen Araber von Bett zu Bett, ein treuer, sorgsamer Wärter, und Nachts war er Schreiner und Todtengräber, machte Särge und begrub die Geschiedenen. Endlich waren die Beiden noch allein übrig. Der Himmel hatte sie ihren Brüdern erhalten, damit auch dem Letzten noch eine warme Bruderhand die Augen zudrücke und ihn zur ewigen Ruhe bette in den Sand der Wüste. Dem Arzt war es Pflicht, auszuhalten und sein Leben zu wagen; so erheischte es sein Beruf, wenn auch manche seiner Berufsgenossen vielleicht weniger standhaft geblieben wären. Aber Gendron hätte mit den Andern davonlaufen können, und Niemand würde ihn getadelt haben. Doch er blieb und diente seinen Genossen und hat sich damit ein Verdienst erworben, das des Himmels Seligkeit werth ist. Ich freue mich aufrichtig darüber, daß die französische Regierung den Takt bewies, einem solchen Ehrenmanne nicht etwa einen Orden dafür zu schenken.

Auf einmal öffnete sich vor uns eine weite Wasserfläche. Es war der Bittersee, ein Ueberrest des Rothen Meeres aus jener Zeit, wo letzteres noch mit dem Mittelmeer direkt zusammenhing; als sich von Süden her der Meeresboden hob und trocknes Land zu Tage förderte, blieb hier eine zehn Stunden lange Pfütze stehen, die allmählig eintrocknete und eine meterdicke Salzkruste zurückließ. Im Norden ist der See so tief, daß gar keine Baggerarbeiten nöthig waren; nur im Süden mußte etwas nachgeholfen werden. Ich vermag nicht auszudrücken, welch mächtigen Eindruck es macht, wenn man aus der Wüste auf diesen großen See kommt und das Auge statt braungelben Sandes plötzlich wieder Wasser und nichts als Wasser sieht.

Wir eilten dem Ende der Reise zu. Schaluf el Terraba, wo die Felsbank gesprengt werden mußte, war ein sehr interessanter Punkt. Hier hatte man die Stücke eines 30 Centimeter dicken, etwas über 2 Meter hohen und halb so breiten Gedenksteines aufgefunden, der hier vor etwa 2400 Jahren errichtet worden.

Auf dem Marktplatz in Sues.

An der Grenze zwischen Afrika und Asien stehend, verkündigte er auf seiner östlichen Fläche in persischer Keilschrift, auf der westlichen in ägyptischen Hieroglyphen der Nachwelt, daß König Darius, der Herr über Persien und Aegypten, den Kanal wieder hergestellt habe. Vollständig ist der Text der Inschrift noch nicht zusammengestellt, da einige Stücke des Gedenksteines, der ohne Zweifel absichtlich zertrümmert worden, noch nicht aufgefunden werden konnten. Bald gelangten wir nach Sues.

Dieses Sues, das Arinoe der Alten, war mit dem Eingehen des alten Kanales nach und nach immer mehr herabgekommen, denn es fehlte ihm das süße Wasser. Wer irgend konnte, suchte sich ein anderes Plätzlein auf der Erde; hierher siedelte gewiß Niemand über, denn in Sues gab es keine Quelle, keinen Brunnen, keine Cisterne, — alles Wasser zum Trinken und Kochen mußte aus dem Mosesbrunnen am östlichen Gestade des Rothen Meeres geholt werden. Nach diesem Adschin Musa sind es jedoch sechs Stunden Weges, und das Wasser war also immer ein kostspieliges Ding. Endlich aber verschlämmte das Wasser im Mosesbrunnen, wurde ungenießbar und mußte nun, eben so wie sämmtliche Lebensmittel, täglich von Kairo aus hingebracht werden. Es gab ja weder Schlachtthiere, noch Pflanzen in und um Sues; kein Baum, kein Gebüsch, keine Blume, kein Gras war zu sehen; das einzige Grün, welches in Sues vorhanden, fand sich im Hofe des Englischen Hotels, wo Etwas zu sehen war, das Aehnlichkeit mit einem Grasplätzchen hatte. — So war infolge des Wassermangels Sues ein schmuziges, staubiges Araberneſt geworden, welches höchstens 1500 Einwohner hatte, eine Zahl, die sich allerdings nach Einrichtung der englischen Ueberlandpost wieder auf 4000 hob. Seit Abhülfe des Wassermangels aber ist im Verlaufe weniger Jahre die Bevölkerung bis auf 25,000 Seelen gestiegen. Dies ist eine Vermehrung, wie wir sie in so kurzer Zeit fast nur in Amerika und in Australien erlebt haben. Tausende von Arbeitern sind nach Sues gekommen, große und kleine Kaufleute aus allen Nationen, offizielle Vertreter fast aller Staaten, und neben dem alten Sues ist ein neues entstanden, mit großen, massiven Gebäuden, prachtvollen Gasthöfen, glänzenden Läden, Kaffeehäusern, Fabriken, Maschinenwerkstätten und mancherlei anderen großen Etablissements. Ein stattliches Gebäude, auf welchem man die schwarz-roth-weiße Fahne aufgehißt sieht, ist das Norddeutsche Bundeskonsulat. Dieses Gebäude fällt, wenn man in einiger Entfernung die Stadt betrachtet, ganz besonders auf.

Jetzt, da es nicht mehr an süßem Wasser fehlt und dieses nichts mehr kostet, — denn bisher mußte man es maßweise kaufen, — werden Gärten und Rasen angelegt, auch Blumen gezogen; bald wird man um Sues auch Felder sehen und etwas später auch Bäumchen. Gegenwärtig herrscht ein Baucifer in Sues, noch ärger als vor dem Jahre 1866 in Berlin, Frankfurt und Köln. Aber Alles, was geschieht, sieht nicht danach aus, als ob es zu viel wäre. Die Zahl der Reisenden, die jetzt ihren Weg nach Ceylon, Bombay, Goa, Kalkutta, Cochinchina, Singapur, Canton, Batavia, oder nach Sydney, Melbourne, Adelaide, Auckland ꝛc. über Sues nehmen, ist ungeheuer, und namentlich von Engländern

wimmelt's, — obwol sie sich über den Kanal ärgern. Allen Respekt vor jenem Moses, der die Juden aus Aegypten geführt und ihnen das Brünnlein mit seinem Zauberstabe in den Felsen geschlagen; aber Lesseps hat es verstanden, ganz andere Fluten des nassen Lebenselementes hierher zu leiten.

Die Hauptarbeiten, welche hier neben dem Süßwasserkanale, dem Seekanale und der Eisenbahn von Ismailia ausgeführt wurden, sind erstens ein großer Hafendamm oder Wogenbrecher, 800 Meter lang; zweitens ein Molo zur Absperrung des östlichen Hafens; drittens Ausbaggerung und Austiefung des schiffbaren Kanales, welcher vom Ankergrunde der Rhede in den Hauptkanal führt; viertens Aufdämmen eines über 20 Hektaren (80 preuß. Morgen) großen Stückes Boden (mit dem bei der Ausbaggerung gewonnenen Materiale), um dem Meere Raum abzugewinnen zur Errichtung von Pack- und Lagerhäusern sowie von Docks; fünftens Errichtung des Eisenbahndammes von der Stadt bis zu den eine halbe Stunde entfernten Docks. Die Stadt hat jetzt zwei Hafenbassins, eines für die Kriegsflotte, eines für die Handels- und Postschiffe, beide mit dem Bahnhofe durch einen Schienenstrang verbunden.

---

6. Die Bedeutung der neuen Wasserstraße und ihre Zukunft.

Soll ich noch sprechen von der kulturgeschichtlichen Bedeutung des neuen Kanales? Das stellt wol Niemand in Abrede, daß eine Wasserstraße, welche den Weg von Europa nach Ostindien und Australien um Tausende von Meilen abkürzt, von der höchsten Wichtigkeit ist. Alle Häfen des Mittelmeeres haben den Weg um mehr als die Hälfte abgekürzt; Lissabon, Bordeaux, London gewinnen noch etwa die Hälfte, und selbst New-York spart noch über 2000 Lieues, wenn es nicht mehr um das Kap, sondern durch den Sueskanal fährt. Durch die leichtere und schnellere Verbindung, welche jetzt hergestellt ist, wird sich der Verkehr in ungeahnter Weise steigern; Wissenschaft, Kunst, Handel, Alles wird seinen Gewinn davon ziehen; ja, es werden sich Folgen entwickeln, an welche im Augenblicke noch Niemand denkt.

Vergleichung der beiden Seewege: Um das Kap und durch den Kanal.

Seeweg von	Entfernung bis Bombay um das Kap:	durch den Kanal:	Unterschied:
Constantinopel	6100 Lieues,	1800 Lieues,	4300 Lieues,
Malta	5840 —	2062 —	3778 —
Triest	5960 —	2340 —	3620 —
Marseille	5650 —	2374 —	3276 —
Cadix	5200 —	2224 —	2976 —
Lissabon	5350 —	2500 —	2850 —
Bordeaux	5650 —	2800 —	2850 —
Havre	5800 —	2824 —	2976 —
London	5950 —	3100 —	2850 —
Liverpool	5900 —	3050 —	2850 —
Amsterdam	5950 —	3100 —	2850 —
New-York	6200 —	3761 —	2439 —

Der kommerzielle Werth des Kanales wurde so vielfach angezweifelt, daß ich doch noch ein paar Worte darüber sagen möchte.

Es fragt sich zuerst: Ist der Kanal für die Dauer in brauchbarem Zustande zu erhalten? Wird er nicht vom Sande verschüttet werden?

In dieser Beziehung hat man die maßlosesten Dinge gefabelt; — der Kanal sollte eben nichts taugen. Die Wahrheit aber liegt in der Mitte und lautet folgendermaßen:

Der Sand, welcher von den Westwinden gegen den Kanal herangeweht wird, ist von zweierlei Art: grobkörnig, in dichten Massen nah über den Boden hinstreifend, und fein, staubartig, hoch in der Luft fliegend. Jener ist für den Kanal von keiner Bedeutung, denn er hebt sich nicht hoch genug, um über die Dämme weg zu gehen; durch ihn wird nur der Fuß derselben verbreitert, ins Wasser aber gelangt er nicht. Der feine Flugsand indessen geht über die Dämme weg und bringt allerdings eine sehr merkliche Versandung des Kanales zu Stande. Selbstverständlich schaden jedoch die Sandwehen nicht, wo der Kanal elf Stunden weit durch den Menzalehsee geht; der Sand ist längst in den See niedergefallen, ehe er den Kanal erreicht. Ebenso ist es bei den drei anderen Seeen; von El Ferdanch aber bis El Guisr sind die Dämme zu hoch, und von den Bitterseen bis Sues ist durch die westlich gelegenen Felspartien die Masse des fliegenden Sandes so vermindert, daß sie nicht mehr in Betracht kommt. Seit zehn Jahren hat man die sorgfältigsten Beobachtungen angestellt und herausgefunden, daß nur die Stelle bei Serapeum dem wirklichen Versanden ausgesetzt ist, und zwar blos auf eine Länge von acht Kilometern, d. i. ungefähr zwei Stunden. Genaue Messungen haben ergeben, daß die Versandungsmenge auf 1 Meter Länge monatlich 2 Kubikmeter beträgt; das macht also auf die ganze Strecke 16,000 Kubikmeter monatlich. Nun aber hebt jede der 34 großen Baggermaschinen, welche seit vorigem Jahre in Thätigkeit sind, täglich 2000 Kubikmeter Sand aus; es genügt demnach, um den Kanal stets in gutem Stande zu halten, daß man monatlich nur eine einzige dieser Maschinen 8 Tage lang arbeiten läßt. Zweitausend Kubikmeter machen eine Masse von der Größe eines ansehnlichen, vierstöckigen Hauses. Maschinen von ähnlicher Leistungsfähigkeit gab es bisher noch gar nicht. Stellt man acht solcher Baggermaschinen zugleich in Dienst, für jede Viertelstunde Weges eine, so haben diese in 14 Tagen sämmtlichen Sand, den ein ganzes Jahr in den Kanal geweht, wieder ausgeschöpft; von einer Versandung kann also gar nicht mehr die Rede sein.

Wird der Hafen bei Port Saïd nicht versanden? was z. B. die Engländer behaupten.

Die Dämme sind so weit in das Meer hinaus geführt, bis dieses 8 Meter (26 Fuß) tief ist; eben so tief sind Hafen und Kanal ausgebaggert, infolge dessen Schiffe von 3000 Tonnen Gehalt darauf fahren können. Der östliche Damm ist 1600, der westliche 2250 Meter (5/8 Stunden) lang. In dieser Entfernung vom Lande aber und bei solcher Meerestiefe findet keine Versandung

mehr statt. Auch sind die Molen überaus praktisch angelegt: an der Landseite sind sie 1400, am Hafeneingange nur 700 Meter von einander entfernt; der Hafen selbst hat eine Fläche von 230 Hektaren, ungefähr 900 preußische Morgen, so daß die größte Flotte hier sicheren Schutz finden kann. Sollte nun selbst durch den verhältnißmäßig nicht breiten Eingang dennoch etwas Sand eingeschwemmt werden, so kann das für den außerordentlich großen und nach innen sich erweiternden Hafen gar nicht von Bedeutung sein. Der westliche Molo ist von Südwest nach Nordost gerichtet, weil im Mittelmeere der Wind 8 Monate im Jahre von Nordwest weht; der östliche geht von Süd nach Nord, weil in den übrigen 4 Monaten des Jahres entschiedener Ostwind herrscht. Kurz, der Hafen von Port Saïd ist mit sorgfältiger Berechnung der bestehenden Verhältnisse angelegt und giebt zu keinerlei Besorgnissen Anlaß. Was aber den Hafen von Sues anlangt, so sind hier die Dämme 2000 Meter (6- bis 7000 Fuß weit) ins Meer hinaus gebaut. Die Docks sind durch den kolossalen Wellenbrecher, der sehr große östliche Hafen ist durch den mächtigen, von der Landzunge nach Nordwest gehenden Damm vollständig geschützt, und der lange, zwischen Seekanal und Eisenbahndamm tief in das Land eingreifende Nord-West-Hafen, der nur von dem Seekanale aus zugänglich ist, bis zur Stadt Sues reicht, und in welchen der Süßwasserkanal mündet, ist so sicher, daß hier weder an die Gefahren eines Sturmes, noch an die der Versandung zu denken ist.

Werden ferner nicht die Hafen- und Kanalabgaben den Transport so vertheuern, daß man doch den Weg um das Kap vorziehen wird? — Diese Frage bedarf einer eingehenden Erörterung.

Die oben schon angeführte Beständigkeit der Winde im Mittelmeer macht dieses für die Segelschiffahrt sehr unzuverlässig. So ist es z. B. einmal vorgekommen, daß ein amerikanisches Segelschiff von New-York nach Lissabon 4 Tage weniger brauchte, als es zu der Reise von Lissabon nach Neapel nöthig hatte, — die andauernden Ostwinde ließen es nicht vorwärts kommen. Das Segelboot also, welches zur Zeit der Westwinde von Port Saïd etwa nach Marseille, oder zur Zeit der Ostwinde etwa von Cadix nach Port Saïd will, ist sehr übel daran.

Ein ganz ähnliches Verhältniß besteht im Rothen Meere. In der nördlichen Hälfte desselben, etwa bis Dschedda, dem Hafen von Mekka, wehen den größten Theil des Jahres sehr entschiedene Nordwinde, und ein Segelschiff fährt von Sues bis Dschedda in 14 Tagen, zuweilen sogar in einer einzigen Woche. In umgekehrter Richtung aber findet auch das Gegentheil statt. Das Schiff muß zuweilen wochenlang liegen bleiben und auf günstigen Wind warten, so daß man die Fahrt von Dschedda bis Sues auf 4 bis 6 Wochen veranschlagen muß. Treffen ungünstige Umstände zusammen, so fällt der ganze Vortheil, welchen der neue Kanal bietet, für das Segelschiff weg. Denn man muß nicht vergessen: nicht die Länge des Weges ist entscheidend für den Werth einer Route, sondern die Zeit, welche man braucht, ihn zurückzulegen.

Will man also sicher sein, daß der kürzere Weg auch nur eine verhältnißmäßig kürzere Zeit kostet, so muß man sich von Wind und Strömung unabhängig machen, d. h. mit Dampf fahren. Allein die Dampfschiffahrt wird durch den ungeheuren Kohlenverbrauch so sehr vertheuert, daß man wol fragen kann: kosten die 37 Tage, welche z. B. ein Dampfer von London durch den Kanal nach Ceylon braucht, nicht vielleicht mehr, als die 100 Tage, welche das Segelboot um das Kap für dieselbe Fahrt nöthig hat? Das ist die entscheidende Rechnung!

Wir haben also einerseits gegen die Benutzung des Kanales den Steinkohlenverbrauch und die Kanalabgabe (10 Francs per Tonne oder Tonnenraum), anderseits dagegen für den neuen Weg in erster Linie Zeitersparniß, d. h. in Geld ausgedrückt, Ersparniß an Lohn für die Schiffsmannschaft. In derselben Zeit und um denselben Lohn können durch den Kanal zwei Fahrten ausgeführt werden, statt der einen um das Kap, — also bei etwa gleicher Ausgabe doppelter Geschäftsgewinn, oder bei gleichem Geschäfte nur die Hälfte der Ausgaben. Ferner kommt uns noch zu Gute eine Ersparung in der Versicherungsprämie. Niemand läßt heutzutage ein Schiff in See gehen, ohne Schiff und Waare zu versichern. Für eine Fahrt von 37 Tagen ist aber nicht die Hälfte an Versicherungsprämie zu bezahlen, als für eine solche von 100 Tagen. Auch dieser Gewinn kann und muß an den Kosten für Steinkohlen abgezogen werden. Weiterhin ist noch die Zinsersparung an dem in Schiff und Waaren steckenden Kapitale in Rechnung zu ziehen. Nehmen wir beispielsweise an, ein Schiff koste eine Viertelmillion Thaler, und es werden auf diesem Schiffe für 100,000 Thaler in Indien gekaufte Waaren nach London transportirt, so müssen auf den Preis dieser Waaren noch die 100tägigen Zinsen von 250,000 und 100,000 Thaler geschlagen werden, wenn das Schiff um das Kap gesegelt, aber nur die 37tägigen, wenn es mit Dampf durch den Sueskanal gefahren ist. Oder, was dasselbe ist, auch diese Zinsen können an den Kosten der Steinkohlen abgezogen werden. Endlich besteht noch ein allerdings nicht in Zahlen ausdrückbarer, aber doch immerhin erheblicher Gewinn in dem Umstande, daß die Geschäfte schneller abgethan und darum den Verhältnissen besser angepaßt werden können, oder, wie der Kaufmann sagen würde: in der Benutzung günstiger Konjunkturen. Es bestellt z. B. ein Londoner Handelshaus eine Waare in Ostindien, die aber bis zum Schlusse des Jahres an Ort und Stelle sein muß, wenn das Geschäft gemacht werden soll; demnach muß sie in Calcutta zu Anfang September abgehen. Nun verändern sich aber die Verhältnisse in London. Der betreffende Kaufmann sieht, daß ihm Andere zuvorgekommen sind, oder daß irgend ein anderes Ereigniß eingetreten, das ihn die Bestellung bereuen läßt. Schon in den ersten Tagen des Oktober ist er zu dieser Einsicht gelangt; — was hilft's ihm? Die Waaren sind abgegangen, er muß sie beziehen, und wenn er sein ganzes Vermögen dadurch verliert! Oder umgekehrt: er findet, daß er das Doppelte, ja das Dreifache hätte bestellen sollen, daß er dann noch Hunderttausende gewonnen haben würde, — —

aber die Fahrt um das Kap kostet von Kalkutta nach London 106 Tage, und das Schiff ist längst in See. — Ganz anders bei der Route durch den Kanal! Da genügt noch Mitte November eine telegraphische Depesche, die Bestellung zurückzunehmen, oder zu verdoppeln, und so kann der Kaufmann Verluste abwenden und neue Gewinne erzielen.

Wenn also die eben genannten viererlei Arten des Gewinnes Mehr betragen, als Steinkohlenverbrauch und Kanalabgabe, dann wird es vortheilhaft sein, die Waaren durch den Kanal gehen zu lassen; im entgegengesetzten Falle müssen sie den alten Weg um das Kap mit Segelschiff zurücklegen.

Aber was folgt daraus? Die Route über Sues ist um so vortheilhafter, je kürzer sie überhaupt ist, d. h. je weniger Steinkohlen verbraucht werden, und sie wird sich namentlich für theure Waaren empfehlen, weil bei diesen die oben gedachten Ersparungen an Versicherungsprämie und Zins am Höchsten sind und am Ersten die Kosten der Steinkohlen decken, ja noch sehr bedeutend überschreiten. Venedig und Triest gewinnen schon, wenn sie Waaren, von welchen der Centner 4 Thaler kostet, per Dampf durch den Kanal gehen lassen; der Engländer profitirt erst von dem neuen Wege, wenn der Centner mindestens 15 Thaler kostet. Das ist ein ganz einfaches und sicheres Rechenexempel.

Es wird sich also immer lohnen, Gewebe und Seide, Baumwolle, Wolle und Leinen, Glas- und Metall-Waaren, Leder, Waffen, Kurzwaaren u. dergl. durch den Kanal zu schicken, von Indien her aber Thee, Gewürze, Zimmet, Kaffee, Färbestoffe, Seide, Elfenbein, Guttapercha und Aehnliches auf diesem Wege zu beziehen; die Häfen des Mittelmeeres (von Venedig dauert die Fahrt nach Ceylon ja nur 27 Tage) können auch noch Zucker und Rum, Pfeffer und Reis, Baumwolle, Galläpfel und verschiedenes Andere sich so kommen lassen.

Sicher ist, daß die Handelsverhältnisse Europas durch den neuen Seeweg mehr oder weniger verändert werden müssen. Triest bezieht künftighin Thee, Gewürze, Guttapercha weit billiger als z. B. Hamburg: es wird also Niemandem mehr einfallen, solche Dinge am letzteren Platze zu kaufen, da sie in Triest wohlfeiler zu haben sind; der enorme englische Theehandel wird zum Theil eingehen, und — wir werden nicht mehr die indischen Waaren über England, vielleicht wird sie in Zukunft sogar England über Deutschland beziehen. Auch Hamburg und die übrigen Nordseehäfen werden die Veränderung merken; der Kaffeehandel wird sich von Holland an das Mittelmeer ziehen, und Niemand wird in Zukunft mehr „direkt importirte, echt chinesische Tusche" in Hamburg kaufen. —

Weiterhin kann noch eine Frage aufgeworfen werden: „Wird der Kanal auch einträglich sein? Werden die Aktionäre auch Etwas davon haben?"

Der Vortheil der Aktionäre steht natürlich auf einem anderen Blatte, als die Rechnung für das handeltreibende Publikum; jene müssen wünschen, daß recht Viel an Kanalabgaben eingeht, allein da sich diese Abgaben nicht nach dem Werthe der Fracht richten, sondern nach Gewicht und Raum, so ist es damit eine eigene Sache. Dinge von großem Gewichte, welche schwer sind, also Viel

bezahlten, gehen nicht durch den Kanal, und die theueren Waaren, welche ihn passiren, tragen verhältnißmäßig nicht Viel ein. Die 120 Millionen Pfund Thee, welche wir z. B. jährlich aus China beziehen, und welche einen Werth von 60 Millionen Thaler haben, tragen (da 1000 Pfund einen Tonnenraum einnehmen und somit 10 Franks bezahlen) der Kanalgesellschaft nur 1,200,000 Francs ein, — die Abgabe erhöht bei uns den Preis des Pfundes um etwa 1 Pfennig.

Welche Zinsen die Aktionäre in Zukunft beziehen werden, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Die Verwaltung des Kanales aber rechnet so:

Aktien-Kapital 200 Millionen Franks, Lotterie-Anlehen 100 Millionen Franks, zusammen 300 Millionen Franks. Dafür besitzt sie noch sehr große Länderstrecken an den Ufern des Kanales, namentlich bei Port Saïd, die nach dem jetzigen Preise des Bodens schon 300 Mill. eintragen würden, und doch ist noch ein sehr bedeutendes Steigen des Preises mit Gewißheit anzunehmen. Die großen Magazine mit ihren Vorräthen in Kairo, die Besitzthümer der Gesellschaft in Damiette und ihr Haus in Paris werden zusammen zu 2 Mill. angeschlagen, so daß eigentlich die ganze Kapitalanlage abbezahlt werden könnte, wenn — — die Käufer für den Boden schon da wären. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß man das auch gar nicht wünscht, eben weil der Preis des Bodens noch steigen muß. Es handelt sich also um die Einnahmen vom Kanale selbst.

Aber damit ist's nun freilich so eine eigene Sache. Wie viel Waaren den Kanal passiren, wie groß also die Einnahmen sein werden, — wer kann das schon im Voraus wissen?! Man kann Vermuthungen aufstellen und nach Wahrscheinlichkeit berechnen, aber das Resultat dieser Berechnung wird immer nach der ganz individuellen Ansicht, nach Gunst, oder Mißgunst, Besorgniß, Hoffnung und Zuversicht bestimmt sein. Ein wohlunterrichteter Sachverständiger schätzt die Waarenmenge, welche den Kanal in einer oder der anderen Richtung passiren wird, auf jährlich 700,000 Tonnen, was eine Einnahme von 7 Millionen Franks gibt. Davon rechnet er nun 2 Millionen für Unterhaltung des Kanals, der Leuchtthürme, Häfen, Bezahlung der Beamten und dergl. ab, bleiben fünf Millionen, welche gerade genügen, das letzte Anlehen von 100 Millionen mit fünf Prozent zu verzinsen. Die Aktionäre aber erhielten für ihre 200 Millionen gar Nichts.

Ganz anders kalkulirt Lesseps selbst. Er rechnet, daß 12 Millionen Tonnen Waaren jährlich nach Indien, oder von da zurück nach Europa gehen. Von diesen, denkt er, wird doch wenigstens die Hälfte den Kanal passiren, und das machte eine Einnahme von 60 Millionen Franks. Davon kann man nun ganz nach Belieben für Unterhaltung des Kanals abrechnen; es bleibt in jedem Falle noch mehr als genug übrig, um das ganze Kapital reichlich zu verzinsen und durch Abtragung schnell zu verringern.

Mag nun auch Lesseps für sein Unternehmen so begeistert sein, daß er Alles in besonders rosenfarbenem Lichte erblickt und günstiger ansieht, als andere Leute; so ist er doch ein sehr erfahrener Mann, der seine gründlichen Studien

über den Handel mit Indien gemacht hat und der, vierundsechzig Jahre alt, doch auch nicht mehr in Jugendhitze über das Ziel hinaus springt. Nimmt man das Mittel obiger beiden Schätzungen, eine jährliche Einnahme von 33 Millionen, so kann das ganze Anlege-Kapital noch mit 10 Prozent verzinst werden.

Eines muß noch ausdrücklich erwähnt werden: Man hat bis jetzt als ganz entschieden angenommen, daß die Steinkohlen den Transport durch den Kanal nicht vertragen, daß sie nicht auf Dampfschiffen verbracht werden können, weil sie dadurch zu sehr vertheuert würden, und weil es gerade bei den Kohlen weniger auf den schnellen Transport ankommt. Vielleicht aber können sie auch mit Segelschiffen den neuen Weg befahren, wenn diese die Zeit wählen, in welcher vorzugsweise die Westwinde im Mittelmeer herrschen. Durch den Kanal werden die Schiffe dann von Dampfern geschleppt, und im Rothen Meere treibt sie der Nordwind wieder nach Süden. Hiernach wäre jedenfalls dieser Weg vorzuziehen, und mit dem Kohlentransporte wäre dem Kanale eine sehr bedeutende Einnahme gesichert.

Uebrigens bringt jedes Jahr Verbesserungen in der Schifffahrt, und jede Vervollkommnung der Dampfmaschinen, jeder Vortheil in der Feuerungsmethode, wodurch Kohlen gespart werden, führt dem Kanale neue Frachten zu. Ja, es werden sich Handelsartikel finden, an deren Verschiffung man bisher gar nicht gedacht hat, weil man sie nicht vier Monate auf dem Wasser lassen kann. Ehe Dampfschiffe den Kontinent mit England verbanden, bezogen die Londoner noch nicht Eine Kirsche von uns, — das Obst wäre auf dem Transporte faul geworden; die Dampfer aber bringen nun in Schnelligkeit Alles hinüber, und wir lösen jährlich eine ganz respektable Summe für Obst. So wird auch dieser und jener Handelszweig sich ausbilden, an welchen bisher Niemand gedacht hat.

Mag aber auch der Ertrag ausfallen, wie er will, so viel ist gewiß, der Kanal hat Leben in die Wüste gebracht, und durch ihn wird in einem halben Jahrhunderte alles Land an der neuen Wasserstraße bis zum Nile urbar und bewohnbar gemacht werden. Ismail wird sein Land um die Größe eines Königreiches erweitert haben; Millionen Menschen werden da wohnen und ihres Lebensunterhalt erwerben können; — das ist eine Eroberung, die uns Achtung abzwingt. Das Land ist nicht anderen Menschen geraubt; es ist der Wüste abgerungen. Das ist keine Eroberung, die Thränen ausgepreßt, die vieles Glück zerstört und Wohlstand vernichtet hat; hier ist kein Schlachtfeld mit ächzenden Sterbenden und blutigen Leichen; keine Unterworfenen fluchen dem Sieger. Segen wird herabgefleht auf das Haupt Dessen, welcher der Wüste das Lebenselement gespendet, des Niles kostbares Wasser in ferne öde Gegenden gebracht hat.

Das Heer der Arbeiter, welche hier mit Hacke und Schaufel die Schrecknisse der Wüste bekämpft, hat ein edleres Werk vollbracht, als je irgend eine Armee Europas, und sein Lorbeer ist nicht mit Blut befleckt, sein Weg zum Sieg wird nicht durch Leichen und zerstörte Städte, zertretene Felder und rauchende Aschenhaufen niedergebrannter menschlicher Wohnungen bezeichnet; nein, dieser Feldzug hat aufgebaut und Menschenglück dauernd begründet. —

Der Feldherr aber an der Spitze dieses Heeres heißt Lesseps, und sein Name wird von späten Geschlechtern noch gesegnet werden, wenn menschenschlachtende Würgengel längst der Geschichte verfallen und von ihr gerichtet sind.

Das waren so ungefähr meine Gedanken, als ich am Abende vor meiner Abreise und Rückkehr nach Kairo an der Rhede von Sues saß und in das tiefblaue, sogenannte Rothe Meer hinaus schaute. Die Sonne war untergegangen, dunkelschwarz schaute der mächtige Dschebel Attaka, der jetzt in tiefem Schatten lag, herüber, und ein kühler Wind wehete vom Meere her. Um mich her saßen, lagen, standen, kauerten Hunderte von Personen aller Nationalitäten und erfreuten sich des frischen Lüftchens und genossen den erquickenden Abend; — es war wieder ein schwüler Tag gewesen. Hier lag ausgestreckt, das rechte Bein über das linke geschlagen, ein Engländer und las krampfhaft in seiner Zeitung. Nach zehn Minuten legte er das linke Bein über das rechte, redete kein Wort, sah sich nicht um, nahm von nichts um ihn her Notiz und las still weiter. Für ihn war er mit seiner Zeitung allein auf der Welt. — Nicht weit davon schlenderten ein paar Franzosen mit einander auf und ab, machten über Alles ihre Bemerkungen und lachten einmal über das andere Mal laut auf. — Einige Schritte weiter hockten zwei Italiener und würfelten mit einander. Nach wenigen Minuten waren sie in Zank gerathen, und Einer hatte bereits das Messer gezogen. — Ihnen zur Seite knieeten ein paar braune Nubier, die außer der Kleidung des Paradieses nur ein gar armseliges Tüchlein um die Lenden gebunden hatten. — Hinter mir hörte ich arabisch sprechen, und aus einiger Entfernung schallte leise ein einstimmiger deutscher Männerchor zu mir herüber. — Ich träumte, genoß und — trauerte; denn morgen reiste ich ab, und ehe 14 Tage vergingen, war ich wieder auf der kalten europäischen Erde.

Da trat ein kleiner, untersetzter Mann in abenländischer Kleidung, das rothe Feß auf dem Kopfe, vor mich hin, grüßte mit steifer Haltung, indem er militärisch zwei Finger an die Kopfbedeckung legte, und sprach: „Ich heeße man Friedrich Wilhelm Schultze, jebirtig in Küstrin, seit zwanzig Jahren in Sues, Jeschäft als Tüncher, Firma: Robinson und Compagnie; — wenn Sie man Was brauchen, bitte, schenken Sie mich die Ehre!“

Hatte mich der vermaledeite Küstriner um all meine süße Wehmuth betrogen und mich sogar zum Lachen gebracht! Aber, es war einmal geschehen, und so bat ich Herrn Friedrich Wilhelm Schultze, sich zu mir zu setzen, und unterhielt mich noch ein Halbstündchen recht gut mit ihm. — Er war in jungen Jahren so eine Art Thunichtgut gewesen, — und warum sollte er in Küstrin bleiben? Die Welt war ja viel größer. So kam er nach mancherlei Irrfahrten hierher und ließ sich hier bleibend nieder. Er hatte noch aus dem Mosesbrunnen getrunken; hatte dann die Zeiten mitgemacht, da eine Flasche Wein und eine Flasche Wasser fast denselben Preis hatten; und jetzt erging er sich in überschwenglichem Lobe für Lesseps, der des frischen Wassers die Fülle geliefert. „Sehen Sie,“ sprach er zu mir,“ der ist man ein doppelter und dreifacher Moses.“

Da es übrigens nicht fortwährend Etwas zu tünchen gibt, so beschäftigt

sich Herr Friedrich Wilhelm Schultze auch mit anderen Dingen; er übernimmt alle Arten von Besorgungen, vermittelt den Fremden Wohnungen, besorgt Einkäufe und ist überhaupt der brauchbarste und gewandteste Kommissionär, den man sich nur denken kann. Ganz Sues kennt und gebraucht ihn, und wer ja einmal an die Ufer des Rothen Meeres kommt, dem empfehle ich bestens die Firma: Robinson und Compagnie.

„O, mein Gebieter," tönte auf einmal die Stimme meines Burschen, Mehmed, „willst Du nicht in Deinen Gasthof zurückkehren?" — Ja, er hatte Recht; es war Zeit. Ich ging in mein Hotel und fuhr am andern Morgen nach Ismailia. „Jetzt ist's aus," sprach ich wehmüthig zu Mehemed, als ich in den Wagen stieg. Aber er antwortete mit seiner morgenländischen Glaubensstärke: „Ya, Effendi, Du wirst auch wiederkommen! Als Du vor etlichen Jahren das Land der Palmen und Pyramiden verließest, gedachte auch Dein Herz nicht, daß es Deine Augen wiedersehen würden, und Du weintest. Doch, Allah hu akbar, Gott ist sehr groß, und er hat Dich wieder hergeführt in das Land Deiner Sehnsucht auf die heilige Erde, und Du hast getrunken von dem süßen Wasser des Nil. Darum, so laß Deine Seele freudig sein und hoffen, Dein Weg wird Dich zum dritten Male hierher geleiten, Gott ist barmherzig, Allah, kerîm!"

Und ich muß gestehen, mich überkam wirklich die Hoffnung, zum dritten Male das Land der Pyramiden zu besuchen, und ich antwortete dem guten Diener: „Wenn ich je wiederkomme, werde ich Dich auch wieder aufsuchen." Und Mehmed kreuzte die Arme auf der Brust, beugte das Haupt und sprach: „Inschallah," so Gott will.

In Ismailia blieb ich noch einmal im Hotel des Voyageurs über Nacht, dann noch einmal in Kairo und noch einmal und noch einmal, — der Abschied fiel mir schwer. Ich nahm mir ein Fläschchen Nilwasser mit und ein Schächtelchen Erde. Als ich aber auf dem Lloyd-Dampfer von Alexandria abgefahren war, und Häuser und Palmen und Leuchtthurm allmählich meinen Blicken entschwanden, da wurde mir sonderbar zu Muthe. Der erste Abschied von Aegypten hatte mir nicht annähernd so leid gethan, als der zweite. Doch, — ich will hoffen! Zum dritten Male nach Aegypten zu kommen, ist lange kein solches Wunder, als ohne Fackel den Weg aus den Katakomben von Sanun zu finden. Und so hoffe ich denn, doch noch einmal an die Ufer des Nil reisen zu können, in seinen Palmenwäldern zu lustwandeln, seine Pyramiden zu ersteigen, seine Tempel zu besuchen und abermals in seine Felsengräber zu kriechen, —

Inschallah!

Der Walfischfang in der Südsee.

(Vergl. „Aus Onkels Reisemappe", IV. Samml. der „Welt der Jugend", S. 129, 145, 150; V. Samml., S. 208; VI. Samml., S. 29.)

In der Jasminlaube des Försterhauses.

Es war am Vorabend des Tages, auf welchen unser werther Gast, der Seekapitän Lehmann (welchem wir u. A. die interessante Erzählung einer Pantherjagd auf dem Schiffsdeck verdankten) seine Abreise endgültig festgesetzt hatte. Die bestimmte Stunde, zu der man sich noch einmal in seiner Gesellschaft versammeln wollte, war herangekommen. Der uns Allen lieb gewordene Kapitän hatte nämlich angekündigt, noch zu guter Letzt einige weitere Erzählungen aus der jüngsten Zeit seines Reiselebens zum Besten zu geben. Zufällig hatte unter den Zeitungsnachrichten des Tages sich gerade ein kurzer Bericht gefunden, der von der ungewöhnlich reichen Ausbeute des Jahres (1870) an Walthieren Kunde gab. So knüpfte der Gast an dieses interessante Thema um so lieber an, als ihm für diesen Gegenstand ein reicher Schatz eigner Erfahrungen und Erlebnisse zur Seite stand.

Viel, sehr viel (begann er) ist schon in Büchern wie Zeitungen über den Fang der Walfische erzählt worden; dennoch finden sich noch immer, namentlich

im Binnenlande, die irrigsten Vorstellungen darüber verbreitet. Nur wenige Menschen scheinen eine klare Vorstellung davon zu haben, wie jene Thiere gefangen, ihr Fett oder Speck gewonnen und ausgebraten wird. Auch über die Natur und Lebensweise dieser seltsamen Wassersäugethiere, über welche schon seit alter Zeit viele Fabeln mit manchem Wahren untermischt im Umlauf sind, bestehen noch heutzutage bei den meisten Menschen manche wunderliche, sehr weit von der Wirklichkeit sich entfernende Anschauungen. Es ließe sich hierüber Stunden lang sprechen, ohne doch das interessante Thema gänzlich zu erschöpfen. Da aber die Zeit drängt, so will ich zunächst aus meinen eigenen Erfahrungen über den Walfischfang, vornehmlich in der Südsee, Einiges mittheilen und dann, sofern noch Zeit genug bleibt, auch über das eigentliche Wesen jener sonderbaren Meergeschöpfe (Säugethiere in halber Fischgestalt) näheren Aufschluß geben, so weit ich nicht bereits bei Erzählung meiner Abenteuer darauf Rücksicht zu nehmen Gelegenheit fand.

Vorerst müssen wir uns gleich über die verschiedenen Arten der „Walfischfänger" verständigen; so nennt man nämlich die zum Walfischfang ausgerüsteten Schiffe, und unterscheidet hierbei den „Südseefahrer" von dem „Grönlandsfahrer". Der „Südseefahrer" oder „Whaler" (gesprochen Huehler) ist einzig und allein zur Jagd auf Walfische bestimmt; er umsegelt oft die ganze Erde, um die verschiedenen Punkte aufzusuchen, an welchen sein Wild sich aufzuhalten pflegt. Ein solches Fahrzeug bleibt deshalb nicht selten drei bis vier Jahre der Heimat fern, nur den einen Zweck verfolgend. Anders verhält es sich mit dem Grönlandfahrer. Dieser wird in erster Linie mit ausgerüstet, um Seehunde zu fangen. Sollte er auf seiner Fahrt einem Walfisch begegnen, so hat er allerdings auch für dessen Fang Werkzeuge an Bord. Verproviantirt werden diese letzteren Fahrzeuge meist auf sechs bis sieben Monate. In der Regel gehen die Grönlandsfahrer im Februar oder März in See, segeln direkt nach Norden oder auch nordöstlich bis Jan Mayen und Spitzbergen, je nachdem sich hier oder dort eine bessere Aussicht auf den Fang von Seehunden zu bieten scheint. So kommen sie oft schon im Mai oder Juni wieder zurück. Ich selbst bin nie auf einem Grönlandsfahrer, sondern nur auf Südseefahrern thätig gewesen und denke deßhalb vorzugsweise das Verfahren dieser letzteren beim Walfischfange Euch vorzuführen.

Es giebt wol keine Stadt auf der Erde, welche mehr Interesse für den Walfischfang gezeigt hat, als New-Bedford im Staate Massachusetts. Dieser Ort hat die größten Whaler-Rhedereien und ist nur durch Walfischfang und Thranhandel reich geworden. Die meisten Südseefahrer, Deutsche, Franzosen, theilweise auch sogar Engländer, segeln, ehe sie auf den Fang gehen, von ihrer Heimat zunächst nach New-Bedford, um dort das Fischergeräthe, Harpunen, Lanzen, Leinen u. s. w. einzunehmen und hauptsächlich auch Harpunirer oder Bootssteurer und Steuerleute zu engagiren, da New-Bedford ein Hauptsammelplatz für alle Walfischfänger ist und das beste Fischergeräth liefert. Doch segeln Manche auch direkt nach Honolulu auf den Sandwichsinseln, einem andern Hauptverkehrsplatz für Walfischfänger.

Die Südseefahrer sind meist alte Kauffahrteischiffe, welche als solche längst ausgedient haben und nun von Whaler-Rhedereien aufgekauft, für ihre neue Bestimmung umgetakelt und ausgerüstet werden. In ganz neuster Zeit findet man aber auch bessere und neuere Schiffe unter Walfischfängern. Noch im Jahre 1860 war ich selbst auf einem New-Bedforder Whaler mit Namen „Maria Teresa" thätig, welcher damals schon 112 Jahre gedient hatte. So oft ich dies Seeleuten erzählt habe, bekam ich ein ungläubiges Lächeln zur Antwort und doch verhielt es sich so. Das Schiff, eine ehemalige englische Fregatte, hatte zur Zeit der amerikanischen Revolution in Boston gelegen, wurde damals den Engländern von den Amerikanern genommen und hißte zuerst von allen Fahrzeugen das amerikanische Sternenbanner auf. So war es das erste amerikanische Kriegsschiff, später ein Kauffahrteischiff, zuletzt ein Whaler. Das Ende dieses Schiffes ist, daß es zwei Jahre später, 1862, mit Steinen beladen vor Charleston versenkt wurde, um den Hafen zu blockiren. So haben auch Schiffsfahrzeuge ihre Geschichte und wenn man will eine Art Lebenslauf. Ob an dem erwähnten Fahrzeuge nach seinen vielen Reparaturen noch viel von dem Holze, aus dem es ursprünglich gezimmert war, vorhanden gewesen, bezweifele ich freilich, doch läßt es sich nicht bestreiten, daß das Schiff über Wasser 114 Jahre gesehen hat.

Ein „Südseemann" ist im Grunde nicht anders getakelt als ein Kauffahrteischiff; er hat aber im obersten Theil des Fockmastes sowie des großen Mastes noch eine Oberbrammsahling: zwei Stücken Holz vor und hinter dem Maste rechtwinklig zu demselben und oberhalb des Brammsegels (des dritten Raasegels von unten gezählt); auf derselben kann ein Mann sitzen, um nach Walfischen auszuspähen und wenn solche in Sicht, es nach dem Verdeck zu melden (rapportiren). Auf der Sahling des For- oder Fockmastes nimmt zu diesem Zwecke ein Matrose Platz, auf der großen Sahling ein Harpunirer, auch Bootssteurer genannt. Wenn das Schiff über die Beringsstraße hinaus in das nördliche Eismeer segeln soll, um dort auf den Fang des gemeinen oder grönländischen Walfisches (engl. right whale) zu gehen, so ist das Unterschiff außerdem noch vorn am Bug mit starken Eisenplatten versehen, um dem Eise besser Trotz zu bieten; auch haben diese Schiffe einen stärkeren Vordersteven (Steven beim Schiffe vorn und hinten dasselbe, was der Kiel unten am Schiffe ist).

Bei der Bemannung eines Südseefahrers hat der eigentliche Kapitän, welcher das Schiff selbst und das Kommando während der Seereise führt, noch einen zweiten Kapitän, der vom Seewesen selbst nichts zu verstehen braucht, für die Leitung des Fanges neben sich; in den meisten Fällen aber, um der Rhederei doppelte Ausgaben zu ersparen, leitet der eigentliche Kapitän des Schiffes auch zugleich den Fang mit. Der nächste nach dem Kapitän ist der Schiffssteuermann, er vertritt den Kapitän in dessen Abwesenheit. Dann folgen vier bis sieben Steuerleute, je nach Anzahl der Boote, die das Schiff mit sich führt, und eben so viel Harpunirer oder Bootssteurer; dann ein bis zwei Böttcher, ein paar Zimmerleute, ein Schmied, ein Koch und Steward, ferner die Matrosen, Leichtmatrosen und Jungen, so daß ein Südseefahrer mittlerer Größe im ganzen

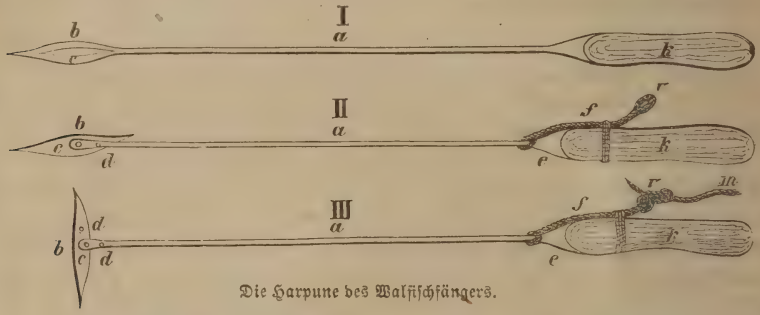
eine Besatzung von 40 bis 50 Mann zählt. Ein solcher führt fünf bis sechs Boote bei sich, und jedes Boot ist während des Fanges mit einem Steuermann, einem Harpunirer und vier Matrosen bemannt. Zur Ausrüstung jedes Bootes gehört auch ein langes, scharfes Messer zum Kappen der Leine, ferner eine Axt, beides im Bug des Bootes befindlich. Auf der Steuerbordseite (rechts) sind ferner vier bis fünf Harpunen und an der Backbordseite (links) eben so viel Lanzen aufbewahrt und durch getheertes Segeltuch vor dem Rosten durch Seewasser geschützt. In der Mitte des Bootes stehen zwei bis drei abgesägte Tonnen, deren jede etwa 60 Faden (112 Meter oder 360 Fuß) Leine enthält. Letztere ist etwas stärker als ein Finger und aus gutem Manillahanf geschlagen, der geschmeidiger und deshalb in der Nässe leichter als getheerter russischer Hanf zu handhaben ist. Das Boot hat einen Mast mit ein oder zwei Segeln, jeder Matrose führt ein Ruder, „Riemen" genannt; auch der Steuermann hat eines zum Steuern. Eine Anzahl ganz kleiner Ruder, deren Schlag möglichst schwach auf das Wasser fällt, ist noch zum Gebrauch bei Annäherung an den Walfisch vorhanden; denn ein Wal hat vor einem Boote gerade so viel Respekt, wie ein Hase vor dem Jäger. Hört ein Wal Ruderschlag, so zieht er gerade gegen den Wind, und macht es den Verfolgern im Boote unmöglich, ihn einzuholen. Weiterhin befindet sich in dem Boote noch ein Bootskompaß und von sonstigem Bedarf ein Fäßchen mit Trinkwasser, ein Kochkessel, Holz und Proviant auf einige Tage. Am Hintertheil ist ein rundes dickes Stück Holz (Pollen) festgemacht, woran die Leine angebunden werden kann.

Die Boote sind entweder aus dem Holze unserer vaterländischen oder auch amerikanischen Fichte gebaut, vorn und hinten spitz oder scharf und von großer Leichtigkeit. Sie hängen auf beiden Seiten des Schiffes in hölzernen, seltener in eisernen Krahnen und müssen fortwährend mit Allem versehen sein, um jeden Augenblick ohne langen Verzug in See stechen zu können. Mitten auf dem Schiffe hinter der großen Luke und vor dem großen Mast stehen zwei Kessel in Ziegelsteine eingemauert. In diesen Kesseln wird der Speck ausgebraten und das Oel oder der Thran fließt aus ihnen durch einen Hahn und mittels eines ledernen Schlauches hinunter in den Schiffsraum und in die dort befindlichen Fässer. (Der Grönlandsfahrer bratet seinen Speck nicht aus, sondern schneidet ihn in Stücke und bringt ihn in Fässer verpackt an Land.)

Ich muß nun von der eigentlichen Waffe der Walfischfänger, nämlich der Harpune, etwas mittheilen, von welcher manche nicht ganze richtige Anschauungen im Schwange sind. Habt Ihr ein solches Werkzeug schon einmal mit eigenen Augen gesehen? Nein! Nun so denkt Euch einen langen eisernen Stab und daran eine stählerne Spitze. Das weiche Schmiedeeisen des Stabes giebt den Wendungen des angestochenen Fisches in allen Richtungen nach, d. h. es biegt sich, ohne zu brechen. Der etwa anderthalb Meter (vier bis fünf Fuß) lange Stab ist nur etwas stärker als ein gewöhnlicher Zimmermannsbleistift, wird aber am hintern Ende breiter und hat hier eine Oeffnung, an welcher man ein Stück Holz, einen Knüppel einfügt, um einen möglichst sicheren und

kräftigen Wurf zu erzielen. Die gestählte Spitze bildet einen Theil für sich und ist am Ende des Stabes durch ein Scharnier (Gelenk) befestigt.

Vor dem Wurfe steht die Spitze in derselben Richtung wie der Stab und ist zu diesem Zwecke an dem letzteren durch ein kleines Stäbchen von weichem Holz befestigt. Ist die Harpune geworfen und tief genug eingedrungen, so bricht durch den Ruck des Fisches das Holzstäbchen, die Spitze klappt um, stellt sich rechtwinklich zum Stabe (Fig. III.) und hält so den Fisch an seinem eignen Fleische oder an einer Sehne fest. An dem hinteren Ende des Eisenstabes ist zunächst ein Stückchen Leine befestigt, an welche weiterhin eine große Leine angeknüpft wird. Die Harpune hat nicht den Zweck den Wal zu tödten, sondern nur ihn in dem Bereiche des Bootes so lange fest zu halten, bis der geeignete Augenblick gekommen ist, wo der Steuermann ihm mittels der eisernen oder stählernen Lanze den Todesstoß versetzen kann.



Die Harpune des Walfischfängers.

I. Die Harpune mit dem Knüppel. II. Einrichtung der Harpune vor dem Wurf. III. Die Harpune nach dem Wurf im Leibe des Thieres. a. Der Eisenstab. b. Die Stahlspitze. c. Scharnier zur Verbindung beider durch d kleines Holzstäbchen. e. Hinteres Ende des Stabes. f. Die kurze Leine am Stab. k. Der Knüppel. m. Die große Leine verbunden bei r mit der Stableine.

Segeln wir nun mit einem gut ausgerüsteten New-Bedforder Whaler von New-Bedford ab mit dem Auftrage der Rhederei, so bald als möglich in Honolulu, dem Hauptstapelplatz der Südseefahrer im Stillen Ocean, einzutreffen, wenn wir nicht unterwegs auf Walfische stoßen sollten. Wir steuern zu diesem Zweck südlich, lassen die Bahamainseln und Westindien an Steuerbordseite von uns liegen, segeln weiter mit dem Nordostpassatwinde bis unter den dritten Grad nördlich der Linie (Aequator), wo sich der sogenannte Mal-Passat oder veränderliche Winde einstellen. Die Wachen in der Vor- und großen Oberbrammsahling werden von den Matrosen und Harpunirern, welche auf Walfische auszulugen haben, regelmäßig abgelöst; aber es vergeht noch mancher Tag, ohne daß ein Wal in Sicht käme. Wir haben glücklich die veränderlichen Winde an der Linie passirt und segeln schon unter dem vierten Grade südlicher Breite mit dem Südostpassatwind immer nach Süden. Auf einmal ertönt von der Spitze des großen Mastes der Ruf: „Da blasen sie!“

Das ist der gewöhnliche Ruf der Walfischfänger, wenn ein oder mehrere Wale zu sehen sind, oder wenn man nur den in die Höhe geblasenen Wasserstrahl eines Walfisches sieht. Plötzlich wird Leben an Bord. Derjenige Theil der Mannschaft, welcher in den Kojen liegt um zu schlafen, wird von den wachthabenden Steuerleuten an das Deck gerufen. „Alle Hände an Deck" schallt es durch das Schiff. Der Kapitän, es ist nur einer an Bord, geht mit dem Fernrohr das Takelwerk in die Höhe, um zu sehen, was für eine Art von Walfisch sich gezeigt hat. Während aber unten sich Alles zum Fange anschickt, erkennt er bereits durch sein Glas, daß das Wild nicht des Jagens werth ist, und „Finnfisch!" ruft er mißmuthig an Deck.

Die Mannschaft, welche schon bei den Booten bereit stand, um sie sogleich in See zu lassen, geht wieder an ihre gewöhnliche Arbeit, die andere, welche unnöthig aus ihrem Schlaf gestört wurde, wieder schlafen und Alles zeigt wieder dasselbe Aussehen wie vorher.

Der Finnfisch (oder Finback wie ihn der Amerikaner nennt) ist ein Wal, welcher zwar einen sehr guten Thran, jedoch in zu geringer Menge liefert, als daß sein Fang Zeit und Mühe lohnte, außerdem ist er der schnellste und gefährlichste aller Walfische. Man kann ihn leicht durch die Floße oder Finne, welche er auf dem Hintertheile des Rückens hat und welche die Südseefahrer der Aehnlichkeit halber „Gafftopsegel" nennen, überdieß auch durch die Art und Weise wie er sein Wasser in die Höhe bläst, von den anderen Walfischen unterscheiden. Es giebt nämlich mehrere Arten von Walfischen, welche der Whaler ihres geringen Speckgehaltes wegen oder weil sie kein Fischbein besitzen, nicht jagt. Die ihm erwünschtesten sind der gemeine oder grönländische Walfisch (right whale), der Pottfisch (sperm whale), der südliche oder australische Wal (southern whale); weniger gut der schwarze Wal (black fish), Teufelsfisch (devil fish) u. s. w. — Alle diese Walthiere gewähren den Menschen durch ihr Fleisch und Fett, Fischbein und Haut bedeutenden Nutzen, und man hat sie daher seit alten Zeiten zu einem lohnenswerthen Gegenstande der Verfolgung gemacht. Schon König Alfred von England im neunten Jahrhundert kannte diese Jagd, welche bald darauf sehr eifrig von den Isländern betrieben wurde. Auch die Basken galten im Mittelalter für geschickte Walfischfänger und beschäftigten sich bereits mit weiten und gefahrvollen Unternehmungen solcher Art. Hanseaten und Dänen, Engländer und Franzosen wetteiferten in diesem Gewerbe, dessen Einträglichkeit man daraus bemessen kann, daß sich durchschnittlich aus einem erlegten Walfisch ein Reinertrag von etwa fünftausend Thalern ziehen läßt. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts rüsteten allein die Holländer gegen 300 Schiffe für den Walfischfang aus; sie errichteten sogar auf Spitzbergen, dessen nachbarliche Gewässer damals noch ziemlich von Walfischen bevölkert waren, die Niederlassung Smeerenberg, mit umfangreichen Thransiedereien. Heutzutage gelten die Nordamerikaner als kühnste und betriebsamste Walfischfänger; sie sollen zu diesem Erwerbszweige mehr Fahrzeuge und Mannschaften, als alle übrigen Nationen zusammen ausrüsten.

Der gemeine grönländische Wallfisch.

Der Polarbär.

Um nach diesen Zwischenbemerkungen in der Schilderung unserer Fahrt weiter zu gehen, so erwähne ich, daß wir nach dem Durchgang durch den Südostpassat schließlich auf der Höhe des La Plataflusses anlangten, wo wir einige Tage, ohne Land zu sehen, verweilten. Es halten sich dort gewöhnlich Potwale der Nahrung halber auf, welche aus Kopffüßlern besteht. Da uns aber ein lohnenswerthes Thier nicht in Sicht kam, so setzten wir am dritten Tage wieder alle Segel bei, um nach dem Kap Horn zu gelangen. Unterwegs wird einmal wieder von der Spitze des Mastes ein Walfisch angekündigt. Die Mannschaft steht abermals bereit bei den Booten, der Kapitän erklimmt das Takelwerk und verkündet, daß es diesmal ein Pottfisch (sperm whale) ist, erkennbar an dem hohen Strahl, den der Fisch nach *vorn* hin bläst. Die Boote werden nieder gelassen, Alles ist zum Fang bereit; der Kapitän verläßt das Thier mit keinem Auge. Da gewahrt er zu seinem Schreck, daß der Wal bereits Gefahr gewittert hat und gerade gegen den strengen Nordostwind in die Höhe geht. Sofort giebt er Befehl, die Boote wieder zu hißen. Die freudige Hoffnung der Mannschaft war auch diesmal getäuscht, denn wenn der Wal gegen den Wind angeht, ist es wie gesagt unmöglich ihn einzuholen. Dies passirt dem Südseewaljäger oft genug. Er sieht bald hier bald dort Wale und kann nicht das Geringste thun, um sie zu fangen, weil er von vorn herein weiß, daß jede Mühe vergeblich wäre. Oft geschieht es aber auch, daß ein Schiff von New-Bedford nach Honolulu sechs Monate lang unterwegs ist und noch nicht einmal einen Wal zu *sehen* bekommen hat.

Segeln wir weiter, erreichen Kap Horn und umfahren es mit einer schönen östlichen Briese in zwei Tagen (eine Seltenheit) und ändern nun unsern Cours wieder in Nord und Nordwest, passiren die Linie zum zweiten Male und erreichen endlich Honolulu auf der Insel Oahu, Hauptstadt und Residenz des Königs Kamehameha III. Es ist gerade im Dezember und der Hafen liegt gedrängt voll Südseefahrern. Man sieht hier an 250—300 Schiffe, von denen fünf Sechstheile Whaler sind. Sie sind von der sogenannten Whalersaison vom ochotzkischen Meerbusen, von dem Eismeer, den japanesischen Inseln, der kalifornischen Küste u. s. w. nach Honolulu zurückgekehrt, um ihr gewonnenes Oel hier an Land zu bringen und es durch Kauffahrteischiffe nach der Heimat zu senden, sich für die neue Saison frisch zu verproviantiren und auf dem Schiffe die nothwendigen Reparaturen vorzunehmen. Auch wir nehmen frischen Proviant und Wasser ein, und die Boote, Leinen, Harpunen, Lanzen und sonstigen Werkzeuge werden nachgesehen, ob sie noch gut im Stande sind, denn jetzt geht es erst so recht eigentlich auf den Fang. Zunächst denken wir noch einige Zeit in diesen Tropengegenden zu verbleiben, dann aber, etwas später im Jahre, nach dem ochotzkischen Meere zu segeln, wo sich in der Regel eine große Menge Walfische, vorzüglich der südliche Wal aufhält. Der letztere nährt sich wie die meisten Wale von einer kleinen Sorte Quallen, welche im ochotzkischen Meere, vorzüglich in dem Theile, welcher Schantarbay heißt, zu Milliarden anzutreffen sind.

Wir haben Honolulu schon sechs bis acht Tage verlassen, als wir wieder einen Pottwal in Sicht bekommen. Es lohnt sich diesmal der Mühe, die Boote auszusetzen. Zwei Boote werden in See gelassen, die Bootssegel aufgehißt, denn der Wind ist günstig, und nun geht es mit vollen Segeln dem Orte zu, wo der Wal zu sehen war. Man ist ihm bereits näher und schon taucht er wieder aus dem Wasser empor. Der Steuermann, welcher mit einem langen Ruder das Boot steuert, ertheilt den Befehl, die Segel niederzulassen, den Mast umzulegen und zu den Rudern zu greifen. Alles ist Sache eines Moments. Der Harpunirer steht mit der Harpune in der Hand am Vordertheil des Bootes, jeden Augenblick bereit, sie gegen den Wal zu schleudern. Dieser ist bereits wieder unter dem Wasser, der weiße Streifen, welcher auf der Wasserfläche zu sehen ist, bezeichnet seinen Weg. Es gilt jetzt abzuschätzen, an welcher Stelle er wieder über Wasser kommen wird; ein alter Walfischfänger thut dies mit ziemlicher Sicherheit. Man nähert sich dem fraglichen Punkte so geräuschlos als möglich. Viele behaupten zwar, daß beim Wal und vorzüglich beim Pottfisch das Gehörorgan nur schwach ausgebildet sei, auch Walfischfänger haben davon gesprochen. Nichtsdestoweniger wird bei dem Fange die größte Vorsicht gebraucht, um nicht unnöthiges Geräusch zu machen. Ich meinerseits glaube, daß die Wale eben so gut hören wie sie sehen.

Der Wal kommt wieder über Wasser. Der Harpunirer wirft die Harpune. Er fürchtet, der Wurf sei ihm nicht recht gelungen. Da nimmt er die zweite Harpune, sie ist an derselben Leine befestigt wie die erste. Sobald er die zweite ergreift, bückt sich die ganze Mannschaft im Boote, denn wenn sie nicht trifft und der Wal eilig zu entfliehen sucht, fliegt sie vielleicht einem der Mannschaft an den Kopf. Doch es haben beide Harpunen getroffen und der Wal geht mit solcher Geschwindigkeit schräg unter Wasser, daß das Boot schneller als ein Dampfer durch die Wellen saust und oft zwei Matrosen genug zu thun haben, um das Wasser, welches vorn über das Boot kommt, auszuschöpfen. Die Leine läuft mit größter Schnelligkeit über die Rolle im Vordersteven, und schon sind die ersten 60 Faden, die in der vordersten Tonne lagen, fast abgelaufen. Das hintere Ende der ersten Leine lag aber von Anfang an schon zum Anschluß der zweiten bereit. Es wird schnell mit dem oberen Ende der zweiten verknüpft und so lange aus der Rolle herausgeworfen, bis der Knoten sich außerhalb des Bootes befindet. Der Steuermann, welcher Anfangs das Boot steuerte, ist bereits nach dem Wurf in das Vordertheil des Bootes gegangen und steht mit dem Messer bereit, um wenn irgend etwas passiren sollte, die Leine zu kappen. Es könnte z. B. geschehen, daß die Leine nicht reichte und der Wal das Boot mit unter Wasser nehme.

Der Harpunirer hat sich hingegen nach Hinten begeben um das Boot zu steuern. Es kommt jetzt viel auf ihn an, denn er muß das Boot dieselben Bewegungen machen lassen, wie das Thier sie unter dem Wasser ausführt, und ein Versehen von ihm oder eine Ungeschicklichkeit kann die Mannschaft (des Bootes) in die größte Gefahr bringen. Mitunter kommt wol auch eine Verwicklung der Leine vor, welche die bedauerlichsten Unglücksfälle zur Folge haben

kann. Schon manch Mal ist einem Steuermann, der zufällig in die Mitte eines sich abwickelnden Taukranzes trat, der Fuß wie mit einem Messer vom Rumpfe getrennt worden. Ich selbst habe einst gesehen, wie sich ein Harpunirer gerade in dem Augenblick verwickelte, als der Fisch mit einem plötzlichen Ruck kräftig anzog und infolge dessen das Seil um den Körper des Unglücklichen sich schlang. Dieser konnte nur noch ausrufen „Nehmt die Leine weg", da ward schon sein Körper in der Mitte beinahe ganz durchgeschnitten über Bord gezogen und in den Wellen begraben. In unserem Falle wurden jedoch, dank der Umsicht unseres Harpunirers, dergleichen Störungen glücklich vermieden. Schon ist die Leine, welche sich in der zweiten und sogar die Hälfte derjenigen, welche sich in der dritten Tonne befand, ausgelaufen, und die Mannschaft beobachtet stillschweigend das noch folgende Auslaufen in der gespannten Erwartung, ob die Leine reichen wird. Denn geht der Fisch noch lange hinab, so muß die Leine gekappt werden und Wal sammt Leine sind verloren. Doch nein, die Leine läuft schon langsamer. Der Matrose, welcher dem Bootssteurer zunächst sitzt, macht mit der Leine einen Schlag um den Pollen (d. i. der dicke Klotz am Hintertheile des Bootes), um sie noch langsamer auslaufen zu lassen. Endlich bemerkt man, daß die Leine ganz ihre Spannung verliert und schlaff vor dem Boote niederhängt. Sofort holt die Mannschaft so viel Leine aus dem Wasser in das Boot, bis sie straff steht; denn hieran ist zu ersehen, in welcher Richtung der Walfisch sich befindet. Steht nämlich die Leine straff nach vorn, so ist das Boot ohne Gefahr; steht sie aber senkrecht vom Boote hernieder, so befindet sich der Wal gerade unter dem Boot, und da er gewöhnlich ganz vertikal in die Höhe kommt, so muß man schleunigst hinwegrudern, will man nicht umgeworfen werden, was indeß gar nicht selten vorkommt. In der That ist die größte Eile und Vorsicht nöthig, um aus dem Bereich der furchtbaren Schwanzschläge zu kommen, mit welchen das verwundete Thier in seinem wüthenden Schmerze das Meer ringsum peitscht. Nicht nur mancher kühne Walfischjäger ward sammt dem Boot in die Luft geschleudert, auch das nahe ankernde Schiff ist bisweilen der Gefahr ausgesetzt, durch die furchtbaren Schwanzschläge des Thierkolosses zertrümmert oder arg beschädigt zu werden. Vor einer längeren Reihe von Jahren hatte sich der „Essex", ein kleiner amerikanischer Walfischfahrer nach der Südsee begeben und dort Angesichts mehrerer Wale verschiedene Harpunirboote ausgesetzt. Ein riesenhafter Wal war harpunirt, dann in die Tiefe gegangen, aber nach kurzer Zeit wieder über Wasser erschienen, wo ihm noch zwei Harpunen zugeschickt wurden. In seiner Wuth schleuderte das erregte Thier nicht allein durch einen einzigen Anprall eines der Harpunirboote hoch in die Luft, sondern beschädigte auch durch wiederholte Schwanzschläge die schwachen Planken des „Essex" in solcher Weise, daß das Wasser in das Fahrzeug einzuströmen und dieses zu sinken begann. Mit Mühe rettete die Mannschaft sich selbst und einige Mundvorräthe in die Boote und erreichte das öde Eiland „Elisabeth", wo die Verunglückten später nur noch zum Theil gerettet wurden. Dieser und zahlreiche ähnliche Fälle mahnen uns also zu doppelter Vorsicht. Glücklicher Weise haben wir selbst diesmal den

schlimmsten Fall nicht zu befürchten. Denn nachdem die Leine schon wieder größtentheils in die Tonnen zurückgerollt ist, erhebt sich schon, noch in einiger Entfernung vom Boote, weißer Schaum an der Oberfläche des Wassers oder, wie der Seemann sagt „weißes Wasser", und der Wal kommt mit dem Kopf zuerst in die Höhe, um durch das „Spuckloch" einen hohen Strahl Wasser in die Luft zu werfen. Matt ist er aber noch lange nicht, und der Steuermann weiß, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, ihm mit der Lanze, welche er bereits mit dem Messer vertauscht hatte, den tödtlichen Stich zu geben.

Zertrümmerung des Walfischfahrers „Essex" durch einen harpunirten Walfisch.

Binnen Kurzem ist der Wal wieder im Wasser verschwunden, und das Manöver mit der Leine wird abermals ausgeführt. Ja, es kann vorkommen, daß es sich noch mehrere Male wiederholt oder auch der Wal große Strecken der Kreuz und Quere auf der Oberfläche des Wassers zurücklegt, um dem Boote zu entfliehen, bis endlich die Bewegungen immer langsamer werden und er in kürzeren Pausen aus der Tiefe zurückkehrt. Nunmehr lautet der Befehl des Steuermanns „Achtung zum Lanzen!" Er steht mit der Lanze bereit, und die Leine wird diesmal ganz eingeholt, um so nahe als möglich an das Thier zu kommen; auch die Matrosen sitzen bereit, wenn nöthig zu ihren Rudern zu greifen. Jetzt kommt der Koloß in die Höhe, kaum anderthalb Meter vom Boote entfernt, der Steuermann erhebt die Lanze, und hinter die rechte oder linke Finne des Thieres stößt er sie tief nach dem Herzen hinein. Wieder geht

der Wal unter Wasser, doch beim nächsten Auftauchen bläst er schon einen rothen Strahl in die Luft, denn gewaltig strömt ihm das Blut aus der Wunde hinter der Flosse. Das Wasser ringsum färbt sich purpurroth, der Blutstrahl aus dem Spritzloch wird kleiner und kleiner, noch einige harte Schläge mit dem Schwanze auf die Oberfläche des Wassers, und das riesige Thier ist verendet. Scharen von Möven kommen plötzlich von Strand und Klippen herbei, um das Ungeziefer von dem Leibe des großen Todten abzufressen. Zuweilen verendet indeß der Wal auch unter dem Wasser und sinkt unter, doch ist er dann ohne viele Mühe mittels der Leine an die Oberfläche zu holen.

Man hackt alsbald dem Fisch mittels der Axt ein Loch durch den Schwanz oder auch durch den Kopf, knüpft ein Tau hindurch, welches am Hintertheile des Bootes befestigt ist, und bugsirt so den Koloß nach dem Schiffe, welches durch Segelmanöver des Kapitäns dem Boote immer so nahe als möglich geblieben ist. An Bord, von wo aus man den glücklichen Fang beobachtet hat, ist schon Alles in der größten Thätigkeit. Die Böttcher machen im Schiffsraum die Fässer zurecht; die Zimmerleute bringen eine Stellage außerhalb des Schiffes an, worauf zwei Mann bequem stehen können; der Schmied reinigt die Kessel und macht Feuer darunter; die Matrosen endlich schaffen am Fockmast und am großen Mast Flaschenzüge in die Höhe.

Mittlerweile kommt die Bootsmannschaft mit ihrem Fange an der langen Seite des Schiffes unter dreimaligem Hurrahrufe der Schiffsmannschaft an und bringt den Wal unter die Stellage. Ist die See nicht zu unruhig, so wird der Kopf durch Spaten und Aexte vom übrigen Körper getrennt, durch Ketten an Flaschenzüge befestigt und in einem oder in zwei Stücken an Deck gehißt. Um den noch im Wasser befindlichen Körper werden vorn und hinten eiserne Ketten gewickelt und diese an die Flaschenzüge des großen und des Fockmastes befestigt. Der Speck wird von der Stellage aus von zwei Matrosen mittels scharfer Spaten streifenweise abgestochen und durch einen Flaschenzug auf Deck gebracht. Dabei wird der Wal durch die Flaschenzüge, welche am Vorder- und Hintertheile an den Ketten befestigt sind, um seine Längsachse herumgedreht, und so wird der Speck, welcher blos auf der Oberfläche des Körpers sitzt, losgetrennt, wie man einen Apfel oder eine Birne abschält. In einem langen, fast einen Meter breiten Streifen kommt der Speck an Deck, welcher je nach der Art des Fisches oder dem Alter bis zu $^2/_3$ Meter dick ist. Die Matrosen unter Leitung einiger Steuerleute und Bootssteurer schneiden den Speck in Stücke und werfen diese in den Kessel. Andere geübtere Matrosen zerlegen den Kopf und schälen das Fischbein heraus oder gewinnen, wenn der Fisch ein Sperm, d. i. Potfisch, war, die Zähne, welche wie Elfenbein verarbeitet werden. Werden bei Regenwetter die Kessel nicht schnell genug bedeckt, so laufen sie über und das Schiff geräth in Brand. Geht aber Alles gut, so läuft der Thran, wie schon erwähnt, durch einen ledernen Schlauch hinab in die Fässer, welche in heißen Gegenden von Zeit zu Zeit mit Wasser bespritzt werden müssen, damit sie nicht bersten. Ist der Speck ganz vom Wal abgeschält, so überläßt man die todte Fleischmasse der See, und die Arbeit ist beendet.

Auf diese Weise wird noch heutzutage jeder Wal in der Südsee gefangen, da sich alle neueren Erfindungen, wie Betäubung durch Galvanismus und Schießen mit explodirenden Kugeln, als unbrauchbar erwiesen haben.

Im Eismeer ist der sogenannte grönländische oder gemeine Walfisch (engl. right whale) öfters auf leichtere Weise einzufangen. Es gehen immer mehrere Boote zusammen und man läßt dann so viel Leine als möglich ab; der Wal läuft unter das Eis und erstickt dort. Freilich kommt es hierbei auch vor, daß die Leine vom Eise zerrissen wird und Wal und Leine verloren gehen.

Der Ochotzkische Meerbusen, vorzüglich die Gegend hinter den Schantarinseln in der Schantarbay ist derjenige Ort auf der Erde, wo sich immer die meisten Wale, vorzüglich der südliche oder australische Walfisch, aufhalten und wo oft an 30—40 Südseefahrer beisammen vor Anker liegen, um zu fischen. Die Boote werden dann oft auf acht Tage und noch länger verproviantirt und müssen sich weit von den Schiffen entfernen, um auf Beute zu treffen. Die Bootsmannschaft sucht sich einen Platz an der Küste, wo sie die Nacht in Zelten oder auch in alten, von den Tschuktschen verlassenen Hütten zubringen. Jeden Morgen geht es alsdann auf den Fang und nicht eher zurück nach dem Schiffe, als bis ein Wal gefangen oder Mangel an Proviant eingetreten ist.

Ein anderer Wal, welcher häufig an der kalifornischen Küste vorkommt, wird von den Südseefahrern Teufelsfisch genannt, da er den Walfischfängern seiner Gewandtheit und Kampflust wegen sehr gefährlich werden kann. Er soll, wie manche Whaler behaupten, den Schwanz bis zum Auge biegen können. Trifft man von diesem Wale die Kuh (d. i. den weiblichen Wal) und das Kalb (das Junge) zusammen an, so muß ein Boot erst versuchen das Kalb zu harpuniren, da es von der Kuh nie im Stiche gelassen wird. Ein anderes Boot harpunirt darauf die Kuh und lanzt diese zuerst, denn im umgekehrten Falle geht die Kuh gegen die Boote und schlägt diese in Stücken.

Oefters werden auch Walfische todt und in der See schwimmend gefunden; des üblen Geruches wegen, den sie verbreiten, heißen dieselben „Stinker". Ein solcher Fisch ist in der Regel einer von den Entwischten, der schon nach der Harpunirung, wie ich vorhin erwähnt, verloren gegangen sein kann. Findet ihn nun später ein anderes Boot auf, so wird er, wenn der Speck nicht schon ganz in Verwesung übergegangen ist, schleunigst an Bord gebracht, und es ist natürlich Niemand ungehalten darüber, auf so leichte Weise einen Fisch zu erbeuten. Bemerkt man dies jedoch von einem anderen Schiffe aus, dem kürzlich ein Wal verloren gegangen, so sendet man sogleich ein Boot hin, um nachzusehen, ob der Fisch vielleicht eine von des Schiffes Harpunen im Leibe habe, die alle des Schiffes Namen tragen. Findet sich eine solche, so muß der gegenwärtige Besitzer den Theil des Wales abgeben, welcher noch im Wasser schwimmt, während er den bereits an Bord geholten Speck für sich behalten darf.

Was die Größe der Walthiere anlangt, so habe ich deren selbst bis zu etwa 16 Meter fangen helfen. Doch ist derjenige, dessen Thran ein französischer Südseefahrer 1860 nach Honolulu brachte, jedenfalls größer gewesen, er soll 160 Tonnen (amerikanische Barrel) geliefert haben, was mit Hinzurechnung

des Fischbeines bei dem damaligen Preise einen Werth von 5—6000 Thalern giebt. Ein solcher Fang ist indessen eine Seltenheit. Die gewöhnlich erlegten größeren Wale haben einen Werth von 3—4000 Thalern, und wenn viele Südseefahrer behaupten, es leben noch Fische von 20,000 Thaler Werth (wovon sie fest überzeugt sind), so ist ihnen doch kein Glauben zu schenken.

Aus den heute von uns gelesenen Zeitungsnachrichten erfahren wir, daß in diesem Jahre (1870) die Ausbeute an Walthieren eine besonders ergiebige gewesen ist und daß einzelne Wale einen Ertrag von über 5000 Thalern geliefert haben. Es müssen schon ziemlich große Thiere dabei gewesen sein, vielleicht einzelne bis zu 20 Metern Länge. Einen solchen Riesenwal (65 Fuß lang) hatte man z. B. schon 1813 bei Godhavn in Grönland, einen andern desgleichen erst vor wenigen Jahren in der Pondbay (Davisstraße) erbeutet. Der größte Wal aber, von welchem man je gehört hat, ist 1849 dem Kapitän Alexander Deuchars in der Davisstraße zur Beute gefallen. Er maß 80 Fuß (etwa 25 Meter) in der Länge, die Breite seines Schwanzes von Spitze zu Spitze betrug 29 Fuß (9 Meter) und die längsten Fischbeinbarten waren 14 Fuß ($4_{/3}$ Meter) lang. Doch dies nur beiläufig.

Damit übrigens der Matrose die Interessen des Unternehmers zu seinem eigenen Vortheil fördere, so erhält jeder, welcher schon auf dem Fang gewesen ist, gewöhnlich den einhundert und sechzigsten Antheil von Oel, Fischbein ꝛc. Weniger gut ergeht es Solchen, die noch nicht auf Südseefahrern, noch schlimmer Denen, die noch gar nicht auf Schiffen thätig gewesen sind. Diese bezeichnet man in New-Bedford beim Anwerben mit dem Namen green hands „grüne Hände"; sie erhalten oft nur den dreihundertsten Antheil und kommen gewöhnlich nach drei bis vier Jahren mit Schulden nach New-Bedford zurück, sie müßten denn ganz außergewöhnliches Glück gehabt haben. Außerdem werden sie noch oft genug von manchen der New-Bedforder reichen Kaufleute betrogen, wie mir selbst und vielen Andern widerfahren ist. Diese Kaufleute stecken mit Kapitän und Böttcher unter einer Decke und geben weniger Oel an, als das Schiff gebracht hat. Denn da die Fässer ungleich groß sind, so weiß der Böttcher allein genau, wie viel Oel an Bord ist. Man kann deshalb deutsche Auswanderer nicht genug warnen, sich vor den Werbern für New-Bedforder Whaler zu hüten und sich durch ein scheinbar großes Handgeld nicht bestechen zu lassen. —

Hiermit schloß der Kapitän Lehmann seine Mittheilungen über den Fang der Walthiere und fügte dann auf das gemeinschaftliche Zureden aller Anwesenden noch in gedrängter Kürze einige Bemerkungen über die eigentliche Natur der merkwürdigen Wassergeschöpfe hinzu. Er knüpfte dabei an den althergebrachten Namen Walfisch an und warnte zunächst davor, sich durch diese Bezeichnung, die nach früheren, wenig richtiger Anschauungen über das wahre Wesen jener Wasserthiere herstammt, irre führen zu lassen.

Noch im vorigen Jahrhundert, sagte der Kapitän, glaubte man allgemein an die Fischnatur der Walthiere, weil sie dem äußeren Auge flossenförmige Bewegungsorgane darbieten. Ihrer eigentlichen Natur nach gehören sie jedoch nicht zur Klasse der Fische, welche kaltes Blut haben und der Lungen entbehren,

sich auch in der Regel aus Eiern (sogenannten Rogen) erzeugen; die Wale sind vielmehr Säugethiere, für das Leben im Wasser bestimmt, welche natürlich zur Bewegung in diesem Elemente nicht vier Füße, wie die Landsäugethiere, sondern ähnliche Organe wie die gewöhnlichen Wasserbewohner, die Fische, haben. Man nennt sie daher auch in neuerer Zeit immer häufiger Walthiere oder Wale schlechthin und vermeidet das Wort Walfische. Daß aber die Wale nicht zu den Fischen (unter welchen es übrigens auch Riesenthiere, wie die großen Haifische, giebt) gehören, geht schon daraus hervor, daß sie gleich den Säugethieren warmes Blut, ein aus mehreren Kammern bestehendes Herz, Lungen zum Luftathmen haben und daß die Weibchen unter ihnen Zitzen zum Säugen für die Jungen besitzen. Es sind langgestreckte Wassersäugethiere, die allerdings eines sichtbaren Halses entbehren, dafür einen fischähnlichen Schwanz und ruderförmige Flossen an der Brust tragen, dennoch aber mit keiner der uns bekannten Fischarten Verwandtschaft zeigen. Ihre längliche, spindelförmige Gestalt befähigt sie sehr gut zum Schwimmen. Indem sie den sehr biegsamen, muskelreichen Schwanz, mit welchem sie auf das Wasser drücken, rudernd hin und her wiegen, können sie rasch auf und nieder steigen oder pfeilschnell in ihrem Elemente geradehin schießen. Mit den Brustflossen, die nicht zum Fortbewegen dienen, halten sie sich, ähnlich wie die Fische, nur im Gleichgewichte. Ueber die Schnelligkeit, mit welcher sie schwimmen können, glaube ich schon vorhin mich genügend ausgelassen zu haben. An der Kopfpartie haben für uns vorzüglichen Werth die Zähne, welche bei den Potwalen, Schnabelwalen und Delphinen kegelförmig gestaltet und sowol krumm wie gerade sind, bald nur im Unterkiefer, bald in beiden Kiefern sitzen; Narwale haben auch lange, gewundene Stoßzähne. Bei den eigentlichen Walen (sogenannten Walfischen) finden sich im ersten Alter sehr kleine Zähne, welche sich später verlieren und im Oberkiefer durch sogenannte Barten ersetzen. Diese Barten, deren Hornmasse das uns so wichtige Fischbein liefert, sind schwachgekrümmte Hornplatten von Gestalt der gewöhnlichen Sensenklingen. Ein Glattwal besitzt etwa 600 Barten, von denen einzelne über 4 Meter Länge erreichen. Trotz dieser ansehnlichen Ausrüstung des Mundes haben die riesigen Walfische doch einen so engen Schlund, daß sie sich nur von kleinen Seethieren oder auch von ganz kleinen Fischen nähren, welche sie zwischen ihren Barten gleichwie in Reusen einfangen. Da sie diese Nahrung nicht durch Kauen verkleinern, so haben sie zur entsprechenden Verdauung einen aus vier Abtheilungen zusammengesetzten Magen, welche bei dem Verdauungsprozesse angemessen in einander greifen.

Die zur Blutbildung nöthige Luft athmen die Wale übrigens nicht durch die Mundöffnung ein, sondern durch Mündungen des Nasenkanals, die sogenannten Spritzlöcher, welche oben auf dem Scheitel sich befinden. Wenn ein Walthier ruhig dahinschwimmt, so ragt nur der obere Theil des Kopfes oder Rückens aus dem Wasser hervor und sie athmen dann langsam die Luft durch die freiliegenden Spritzlöcher ein, aus welchen sie von Zeit zu Zeit das zufällig in ihren Rachen gedrungene Wasser in Form eines dichten Staubregens auswerfen.

Was die Sinnesorgane betrifft, so läßt sich zwar über Geschmack und

Geruch dieser Wassersäugethiere nichts Sonderliches angeben; Gesicht und Gehör scheinen aber bei ihnen sehr gut entwickelt zu sein. Die Augen, verhältnißmäßig klein, sitzen dicht hinter und über den Mundwinkeln, sie sind durch einfache Lider geschützt und vermöge ihrer inneren Einrichtung befähigt, beträchtliche Wasserschichten mit ihrer Sehkraft zu durchdringen. Aeußere Ohren fehlen den Walthieren, welche auch Geräusch außerhalb des Wassers nur schwer vernehmen; so werden sie z. B. durch Schüsse, in ihrer Nähe abgefeuert, kaum gestört. Dagegen werden alle direkten Erschütterungen des Wassers, z. B. selbst schwache Ruderschläge auf das Wasser, von ihnen noch in ziemlicher Entfernung verspürt. Hichtsichtlich des äußeren Gefühles sind sie z. B. sehr empfindlich gegen Witterungswechsel und andere Einflüsse, welche sie mitunter in große Unruhe versetzen; sie tummeln sich alsdann lebhaft im Wasser umher, peitschen die Oberfläche desselben mit weit schallenden Schwanzschlägen und schnellen sich in gewaltigen Sätzen daraus hervor.

Bemerkenswerth ist die Liebe der Walthiere zu ihren Jungen, von welcher schon Aristoteles Rühmliches zu erzählen wußte. In neuester Zeit hatte der berühmte Walfischjäger Kapitän Scoresby einst einen jungen Wal, der hinter seiner Mutter herschwamm, getödtet. Da umschlang die Alte den Leichnam mit ihren Flossen, wie eine Mutter ihr Kind in den Arm nimmt, und tauchte damit unter, schnell davonschwimmend. Plötzlich kam sie mit dem Jungen wieder zur Oberfläche, schoß wüthend hin und her, griff das Boot nach allen Richtungen an und bezeigte deutliche Zeichen des heftigsten Schmerzes. Ja, die Sorge für das Junge ließ sie alle Rücksichten auf die eigene Gefahr vergessen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen gelang es, sie zu harpuniren, aber auch da hatte sie kein Acht auf sich selbst, sondern heftete sich fest an ihr Junges, bis die Todeslanze ihrem Schmerze ein Ende machte.

Auch der Trieb zur Geselligkeit und zum Wandern, oft in großen Herden, ist bei manchen Walthieren, wie bei den Potwalen beobachtet, die in Folge des Bedürfnisses nach reichlicherer Nahrung sehr weite Reise unternehmen; die sogenannten Buckelwale sollen z. B. binnen kaum sechs Wochen die ungeheure Entfernung von einem Pol zum andern durchmessen.

Die rechten Walfische halten sich paarweise zusammen und zeigen große Neigung zu einander; das Männchen benimmt sich tapfer und todesmuthig in der Vertheidigung seiner Gefährtin. Als ich einst bei der Verfolgung eines Walpaares zunächst das eine Thier, es war die Kuh oder das Weibchen, harpunirte, lieh ihm das Männchen jeden Beistand. Schwer getroffen sank das Weibchen unter seinen Wunden, da wollte ihr treuer Gefährte den Verlust nicht überleben, sondern streckte sich über das erschlagene Weibchen und theilte nun, ohne weiteren Widerstand zu leisten, deren Geschick. — So können wir Menschen selbst an diesen harmlosen, nur wenig begabten Wasserthieren ein Beispiel der Liebe und Treue uns nehmen.

Hier endete der Kapitän Lehmann seinen interessanten Vortrag; es war schon spät geworden und die Trennungsstunde hatte geschlagen. So ging denn die Gesellschaft unter vielem Danke an den liebenswürdigen Gast und mit besten Glückwünschen für seine weiteren Fahrten für heute aus einander.

In den Fruchtgärten der Westtropen.

Schilderungen von Franz Engel.

I. Von den Orangen.

Die Orangen sind zwar keine tropischen, vielmehr subtropische Baum- und Strauchgewächse, deren Heimat eben sowol und ursprünglich in der gemäßigten Zone, als innerhalb der Wendekreise liegt. Dennoch aber gehören sie nunmehr als naturalisirte Einwohner dem äquinoktialen Amerika so eigenthümlich an und sind mit dem landwirthschaftlichen Gepräge wie den Lebensgewohnheiten des Tropenmenschen so verwachsen, daß sie, wie die Orangerien in alle exotischen Glashaus- und Parkanlagen unserer nordischen Heimat, uns auch einführen mögen in die Hesperidengärten der Aequatorsonne.

Die Geschichte dieser herrlichen Pflanzenfamilie, deren sämmtliche Gruppen die Botanik nach dem natürlichen Systeme unter dem Namen Citrus zusammenstellt, verliert sich in vollständiges Dunkel, aber der Wuchs und die Schönheit der Belaubung, die Anmuth der Blumen und deren würziger Duft, die glühende Farbe und die vortrefflichen Eigenschaften der Früchte, wie die beständige Frische und Fröhlichkeit ihrer Erscheinung war schon in grauer Vorzeit von den Bewohnern der Erde gepriesen, bevor noch die Geschichte ihre ersten Blätter schrieb. Der Sage folgend berichtet Diodorus von Sizilien, daß Hesperus und Atlas, zwei mächtige und reiche Brüder, im fernen Westen Afrika's wohnten

und daß eine Tochter des Hesperus, genannt Hesperis, ihren Oheim Atlas heirathete; drei Töchter entstammten dieser Ehe, genannt die Hesperiden oder Atlantiden, in deren paradiesischen Gärten sich zuerst diese goldnen Aepfel fanden.

Ovid und Virgil singen ebenfalls von den Gärten der Hesperiden in den Staaten des Atlas. Aeltere Schriftsteller des Alterthums geben als ursprüngliche Heimat der Orangen die Wälder Mediens an. Jedenfalls waren verschiedene warme Erdgebiete mit verschiedenen Arten von Orangen von der Natur bedacht worden. Von den Arabern in alle Regionen ihres mächtigen Reiches verpflanzt, folgten sie bald nach Entdeckung Amerika's den Kolonisten in das neue Hesperien des fernen Abendlandes.

Wald, Wald — und endloser Wald deckt die Meeresküste, die mächtigen Gebirgsketten, die Bodenflächen tiefer Niederungen, die Ufer der wasserreichen Ströme und der kleinen Binnengewässer. Unten an der Küste, oben auf den Bergen, an den fließenden Wassern, auf Hügeln und in Thälern: überall legt der Kolonist die Axt an den Riesenbau des Waldes, schlägt Bresche auf Bresche und öffnet den Sonnenstrahlen die Bahn zu dem dunklen Schattengrund. Hütte und Haus steigt aus den Trümmern der Waldsäulen auf; die Aschdecke, welche die verzehrende Flamme ringsum zurückließ, schmückt sich mit dem üppigen, saftstrotzenden Grün der Felder und Gärten; im Luftzuge flüstert das lichte, seidene Bananenblatt, die heiße Sonne reift den süßen Krystall des Zuckerrohrs, ernst, dunkel und fruchtbeladen steht regungslos der Kakaobaum am rauschenden Waldbach, und neben dem Tamarindenbaume mit leichtbeweglichem Fiederblatt und dem Blattschopf tragenden Melonenbaume gesellt sich zu der einsamen Menschenhütte in dem immergrünen Palmenthal und unter dem ewigen Himmelsblau der dunkelglänzende, schneeweiß und golden von Blumen und Früchten durchwirkte Apfelsinenbaum.

Zur Ruhe neigt sich der Tag; hinter dem waldumkränzten Hügel sinkt in dem gold- und purpurflammenden Firmament heiß die Sonne unter. Die Stirne tief umschattet von dem breitumrandeten Panamahut, das große Säbelmesser — die Machette — in der Hand, durchglüht und nach Kühlung lechzend, tritt der Feldarbeiter oder der vorüberziehende, Gast in den kühlen Schatten des dichtbelaubten Naranjobaumes, nimmt den Hut vom Kopfe, weht sich Kühlung zu, und streckt die Hand aus nach dem goldnen Apfel im dunklen Laube und läßt den süß-säuerlichen Saft begehrlich auf die trockne, lechzende Zunge träufeln.

Darum liebt der Mensch der heißen Tropensonne den Baum seines erquickenden Fruchtsaftes, seines kühlen Schattens halber, dann aber auch wegen seines schönen Wuchses und des würzigen Duftes und der Anmuth der Blumen; darum findet, wo die Tamarinde, die Banane und die Papaya im Winde flüstert, seine heimische Stelle auch der Apfelsinenbaum (Citrus aurantium R. oder Naranjo (sprich naráncho) dulce der Einwohner.

Alle Schriftsteller, welche diesen Baum erwähnen, kommen darin überein, daß er ursprünglich aus den südlichen Provinzen China's und den Inseln des Stillen Ozeans stamme. Die Mehrzahl der Berichte stimmt darin überein, daß er von den Portugiesen nach Europa gebracht sei. Ein nahrhaftes und feuchtes Erdreich begünstigt sein Gedeihen in hohem Maaße; er wächst zwar

überall, aber zeigt in seinem Aeußern, wie in der Menge und Güte der Früchte merkliche Unterschiede je nach dem Boden, in welchem er wurzelt. In der ersten Jugend ist er zärtlich und empfindlich gegen die leichteste Verletzung. Bis zu einer Höhe von 1900 Meter über dem Meeresspiegel findet er gesundes und rechtes Gedeihen, aber die Güte seiner Früchte nimmt in dem Maße ab, als er über die heiße Zone hinaufsteigt. In der heißen feuchten Tropenatmosphäre schreitet seine Entwicklung am üppigsten und schnellsten fort; mit dem fünften und sechsten Jahre trägt er daselbst die erste Frucht; in der kühlen Gebirgsluft entwickelt er sich langsam; es vergehen acht bis zehn Jahre, bevor er Früchte ansetzt, und mit wachsender Bodensteigung erzeugt er überhaupt keine Früchte mehr. Seine Lebensdauer durchmißt mehrere Menschengenerationen.

Es giebt einige vierzig verschiedene Apfelsinenarten, die theils durch die Kultur entstanden, also nur Varietät, d. h. Abarten, theils ursprüngliche Arten sind. Werth und Geschmack der Früchte dieser verschiedenen Arten und Abarten weichen wesentlich von einander ab; äußerlich unterscheiden sie sich in der mehr runden oder ovalen Form, in der dickeren oder dünneren, glatten oder rauhen Schale, der Farbe des Fleisches, in den Kernen und anderen Zeichen mehr. Der Stamm des Baumes strebt 3 bis 4 Meter schlank aufrecht in die Höhe, bevor er sich verzweigt; in den Winkeln der ovalen oder verlängerten, meistens ganzrandigen, zuweilen gezähnelten Blätter, deren Stiele mehr oder minder große flügelartige Ansätze tragen, stehen die weißen, würzig duftenden Blumen in Büscheln zusammen. Der Baum steht fast immer in allen Vegetationsstufen, trägt fast das ganze Jahr hindurch Knospen, Blumen, unreife und reife Früchte zu gleicher Zeit; die Fruchtschale ist mit kleinen konvexen Drüsen durchtüpfelt, die mit ätherischem, d. h. verflüchtigendem Oele gefüllt sind. Da die Frucht mehr dem Genusse und der Annehmlichkeit, als dem wirklichen Nutzen und Bedürfnisse der Haushaltung dient, so wird der Baum nicht so allgemein angepflanzt, als andere werthvollere Glieder der großen Orangenfamilie. Was aber würden unsere jungen Freunde der süßen, aromatischen Apfelsinenfrucht dazu sagen, wenn sie die Früchte wie unreife und verfaulende Aepfel am Boden herum liegen sähen? Der Eingeborene, sehr mäßig im Genuß der Früchte, streckt nur selten die Hand nach den goldnen Hesperidenäpfeln aus, und dann genießt er sie nur des Vormittags, weil er den Obstgenuß nach Mittag für schädlich, und je später der Tag, um so schädlicher hält. Die Orangen aber, wie alle Früchte mit *säuerlichem* und *saurem* Safte, sind der Gesundheit weniger nachtheilig, in mäßiger und verständiger Weise genossen sogar dienlich, kühlend und blutverdünnend, während die süßen, meist dickfleischigen, blähenden und schwerverdaulichen Obstarten allerdings zu großer Vorsicht Veranlassung geben. Mit dem Apfelsinenessen habe ich es daher, offen gestanden, nicht so genau gehalten, wie der furchtsamere Theil der Bevölkerung und, im Vertrauen gesagt, mich am Morgen, Mittag, Abend und sogar in der Nacht gelabt an dem aromatischen, erquickenden Safte der goldenen Aepfel, die wie Bälle zu meinen Füßen kugelten; und niemals hat mir die Apfelsine ein Leid angethan.

Des schattenlosen, rothstaubigen Weges daher treibt der Arriero (der Maulthiertreiber) die schwer belasteten, keuchenden Maulthiere; er jubelt, als das Ziel der Tagereise, die Herberge am Wege, Weide und Schatten verheißend, vor seinem brennenden Auge auftaucht in dem flußdurchspülten, grünen Thal. Im Schatten des rund und voll bewipfelten, dunkellaubigen Pomeranzenbaumes läßt er die geplagten, nützlichen Thiere halten und sich verschnaufen. Dann löst er den Gurt und hebt die Last von dem gedrückten und wundgescheuerten Rücken; schmerzvoll zuckt das geduldige Saumthier zusammen, als, festklebend an Blut, Eiter und Schweiß, der Sattel und die Schweißkissen sich gewaltsam lösen von der empfindlich-gereizten Haut; hier und da ist die Haut durchscheuert und löst sich in Lappen von der brennenden, entzündeten Wunde; blutige Streifen, Beulen und Geschwüre zeugen von der Qual, die das arme Geschöpf unter seiner Bürde geduldig ertragen mußte. Dort wieder tritt ein verletzter Huf hinkend und furchtsam auf; die ganze Herde aber, als sie entfrachtet und entsattelt, wälzt sich mit wahrer Begierde auf dem Rücken an den Boden, den Reiz und den Druck der Haut abzureiben an dem scharfen Sande.

Der Arriero schlägt ein halbes Dutzend der sauren oder bittren Pomeranzenfrüchte vom Baume, durchschneidet sie mit dem Hüftmesser und preßt den Saft über dem Rücken seiner Saumthiere aus, wäscht und ätzt mit demselben die eiterigen Wunden aus, kühlt den heißen, schmerzenden Huf, und treibt dann nach dieser Erfrischungs- und Heilungsverrichtung die hungrigen Thiere in die fette Weide, welche sie dreifach verdient mit Arbeit und Qual. Vom Sattel eines der Thiere aber hebt sich matt und schwach ein hagrer, bleicher, hinfälliger Reiter: langsam schleicht er in den Schatten des Pomeranzenbaumes und wirft sich erschöpft und doch mit glühend-rollendem Pulse auf eine Palmenmatte, die der Arriero von einer der Lasten geschnürt und über den Boden gerollt hat. Fieberkrank athmet und lechzt der Reisende nach Luft und Kühlung und winselt unter der Glut und den entsetzlichen Schmerzen, die sein Gehirn durchwühlen. Auf ein Zeichen des Arriero nimmt die Frau des Hauses ein paar Pomeranzen vom Boden, preßt den sauren Saft in ein Gefäß mit Zuckerwasser und reicht dem wimmernden Kranken ein Glas voll der erfrischenden Limonade, die er begierig und dankend hinunterstürzt. Und wieder kommt die mitleidige Frau von Zeit zu Zeit mit einem Glase und reicht dem Kranken einige kühlende Schlucke, bis die zerfressende Glut sich gelegt, die hirnverwirrenden Schmerzen ausgetobt haben, und ein tiefer Schlaf die eingesunkenen Augen deckt.

Arzt, Wohlthäter, Segenspender für Mensch und Thier ist der Pomeranzen- und der Citronenbaum, und daher wächst mit der Hütte zugleich aus dem gelichteten Wald der eine, wie der andere Baum empor. Der Pomeranzenbaum (Citrus Bigaradia R. — Naranjo agrio oder Amargo der Einwohner) wird gewöhnlich nicht ganz so hoch, wie der Apfelsinenbaum; seine Blumen aber sind größer und strömen einen kräftigeren und würzigeren Duft aus; die Früchte sind dunkler, mehr roth gefärbt, und auch die Blätter haben einen aromatischeren Geschmack, als die der übrigen Orangen. Die Sage sucht seine Heimat in dem Westen Afrika's, dem Garten der Hesperiden; der goldene

Apfel, den Herkules nach Griechenland brachte, soll die Frucht dieses Baumes gewesen sein. Geschichtlich ist, daß die Araber ihn aus den Umkreisen oberhalb des Ganges über ihr gesammtes weites Gebiet verpflanzt haben; am Ende des zwölften Jahrhunderts durchströmten seine würzigen Düfte bereits die milden Lüfte der Gärten von Sevilla. Weniger empfindlich gegen äußere Einflüsse, als der Apfelsinenbaum, verursacht seine Anpflanzung fast gar keine Mühe und Pflege; die verschiedenen Arten und Abarten, einige dreißig an der Zahl, unterscheiden sich in der Form und Größe der Frucht, in deren Schale, ob dieselbe weicher oder härter, ob dunkler oder heller, namentlich aber in dem Safte, der theils durchdringend sauer, theils bitter schmeckt. Alle diese Arten reifen ihre Früchte, die dem Hausstande vielseitigen Nutzen gewähren, fast das ganze Jahr hindurch; man wendet sie an zum Reinigen der Wäsche, zum Beitzen, zur Vertreibung des Ungeziefers; man extrahirt das ätherische Oel aus der Schale, worin es in kleinen konveren Bläschen liegt, wie aus den Blüten und Blättern, und mischt es den Getränken und Speisen, den kühlenden Limonaden und Heiltränken bei, eben so wie es mit dem frischen Safte geschieht; die Wunden der Hausthiere werden mit dem scharfen Safte gereinigt und geätzt, die Hufe der Pferde und Maulthiere sucht man durch fleißiges Waschen damit zu härten und unverletzbar zu machen. Der gesammten Haus- und Volkswirthschaft hat sich die Pomeranze unentbehrlich gemacht.

Diesen Nutzen und die gleiche Bedeutung theilt mit dem Pomeranzenbaum der Citronenbaum (Citrus limonium — Limon der Einwohner); ja, sein Produkt überbietet das des andern insofern noch an Werth, als es bereits der gesammten civilisirten Welt, Süd und Nord gleich unentbehrlich geworden; kein Hausstand meint sich der Citrone noch entäußern zu können. Den Geschichtschreibern des Alterthums war jedoch der Baum noch nicht bekannt geworden. Die berühmten Khalifen, die vom südlichen Asien bis zu den Pyrenäen ihre Macht ausdehnten und überall Kenntnisse ihrer Heilkunde und des Ackerbaues ausbreiteten, verpflanzten auch diesen nützlichen Baum in alle Regionen ihres weiten Reiches. Am Ende des elften Jahrhunderts wurde er von den Kreuzfahrern nach Sizilien und Italien gebracht. Der Wuchs des Citronenbaumes ist wesentlich verschieden von dem oben genannten Pomeranzen- und Apfelsinenbaume; sein Stamm, viel kürzer und dünner, ist bei vielen Arten von unten auf verzweigt, so daß der Wuchs mehr strauchartig, als baumartig erscheint; die dünnen, biegsamen Zweige sind bei einigen Arten gestachelt, bei andern unbewaffnet; die Blattstiele der ovalen und oblongen, meistens gezähnelten Blätter, sind einfach gerändert, ohne flügelartige Ansätze: in den Winkeln der Blätter stehen die mittelgroßen Blüten, äußerlich röthlich, innen weiß gezeichnet; die klargelben Früchte haben meistens eine oval-oblonge, selten runde Form und eine glatte, rauhe oder gebuchtete Schale, die sich mehr oder minder an dem obern Ende zu einer auslaufenden Spitze verdickt. Der Fruchtsaft aller Arten ist sehr sauer, die kleine Oeldrüse in der Schale konvex. Die einige vierzig Citronenarten, verschieden in Größe und Form, mehr oder minder durchdringend sauer, gewähren dem Menschen überall den mannichfachsten Nutzen.

Weniger deutlich, als zwischen den angeführten Orangearten, ist der Uebergang von dem Citronenbaume zu dem Cedratbaume (Citrus medica R. — Cydra der Einwohner). Die wesentlichsten äußern Unterscheidungsmerkmale sind die kürzeren, straffen und durch einander gewirrten, zuweilen sehr lang gestachelten Zweige, die dicht gestellten Blätter und die sehr viel größeren, ausgebuchteten, in ihrer Form sehr abweichenden Früchte mit wenig saurem, zuweilen geschmacklosem und fast saftlosem Fruchtfleische. Die geschichtliche Kenntniß der Cedratfrucht reicht bis mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt hinab; Plinius gab dem Baume bereits den Namen Citrus, der nunmehr der Geschlechtsname der gesammten Orangenfamilie geworden ist, obgleich die römische Sprache mit jenem Worte einen harzigen Baum benannte. Als seine ursprüngliche Heimat bezeichnet die älteste Geschichte Persien und Medien; Theophrast nannte die Cedratfrucht den Apfel von Medien; der Baum war ihm unbekannt geblieben; Griechen und Römer kannten die Frucht lange Zeit, ohne von dem Baume irgend eine Kenntniß zu haben. Spätere Ueberlieferungen lassen den Baum von Persien in die Gärten von Babylon und von hier nach Palästina eingewandert sein, wo er bei dem Laubhüttenfeste der Juden eine hervorragende Rolle spielte. Von Kleinasien wanderte er weiter nach den benachbarten Ländern, nach Griechenland, den Inseln des Archipels, nach Sardinien, Corsika und den Grenzlanden des Mittelmeerbeckens.

Etwa zwanzig verschiedene Cedratarten geben ein in der äußern Gestalt sehr von einander abweichendes Fruchtprodukt; meistens sind die Früchte rund geformt mit vielen Aus- und Einbuchtungen in der Fruchtschale; einige Fruchtarten haben die Größe eines Kinderkopfes; aus der dicken Fruchtschale werden Konfitüren (Cidronate) bereitet. Der Name Cydra hat für den Hausstand, den Arzneischatz und den Ackerbau einen gleich wichtigen Klang; der Hausstand bemächtigt sich der dicken, schwammigen Fruchtschale, der Arzneischatz verwerthet Schale und Fleisch der Frucht, welche gegen Magen- und Unterleibsübel tonisch, d. h. beruhigend und schmerzstillend wirken sollen; dem Landmanne sind die ruthenförmigen, sich unentwirrbar durch einander schlingenden Zweige werthvoll zur undurchdringlichen Einhegung seiner Fruchtfelder und Pflanzungen, die neben ihres Schutzes zugleich den Nutzen der Früchte gewähren. Sowol aus Kernen wie aus Stecklingen wachsen solche Hecken rasch heran und bedürfen keiner andern Pflege, als Hütung vor Unkraut, bis die Triebe groß genug geworden sind, sich selbst gegen die Unterdrückung fremden Pflanzenwuchses zu schützen.

Der Limettenbaum (Citrus limetta R. — Limon der Einwohner), gleicht in Wuchs und Belaubung dem Citronenbaume; seine kleinen Blumen sind weiß und haben einen ihnen eigenthümlichen süßlichen Geruch; die Früchte sind verschieden groß, oval oder gerundet und zugespitzt; die kleinen Oeldrüsen der Fruchtschale sind konkav; das Fruchtfleisch schmeckt meistens fade und süßlich oder leicht bitterlich. Das tropische Amerika kennt aus dieser Gruppe nur die süße Citrone, Limon dulce, deren hellgelbes Fruchtfleisch von vielen feinen Häutchen durchzogen ist und wie eine Zusammensetzung aus vielen kleinen klaren Krystallen erscheint; es ist wenig saftig und schmeckt nüchtern-süßlich.

Der Lumienbaum, sogenannte Kommandantenapfel (Lumia pyriformis R.) trägt sehr große, aber leichte, birnförmige Früchte mit glatter Schale; das Fleisch ist grün, wenig saftig, mehr süß, man unterscheidet zehn Arten.

Die Pompelmuse (Citrus Pompelmos R. — Naranja china der Einwohner) ist die größte von allen Orangefrüchten und wird von einigen Botanikern für die Stammpflanze des ganzen Tribus gehalten. Man unterscheidet etwa sechs Arten. Der Baum ist zuweilen gestachelt, von großen Blättern dicht belaubt, deren Stiele große, flügelartige Ansätze tragen. Die Blumen sind ebenfalls größer als alle anderen Orangeblumen, die Früchte ganz wunderlich und launisch gestaltet, bald rund, bald birnförmig, bald höckrig, bald glatt; die blaßgelbe Schale, von flachen oder konvexen Oeldrüsen durchtüpfelt, hat ein dickes, trocknes, schwammig-biegsames, weißes Mark, das grünliche und saftige Fruchtfleisch einen süß-bitterlichen Geschmack oder es ist ganz geschmacklos. Eine besondere nützliche Verwendung findet der Baum nicht; er wird daher auch nur selten angepflanzt; seine ursprüngliche Heimat ist China.

So sehr auch ihr Typus und ihre Eigenschaften die Orangenfamilie als echte Pflanzenkinder des warmen Süd kennzeichnen, so schmiegt sie sich doch zäh und lebenskräftig bedeutenden Temperaturschwankungen und sehr unterschiedlichen klimatischen Verhältnissen an; sie läßt sich über einen breiten Gürtel von über 40° nördlich und südlich vom Aequator verpflanzen; eine gute Frucht aber erzeugt nur der warme Erdgürtel und eine von warmem Wasserdunst geschwängerte Atmosphäre; daher wird ihre Kultur immer auf fruchtbaren Inseln südlicher Meere die besten Erfolge erzielen. Die Bäume im freien Lande widerstehen sogar dem Reife und kurzem, geringen Froste; die verzärtelten Treibhauspflanzen aber besitzen diese Widerstandsfähigkeit nicht mehr. In China und Madagaskar, wie in den Wäldern des äquinoktialen Amerika wachsen noch mehrere den Citreen angehörige Arten, die noch nicht sämmtlich bekannt, wenigstens noch nicht bekannt gemacht sein werden.

Der Tropenamerikaner hängt mit Zärtlichkeit an den Orangebäumen und betrachtet sie durchaus als Urbewohner seines Landes; nur der Pompelmuse, der Naranja china, räumt er ein fremdes Vaterland ein und nennt sie selbst eine Ausländerin. Die Pomeranzen- und besonders die Citronenarten genießen das meiste Ansehen und Lieblingsrecht unter den zahlreichen Orangegruppen, und unter ihnen wieder hat vorzugsweise der kleine Limon, Citrus limonium sylvaticum, ein Strauchbaum, die weiteste Verbreitung — bis zur Verwilderung — gefunden; er genießt mit vollem Rechte diesen Vorzug, denn er ist den Bewohnern entlegener Ländergebiete, die häufig den nothwendigsten Hülfsmitteln entrückt sind, von unberechenbarem Nutzen. Schritt auf Schritt folgt er der vordringenden Kultur in ihren schwach ausgetretenen Fußstapfen nach, und wo eben die erste nothwendigste Nahrungs- und Futterpflanze aus dem der Wildniß abgerungenen Boden aufwachsen mag, wird auch alsbald der Limonenstrauch seine gestachelten, hartholzigen, gesättigt-dunkelgrünen Ruthensprossen aus der Erde treiben. Frucht, Blüte, Blatt und Busch spenden alle gleich dem Menschen Nutzen und Vortheil, ohne von ihm mehr als die gering-

fügigsten Gegendienste zu verlangen. Keine künstliche Umzäunung kann Haus und Hof so sicher und fest umhegen, als die gut angewachsene Limonhecke; ihre hornharten, spitzen Stacheln und fest durch einander geschlungenen Ruthenzweige weisen jeden Angriff ab; vergebens mag selbst der starke Stier mit seinem mächtigen Genicke gegen die grüne Mauer anrennen oder irgend ein Nager seinen Zahn gegen die starrenden Dornwaffen wetzen. Nur der Mensch mit der Gewalt des Eisens oder der beschwingte Vogel, wird sich Eingang verschaffen können zu dem umschlossenen Gehege; überdieß schreckt die Schärfe seiner Säure und der ätherischen Oele allen Nachstellungen der zahllosen zerstörenden Freß- und Nagewerkzeuge zurück, die so vielen Gewächsen verderblich sind.

Die Anlage der Hecken geschieht durch Aussamung; die kleinen Samenkerne werden dicht in eine 3—5 Centimeter tiefe Rille rings um das zur Umzäunung bestimmte Land eingestreut; nach etwa zwei bis vier Wochen keimt der Same; die jungen aufsprossenden Pflanzen bedürfen zunächst einer sorgfältigen Behandlung und Pflege, müssen fleißig bewässert oder begossen, frei und luftig von Unkraut gehalten werden; in den ersten Jahren schreitet das Wachsen nur langsam fort, später aber schießen sie schnell und fröhlich empor. Schere und Messer meistern den Wuchs so wenig wie möglich, und sobald die jungen Pflanzen erstarkt sind, werden sie sich selbst überlassen.

Einen anmuthig-schönen Rahmen um das grüne, üppig-tragische Pflanzenfeld bildet die Limonhecke, wenn sie in ihrer ganzen Ausdehnung durchflochten ist von weißen, duftenden Blumen und goldgelben Früchten, und über diesem unverwelklich-frischen Bilde und Rahmen wölbt sich eben so unvergänglich blau und heiter der Himmel, von welchem eine Fülle des Lichtes aus lebendig-glänzender Sonne und weiß-leuchtenden Sternen ausströmt über den schwellenden Fruchtschoß der Erde. Die eigroßen, länglich-runden Limonfrüchte werden eben so verwerthet, wie die sauren und bittren Pomeranzen; die Dekokte aus Schalen, Blüten und Blättern wendet der einsame Landmann zu Heilmitteln bei klimatischen Krankheiten an; das durchhitzte Blut findet in dem Gemenge des Limon- und Zuckerrohrsaftes, welches die weise Natur auf einem und demselben Boden bereitet, eine tägliche Erfrischung und Verdünnung.

Wo immer auch ein einsames Limongebüsch am Wege, im Walde, am schroffen Abhange, im verdorrten Savanengrase oder an dem Ufer eines kaum besuchten Flusses straff und bewegungslos seine würzigen Düfte aushauche, da möge der Wandrer eine kurze Weile rasten, seine heiße Stirne kühlen, die trockne Zunge netzen. Denn sicher ist, daß einst menschliche Stimmen an das dunkelgrüne Laub anschlugen und Mais- und Bananenfelder den wilden Plan umstanden, der, nunmehr wieder der Wildniß und Einsamkeit zurück gegeben, nur noch durch das regungs- und bewegungslose, duftende Limongesträuch Kunde giebt von dem flüchtigen Kommen und Schwinden der Menschengestalt.

Ludwig van Beethoven's Geburtshaus.

Ludwig van Beethoven.

Leben und Schaffen des Großmeisters im Reiche der Töne.

Dargestellt von Dr. J. Schucht.

Die genauere Kunde von dem Lebenslaufe großer Männer, welche sich durch ungewöhnliche Leistungen in Kunst oder Wissenschaft einen weltberühmten Namen erworben haben, ist vor vielen anderen Dingen wohl geeignet, die aufstrebende Jugend für edles Wirken und menschenwürdiges Schaffen zu begeistern. Aus dem Entwicklungsgange so hervorragender Geister erkennen wir, welcher rastlosen Arbeit und unbeugsamen Thatkraft es bedarf, um allen Widerwärtigkeiten des Schicksals zum Trotz nur dem innern Drange eines göttlichen Berufes zu folgen und in dem Dienste einer höhern Idee zu wirken und zu schaffen. Wir erheben uns an dem Beispiele solcher leuchtenden Vorbilder, welche im Kampfe des Lebens alle Leiden, Entbehrungen und Verfolgungen gern und freudig ertrugen, aus Liebe zur Wahrheit oder Freiheit, aus Liebe zur Kunst oder Wissenschaft, deren Pflege sie ihr ganzes Dasein gewidmet haben.

Sie strahlen uns als Geist und Licht bringende Sterne, welche die dunklen Pfade der Sterblichen erleuchten, die Blumen der Poesie und Kunst ins Erdenleben pflanzen und den Fortschritt des Menschengeschlechtes mit ihren erhabenen Ideen veredeln und verschönern.

Einer der größten Geister im Reiche der Tonkunst war Ludwig van Beethoven, dessen hundertjährigen Geburtstag wir im Jahre 1870 feierlich begehen. Groß an Geist, voll tiefen Gemüthes und von edlem Charakter, wie nur wenige Menschen, steht er als Heros in der Tonwelt bis jetzt noch unerreicht da, dessen Meisterwerke noch in fernen Jahrhunderten bewundert werden, wie die Gesänge des Homer und die Dichtungen des Sophokles. Mit ehrfurchtsvollem Staunen hören wir seine großen Kompositionen für Singstimmen sowie seine Quartette, Trios, Sonaten und Symphonien, welche uns wie Offenbarungen einer höheren Geisterwelt erscheinen, so magisch wirken ihre erhabenen Klänge und der milde Zauber des in ihnen sich kündenden Seelenlebens auf unser empfängliches Gemüth. Zwar theilten seine Schöpfungen Anfangs das Schicksal der Werke mancher anderen großen Geister, welche ihr Jahrhundert überflügeln und deshalb Gefahr laufen, von den Zeitgenossen nicht verstanden zu werden. Indessen hatte er doch das Glück, einen Kreis weniger Auserwählten zu finden, welche es sich zur Ehre schätzten, den großen Meister in seinem Wirken zu fördern, ihn mit Rath und That zu unterstützen, so daß er in der gewöhnlichen Sorge um das äußere Leben wesentlich erleichtert und in seinem Schöpfungsdrange durch schmeichelhafte Zeichen der Hochachtung und Zuneigung angefeuert wurde. Diesen Gönnern des großen Künstlers hat es die Welt mit zu verdanken, wenn der in ziemlich sorgenfreie Lage versetzte Genius seine Schwingen ungehindert zu entfalten, wenn er ganz seiner Muse zu leben und Werke zu schaffen vermochte, deren Geistesgröße und tiefer Seelengehalt erst in jetziger Zeit wahrhaft gewürdigt werden sollte. Heute wissen und begreifen wir, daß im Gebiete der Tonkunst allein auf jenen Pfaden des frei schaffenden Geistes, wie sie Beethoven eingeschlagen, tiefere Enthüllungen des menschlichen Innern, höhere Offenbarungen des Ewigen zu erringen sind. War es doch, wie verschiedene Züge aus seinem Leben erkennen lassen, das sehnlichste Verlangen des Meisters, mit seiner Musik in jeder Weise und Richtung den Menschen Freude zu machen und sie durch Mittheilungen aus seinem tiefen, unerschöpflichen Geiste zu erheben.

Die Musik oder die Kunst der Töne, welche mit dem ganzen Tonleben der Natur zusammenhängt, theilt sich zunächst in zwei unterschiedliche Hauptgattungen: in die Vokalmusik, d. i. Gesang der menschlichen Stimme, und in die Instrumentalmusik, hervorgebracht mittels verschiedener, von Menschenhand frei erfundener Klangwerkzeuge. Während die der Sprache geistig entstammende Vokalmusik das Gefühlsleben innerlicher ergreift und ohne Vermittelung zum Ausdruck bringt, übertrifft dagegen die Instrumentalmusik den Gesang weit an Vielseitigkeit der Tonmittel; beide Musikgattungen haben aber die Aufgabe, einander zu ergänzen und gemeinsam das Höchste zu leisten. Sie verfolgen die

Lösung dieser Aufgabe in einer dreifachen Hauptrichtung. Früher zerlegte man zwar das ganze Gebiet der Tonkunst nur in die weltliche und geistliche Musik; in neuerer Zeit hat sich jedoch die dreifache Unterscheidung zwischen Kirchenmusik, Bühnenmusik und Konzertmusik immermehr geltend gemacht. In allen diesen Arten und Richtungen der göttlichen Kunst hat nun der große Meister, dessen Lebensgang wir hier näher kennen lernen wollen, unsterbliche Werke geschaffen, die unseres Gefühles tiefste, verborgenste Saiten mit einer Kraft und Wahrheit oft zum Erbeben anschlagen. Dabei hat er zugleich in der geistigen Vollendung der Instrumentalmusik, so weit ihr Wesen bis jetzt erkannt worden, eine neue Bahn durch musterhafte Schöpfungen eröffnet, in welchen die Tonkunst eine ihrer Epochen, einen wesentlichen Entwicklungsmoment erlebte, über dessen Schaffen hinaus sich noch kein weiterer Fortschritt gezeigt hat.

1. Des Meisters Jugendzeit in der Heimat.

Die Familie van Beethoven stammt aus Holland, und vermuthlich bedeutet die Vorsilbe van auch bei ihr den Adel. Es kommt hierauf für uns nichts an, da wir wissen, daß unser Tondichter den wahren geistigen Adel besaß, daß er an Geist und Charakter ein wahrhaft edler Mensch war. Unter Beethoven's nächsten Vorfahren ragt sein Großvater, welcher mit ihm denselben Namen trug, Ludwig van Beethoven, als eine stattliche und wohlangesehene Persönlichkeit hervor. Dieser war 1712 zu Antwerpen geboren, wo noch jetzt Nachkommen eines Zweiges der Familie leben; er muß eine sorgfältige musikalische Erziehung genossen haben. Schon in frühem Alter verließ er das väterliche Haus und wendete sich nach Bonn, wo ihn der Kurfürst Max Friedrich 1733 zum Hofmusikus mit 400 Gulden Gehalt ernannte. Wenige Monate später führte er Marie Josepha Poll als Gattin heim. Von ihren Kindern starben alle früh, bis auf einen Sohn Johann (den Vater unseres Beethoven), welcher gleichfalls Musiker wurde und schon mit zwölf Jahren Sängerdienste leistete. Im Jahre 1761 wurde Ludwig van Beethoven zum kurfürstlichen Hofkapellmeister ernannt, behielt aber neben diesem Amte seine Bassistenstelle bei. Er hat nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Oper bis an sein Lebensende bedeutende Baßpartien mit großem Beifalle gesungen, und er stand auch sonst wegen seiner respektablen Persönlichkeit in Ehren und Ansehen bei seinen Mitbürgern. Der alte Hofkapellmeister, welcher in seinem rothen Mantel gar würdevoll ausgesehen haben soll, starb hochgeachtet zu Weihnachten 1773, als sein Enkel, der kleine Ludwig, eben sein drittes Lebensjahr vollendet hatte.

Das Dunkel, welches sich über Beethoven's Jugendzeit gebreitet hat, beginnt schon mit dessen Geburt; man weiß nicht gewiß, an welchem Tage er geboren ist. Früher war sogar das Jahr seiner Geburt zweifelhaft. Alle ältere Notizen über Beethoven's Leben zeigen das Jahr 1772 als Geburtsjahr an; er selbst glaubte

in seinem vierzigsten Jahre noch an die Richtigkeit dieser Angabe. Allein das pfarramtliche Taufregister und andere Thatsachen weisen den 17. Dezember des Jahres 1770 als Datum der Taufe aus. Nun war es früher landesübliche Sitte, an einem neugebornen Kinde schon am nächsten Tage nach der Geburt die Taufe zu vollziehen; höchst wahrscheinlich hat daher der am 17. Dezember getaufte Beethoven am 16. Dezember das Licht der Welt erblickt. Der Vater aber, welcher gern ein Wunderkind, wie es der junge Mozart gewesen, aus seinem Sohne machen wollte, hat vermuthlich das talentvolle Kind um zwei Jahre jünger ausgegeben, als dieses in der That alt war. Es ist bekannt, daß auch Karl Maria Weber und selbst Meyerbeer längere Zeit für jünger galten, als sie wirklich waren, so daß ihre frühe Virtuosität um so wunderbarer erschien. Nicht blos über die Geburtszeit, auch über die Geburtsstätte Beethoven's hat Ungewißheit geherrscht. Eine Zeit lang gab es in Bonn zwei Häuser, die beide mit der Inschrift „Hier wurde Beethoven geboren" prangten. Nach zuverlässigen Forschungen (von Thayer und Deiters) unterliegt es jedoch heute keinem Zweifel mehr, daß jene Ehre nur dem ehemals Graus'schen, später einem Dr. Schmidt gehörigen Hause No. 515 in der Kölngasse zukommt, nicht aber dem unter No. 934 der Rheingasse angehörigen Fischer'schen Hause, in welchem Beethoven erst seit seinem fünften Jahre gewohnt hat. Da aber an letzteres Haus sich jedenfalls ein gutes Theil der frühen geistigen Entwicklung unseres Meisters knüpft, so haben wir in unserem Anfangsbilde auch eine Ansicht von diesem Hause wiedergegeben.

Die äußeren Lebensverhältnisse, unter welchen Beethoven zur Welt kam, dürfen im Allgemeinen als günstig bezeichnet werden; der Großvater war, wie schon erwähnt, ein geachteter Künstler an der Spitze der gesammten Hofmusik; der Vater, Johann van Beethoven, gleichfalls ein angestellter Hofmusiker (in der Kapelle des zu Bonn Hof haltenden Kurfürsten Max Friedrich, Erzbischofs von Köln), war zugleich als Musiklehrer, wenigstens in den ersten Jahren seines Wirkens, sehr gesucht. Die sanfte und liebevolle Mutter Maria Magdalena, welche der Vater als die junge Wittwe eines Kammerdieners (Namens Laym) geheirathet hatte, stammte aus einer Familie Kewerich in Ehrenbreitstein und hatte in ihren Mädchenjahren bei einer Herrschaft als Kammerzofe gedient. Von sieben Kindern des Ehepaares wuchsen aber nur drei auf, Ludwig und seine zwei jüngeren Brüder Karl und Johann, welche ihm später viel Sorge und Kummer bereiten sollten.

Ludwig zeigte schon im zartesten Kindesalter einen sehr empfänglichen Sinn für die edle Tonkunst. Wenn der Vater am Klavier saß und sich im Gesang übte, dann blieb auch der vierjährige Knabe nicht fern. Hart drängte er sich an des Vaters Seite und lauschte bewegungslos dem Gesang, der ihn entzückte; oft bat er, wenn der Vater aufhören wollte, ihn flehentlich, nur noch ein wenig weiter zu singen. Dann nahm der Vater sein Kind auf den Schoß und sang wieder „schmeichelnd hold", oft erfaßte er auch die kleine Hand und führte sie im Takte

der Melodie auf den Tasten. Das war denn dem Kleinen eine Lust ganz ohne Gleichen; bald gelang es ihm, die Melodie selbst zusammenzufinden. So war er kaum in das fünfte Jahr getreten, als er schon förmlich Unterricht auf Klavier und Geige erhielt. Da sollte er aber viel und unablässig üben, streng nach einer vorgeschriebenen Anweisung; der Vater erschien ihm nun wol nicht mehr so freundlich und das heftige Wesen des Vaters schreckte ihn eher zurück. Denn der kräftige, eigenwillige Knabe mochte wol lieber gern nach seiner Weise Musik machen. Mancher heftige Auftritt blieb dann nicht aus, und die Wiederholung solcher Scenen hätte beinahe dem schlummernden Genie die Kunst selbst verleidet. Da war es die fromme, liebevolle Mutter, welche mit des Kindes störrigem Wesen die rechte Geduld hatte; mit wohlthuendem Zuspruch wußte diese herzensgute Frau, an welche der Sohn noch im späten Mannesalter mit großer Innigkeit dachte, das hartgewordene Herz ihm zu schmelzen, und mit der Erweichung kehrte ihm dann auch die Liebe zum süßen Spiele der Töne wieder. Sie verstand es auch, die dunklen Erinnerungen des Kindes an des Großpapa leuchtende Erscheinung lebendig zu erhalten; oft mußte sie ihrem Söhnchen von dem alten, würdigen Kapellmeister erzählen und dem Kleinen die blitzenden Augen des Verstorbenen vormachen, dann pflegten die Augen des Kindes wol eben so funkelnd wieder zu blitzen. Gar manche Aehnlichkeit, selbst in der äußeren Gestalt, zwischen Großvater und Enkel sind nicht zu verkennen. Beide waren nicht hohen, aber kräftigen, gedrungenen Körperbaues. Das Bildniß des Alten (vom Hofmaler Radoux ausgeführt) ist der einzige Gegenstand, welchen sich später Meister Beethoven von Bonn nach Wien kommen ließ, und es machte ihm Freude bis zu seinem Tode. So früh und so ausdauernd zeigte sich in ihm eine Anhänglichkeit an seine Familie, wovon er Zeit seines Lebens die sprechendsten Beweise geliefert hat.

Was die Geisteserziehung des jungen Beethoven betrifft, so war der Unterricht so beschaffen, wie damals in allen Familien mit einem nur beschränkten Einkommen. Privatlehrer für Sprachen und andere Wissenszweige konnten nicht gehalten werden. So legte Beethoven den Grund seiner wissenschaftlichen Bildung in einer einfachen Bürgerschule; er lernte etwas Latein, Geschichte u. s. w., war aber später sehr eifrig beflissen, die Lücken seines Wissens durch Lesen klassischer Werke, namentlich auch durch Studium der alten Klassiker zu ergänzen.

Nach vollendetem siebenten Lebensjahre kam der Knabe glücklicher Weise in die musikalische Schule eines tüchtigen Musikers und Tonsetzers, des Hautboisten und späteren Kapellmeisters Pfeiffer. Diesem Manne, der während seines Aufenthaltes in Bonn ein Hausgenosse der Beethoven'schen Familie geworden war, verdankte Beethoven nach eigenem Geständniß sehr viel, wofür er sich auch stets dankbar gezeigt hat, da er noch als Mann den altgewordenen Lehrer nach Kräften unterstützte. Als Pfeiffer wegen seiner Berufung zum Kapellmeister in Düsseldorf den Unterricht an den jungen Beethoven aufgeben mußte, war es der Hoforganist und Kammermusikus Neefe, ein Komponist von bedeutendem

Rufe, welcher den jungen Beethoven in die Lehren der Komposition einführte und ihn gründlich sowie mit liebevoller Strenge unterrichtete. Man weiß jetzt, daß Beethoven vielleicht nie einen wärmeren und für ihn werthvolleren Freund besessen hat als Neefe, welchem er zugleich seine erste Anstellung als Organist verdankte. Unter Neefe's Leitung machte er glänzende Fortschritte und von Neefe's Hand rührt vermuthlich auch die erste öffentliche Kritik über Beethoven her, welche im Hamburger „Magazin der Musik" von 1783 folgendermaßen lautet: „Louis van Beethoven, ein Knabe von vielversprechendem Talent, spiele sehr fertig und mit Kraft das Klavier; er liest auch sehr gut vom Blatt und Herr Neefe hat ihm einige Anleitung zum Generalbaß (Harmonielehre) gegeben. Jetzt übt er ihn in der Komposition, und zur Ermunterung hat er neue Variationen von ihm für das Klavier über einen Marsch drucken lassen. Dieses junge Genie verdiente Unterstützung, daß es reisen könnte. Er würde gewiß ein zweiter Mozart werden, wenn er so fortschritte, wie er angefangen."

Glänzender ist wol keine Verkündigung in Erfüllung gegangen, denn ihr Inhalt verdoppelte sich; Beethoven sollte gar kein Zweiter, sondern vielmehr ein Erster in seinem Fache werden. Bei einer so hohen Begabung erklärte es sich auch, daß der Kurfürst Max Franz, auf Empfehlung von Neefe und Graf Waldstein, den funfzehnjährigen Jüngling (1785) als zweiten Organisten anstellte, um ihm hierdurch zugleich eine pekuniäre Unterstützung zu gewähren. Der Schüler hatte nur mit dem Lehrer (Neefe) gemeinschaftlich den Organistendienst zu versehen, und es blieb ihm daneben hinreichende Mußezeit zu weiteren Studien, sowie zur weiteren Vervollkommnung im praktischen Spiel. Von seiner ungewöhnlichen Fertigkeit im letzteren sollte er übrigens schon zu dieser Zeit eine glänzende Probe ablegen. An einem Ausfluge, den die Kapelle nach Aschaffenburg machte, nahm auch der junge Beethoven Theil und traf dort mit dem beliebten Klavierspieler und Komponisten Sterkel zusammen, dessen gefällige und elegante Vortragsweise seine ganze Aufmerksamkeit erregte. Bei dieser Gelegenheit kam das Gespräch auf Variationen, welche der junge Beethoven über ein Musikstück von Righini gesetzt hatte. Sterkel erachtete dieselben für so schwierig zu spielen, daß er Zweifel an des jungen Komponisten eigener Fähigkeit, sie vorzutragen, durchblicken ließ. Statt jeder Antwort setzte sich dieser sogleich an das Instrument und spielte sie nicht nur ohne Anstoß aus dem Gedächtniß, sondern fügte auch noch aus dem Stegreif andere nicht minder schwere hinzu, welche er obenein zur allgemeinen Ueberraschung ganz in der Manier und Spielweise des höchlichst verwunderten Sterkel selbst hielt.

Eine angenehme und zugleich bedeutsame Unterbrechung seines regelmäßigen Lebens in Bonn brachte die erste Reise nach Wien im Jahre 1787. Durch den Kurfürsten Max Franz war er an dessen Bruder, den Kaiser Josef II., empfohlen, welcher ihn in Gegenwart Mozart's spielen hörte. Letzterer soll, als Beethoven ein ihm gestelltes Thema genial durchführte, das prophetische Wort

ausgesprochen haben: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen." — Abgesehen von Mozart, bei welchem Beethoven damals einige Lektionen nahm, fesselte diesen auch der lebhafte Kunstsinn und das fröhliche Treiben der schönen Kaiserstadt so mächtig, daß er es wol als höchstes Glück betrachtete, dort dauernd verweilen zu können.

Beethoven's Aufenthalt in Wien währte jedoch damals nur kurze Zeit; sehr bald rief ihn die Kunde von der gefährlichen Erkrankung seiner Mutter nach der Heimat zurück, welche er leider kurz nach seiner Rückkehr verlor. Der Vater folgte ihr im Tode fünf Jahre später und hatte daher ebenfalls nicht das Glück, den Weltruhm seines Sohnes zu erleben.

Einen gewissen Ersatz für den Verlust des theuersten Wesens bot dem Jüngling um jene Zeit sein Verkehr in dem Hause der verwittweten Hofräthin von Breuning. Er hatte den jüngsten Sohn dieser edlen Frau und deren Tochter Leonore in der Musik zu unterrichten und fand in der Mutter eine wahrhaft mütterliche Freundin, welche sich die gesellschaftliche wie geistige Fortbildung des aufstrebenden jungen Künstlers aufrichtig angelegen sein ließ. Der Anregung dieses Umganges verdankt Beethoven unter Anderem auch eine bessere Kenntniß der deutschen Literatur; namentlich waren es Klopstock's erhabene und schwunghafte Dichtungen, die einen gewaltigen Zauber auf das reiche und tiefe Gemüth des Jünglings übten und deren Nachklang in seiner Seele vielleicht manchen tiefgehenden, geheimnißvollen Zug in seinen späteren Tonschöpfungen erklären möchte. Vor Allem aber trat er dort aus der dürftigen Beschränktheit des väterlichen Hauses in einen Kreis sittiger, wahrhaft gebildeter Menschen, die das Leben im Wohlstande heiter zu genießen, zwanglos und doch fein zugleich unter einander zu verkehren wußten. Mit Achtung und Antheil sah er sich in diesem Kreise aufgenommen und bald mit Liebe gleich einem Kinde des Hauses behandelt. Ueber sein ganzes Leben hinaus bewahrte er daher auch dem Breuning'schen Hause in allen seinen Gliedern Achtung und Liebe; jederzeit gedachte er der Wohlthaten und guten, wohlgemeinten Belehrungen, welche er in dieser Familie erhalten, mit dankbarster Gesinnung. „Denn Pflicht ist für uns Vergeltung des Guten" hatte er sich aus seiner Lektüre der Homer'schen Odyssee wohl gemerkt. Ueber Frau von Breuning's wohlthätigen Einfluß auf seine Charakterbildung sprach er einmal das bezeichnende Wort: „Die verstand es, die Insekten von den Blüten fern zu halten", d. h. vor unwürdiger Gesellschaft und gemeinen Vergnügungen zu bewahren. Mit seiner Schülerin, der jungen Leonore von Breuning, hat Beethoven das ganze Leben hindurch in einem echt freundschaftlichen Verhältniß gestanden, auch ihren Namen in seiner unsterblichen Oper („Fidelio") verewigt.

In anderer Richtung wirkte die Bekanntschaft des aufstrebenden Tonkünstlers mit dem Grafen Waldstein fördernd auf seine Entwicklung. Die ihm von diesem Gönner und Kunstkenner aufgegebenen Themata veranlaßten ihn zu einer selbstbefriedigenden und dankenswerthen Uebung in der thematischen Bearbeitung;

die Zuneigung dieses Gönners hob zugleich den Jüngling aus der dunklen Stellung empor, in welcher er geboren war, und weckte das Selbstgefühl in ihm, die Theilnahme hervorragender Persönlichkeiten erworben zu haben und ihr Wohlwollen durch seine Kunst vergelten zu können. Schon in seinem sechzehnten Jahre hatte er zu einem Ritterballet, das mehrere junge Adlige für den Karneval einrichteten, die Musik geliefert, deren entsprechende Ausführung ihm die Gönnerschaft des genannten Grafen für immer gesichert hatte. Außerdem waren es vornehmlich Variationen, Sonaten, Quartette, Trios, welche der hoffnungsvolle Komponist bereits in seiner Jugendzeit vollendete.

So verweilte Beethoven in Bonn bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre, studirte und komponirte fleißig, erfüllte die Pflichten seines Organistenamtes und ertheilte nebenbei Privatunterricht, wenn auch den letzteren nicht mit besonderer Neigung. Für seine höhere Ausbildung erkannten aber seine warmen Freunde und Gönner die Nothwendigkeit eines zweiten längeren Aufenthaltes in Wien immer dringlicher. Es kam hinzu, daß sich der berühmte Komponist Josef Haydn bei seiner Rückkehr aus England sehr lobend in Bonn über des Jünglings Kompositionen aussprach. Dieses Urtheil reifte den Entschluß, Beethoven nach Wien ziehen zu lassen; sein Gönner Graf Waldstein wirkte ihm hierfür die Bewilligung und Unterstützung des Kurfürsten Max Franz aus. Es sollte sich, wie an Händel und Gluck, Mozart und Haydn, so auch an dem ihnen mindestens ebenbürtigen Beethoven die alte Wahrheit bestätigen, daß zwar große Männer auch an kleinen Orten geboren werden, daß aber nur große Städte sie erziehen können. Trotzdem hat Beethoven in seinem dankbaren Gemüthe die in der Vaterstadt verlebten Jugendjahre stets für die glücklichste Zeit seines Lebens erachtet. Von Herzen gut, anhänglich und naturliebend, wie er war, hing er mit tausend Wurzelfäden der Erinnerung fest an seiner Heimat. Dort hatte er die Lust der ersten Jugend durchjubelt, die Noth des gedrückten Ursprungs durchkämpft. Dort hatte er seine Kraft zuerst geprobt und durch sie aus der Schwüle der ärmlichen Herkunft sich zu einem angemessenen Lebenskreise emporgehoben. Dort war ihm erste Anerkennung und erste Gunst und Liebe zu Theil geworden; dort hatten sich seine Jugendfreundschaften, die unwandelbaren für's Leben, geknüpft; Jedermann kannte ihn dort und er Jedermann. Selbst sein linkisches Benehmen, seine eckigen, im Kampf von Verlegenheit und Stolz oft schroffen Bewegungen, all' diese kleinen und peinlichen Makel früher Versäumniß, sie konnten dort nicht so drückend empfunden werden, wie in der polirten Großstadt. Es ist die unschätzbare Wohlthat kleiner Städte für die Unschuldzeit des Lebens, daß sie die Menschen einander näher rücken, weil ihrer nicht allzuviel bei einander wohnen; man schaut sich menschlicher theilnehmend an, während die Großstadt, dies Gewimmel von Hunderttausenden, zur Gleichgiltigkeit gegen den Menschen erzieht. Dieser Zug volksmäßig heiterer Liebe zum Menschen lebte fort in Beethoven, webte bald hier bald da an seinen Tongebilden mit und gab ihm Treu und Glauben und den vollen warmen Herzschlag für seine Liebe zur ganzen Menschheit.

Er selber liefert uns ein beredtes Zeugniß von der unvergänglichen Liebe für seine Jugendzeit in einem Briefe an seinen Freund Wegeler vom 29. Juni 1800:

„Mein guter, lieber Wegeler! Wie sehr danke ich Dir für Dein Andenken an mich; ich habe es so wenig verdient und um Dich zu verdienen gesucht; und doch bist Du so sehr gut und läßt Dich durch nichts, selbst durch meine unverzeihliche Nachlässigkeit nicht abhalten, bleibst immer der treue, gute, biedere Freund. — Daß ich Dich und überhaupt Euch, die Ihr mir einst so lieb und theuer waret, vergessen könnte, nein, das glaubt nicht; es giebt Augenblicke, wo ich mich selbst nach Euch sehne, ja bei Euch einige Zeit zu verweilen wünsche. — Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist noch immer so schön und deutlich vor meinen Augen, als da ich Euch verließ; kurz, ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann. Wann dies sein wird, kann ich Dir noch nicht bestimmen. — So viel will ich Euch sagen, daß Ihr mich nur recht groß wiedersehen werdet; nicht als Künstler sollt Ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt Ihr mich besser, vollkommener finden, und ist dann der Wohlstand etwas besser in unserem Vaterlande, dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen. O glückseliger Augenblick! wie glücklich halte ich mich, daß ich dich herbeischaffen, dich selbst schaffen kann!"

Aber Beethoven's Geschick zog ihn fort von der Heimat, seine Bestimmung hielt ihn fern von der Stadt seiner Geburt und Jugend; er sollte Bonn nie wiedersehen, denn er mußte seinen Weltberuf erfüllen.

2. Des Meisters Lehrjahre.

Es war gegen Ende des Jahres 1792, wahrscheinlich im November, als Beethoven in Wien eintraf, um zunächst seine akademische Lehrzeit dort anzutreten, die Durchbildung in seinem Berufsfache zu gewinnen. Ein gütiges Geschick ebnete dem aufstrebenden Kunstjünger die äußeren Pfade des Lebens. Mit guten Empfehlungen ausgerüstet, fand er alsbald wohlwollende Gönner und Freunde, die sich warm seiner annahmen. Vor Allem war es der Hofsekretär von Zmeskal, der den jungen Mann in die Wiener Verhältnisse und auch bei seinem nächsten Lehrer, dem alten Josef Haydn, einführte. Der große Meister Mozart war leider ein Jahr vorher gestorben. Aber vornehmlich durch dessen wie auch durch anderer Tonkünstler Einfluß hatte sich ein reger Sinn für Musik in der Kaiserstadt entwickelt, und es lebte in den höheren Kreisen und Familien ein eifriges musikalisches Streben. So fand auch der talentvolle junge Künstler aus der Rheinstadt alsbald in verschiedenen angesehenen Häusern die freundlichste Aufnahme.

Im Hinblick auf seine musikalischen Studien war es, abgesehen von seinem

eigentlichen Lehrmeister Haydn, vornehmlich der Tonsetzer Johannes Schenk, welchem Beethoven viel von seiner musikalischen Entwicklung zu verdanken hatte. Als Haydn aber im Jahre 1794 Wien verließ, um seine zweite Reise nach England anzutreten, empfahl er seinen Zögling an den als Tonsetzer, Orgelspieler und Lehrer gleich geschätzten Albrechtsberger, mit dessen pedantischem Lehrgange sich jedoch der geniale Kunstjünger nicht befreunden konnte. Wie viel Beethoven durch die Schule dieses Mannes, welche er zwei Jahre lang genoß, in seiner Entwicklung gewonnen haben mag, läßt sich nicht ermessen; so viel ist aber gewiß, daß Beethoven bald die strengen Formen der älteren musikalischen Richtung, wie sie Albrechtsberger in dem kontrapunktlichen Satze festhielt, gründlich erlernte, aber später seine eigenen Wege wandelte. Hiervon geben schon seine um das Jahr 1795 komponirten drei Trios für Piano, Violin und Violoncell Zeugniß. Ging doch die dritte dieser Kompositionen selbst über Haydn's Fassungskraft, welcher dem jungen Manne rieth, sie lieber nicht zu veröffentlichen. Allerdings tritt dieselbe so entschieden aus den freundlichen Instrumentalspielen, wie sie Haydn liebte, zu einem höheren Ernst über, daß Meister Haydn seine ganze künstlerische Anschauungsweise hätte ändern müssen, wollte er von seinem Standpunkte aus ein anderes Urtheil abgeben.

Trotz aller Abweichungen von gewissen herkömmlichen Formen läßt sich doch Beethoven, wie es ihm freilich Zeit seines Lebens oft genug widerfahren ist, keineswegs Formlosigkeit in seinen Schöpfungen vorwerfen. In neuester Zeit hat man wol die Sache umgekehrt und gerade darin Beethoven's Verdienst finden wollen, daß er die Form, wie man sagt, zerbrochen habe. Beide Anschauungen übersehen, daß, wie bei allem künstlerischen Schaffen die Form mit dem Inhalt gegeben ist, d. h. sich dem zu Grunde liegenden Gedanken anzuschließen hat, so auch ein neuer musikalischer Inhalt eine andere als die herkömmliche Form zu seinem Ausdruck wählen müsse. Beethoven, in welchem die reine Musik ihre weiteste gehende Vollendung erlebte, hat bestimmten Inhalt zu offenbaren gehabt, und wenn er auch hierfür die vorhandenen Ausdrucksweisen benutzen mußte, so hat er doch nicht etwa wie ein Famulus die philosophischen Formeln seines Meisters sklavisch respektirt, sondern sein genialer Geist hat sich in den Formen lebendig befunden und voll und frei mit ihnen geschaltet. So sehen wir zwar Beethoven auch der neueren und freieren Formgestaltung der Sonaten und Rondos alsbald in gleicher Weise mächtig, in welcher sie aus den Händen Haydn's und Mozart's hervorgegangen waren, und dem Standpunkte dieser Meister schließt sich seine Form, d. h. sein geistig Weben und Gestalten, mit Nothwendigkeit an. Aber sogleich führt eben dieses geistige Weben, welches die Kunst in ihm fortsetzt, wie zuvor in Mozart, Haydn und deren Vorgängern, neuen Inhalt und damit Erweiterung und Aenderung der Formen herbei, wie er sie bald nach den ersten Werken anzustreben begann.

Während Beethoven noch bei Albrechtsberger die Kompositionskunst weiter studirte, ließ er sich übrigens von Salieri, einem bekannten Opernkomponisten,

in der Behandlung der Singstimmen und der dramatischen Musik unterweisen. Zugleich war er unermüdlich thätig, sich über den Mechanismus der Instrumente Rath zu holen; die trefflichen Musiker Kraft und Linke machten ihn mit dem Violoncell, Punto mit dem Horn, Friedlowsky mit der Klarinette bekannt; ja noch später, um das Jahr 1800, nahm er bei Krumpholz Violinstunden.

Im Uebrigen hat zu jener Zeit auf Beethoven's künstlerische Ausbildung unstreitig seine nahe Verbindung mit einigen hochangesehenen Familien, insbesondere mit dem Hause Lichnowsky, wesentlich Einfluß geübt. Der Fürst Karl Lichnowsky, ein Schüler Mozarts, wurde alsbald ein treuer Freund Beethovens. Die Fürstin, welche das Klavier trefflich zu spielen verstand, nahm sich des jungen Künstlers mit der liebevollsten Sorgfalt an. Beide hatten begriffen, welche Bedeutung der junge Mann für die von ihnen geliebte und mit hohem Verständniß gepflegte Kunst habe und einst noch haben werde. So blieb dieses Haus der edelsten Menschen über zehn Jahre hindurch für Beethoven eine wohlthätige Stätte, er selbst aber auch für das Haus die schönste Zier und Lebenserfrischung. Beethoven ward in dieser Familie gleichsam wie ein Adoptivsohn gehalten, er wohnte in ihrem Hause und erhielt später (als für ihn mit Vertreibung des Kurfürsten durch die Franzosen der bis dahin von Bonn bezogene Organistengehalt wegfiel) ein Jahrgeld von 600 Gulden. Er schreibt hierüber (1800) an seinen Jugendfreund Wegeler in Bonn:

„Von meiner Lage willst Du was wissen; nun, sie wäre eben so schlecht nicht. Seit vorigem Jahr hat mir Lichnowsky, der, so unglaublich es Dir auch ist, wenn ich Dir es sage, immer mein wärmster Freund war und geblieben ist (kleine Mißhelligkeiten gab es ja auch unter uns, und haben eben diese unsere Freundschaft nicht befestigt?), eine sichere Summe von sechshundert Gulden ausgeworfen, die ich, so lange ich für mich keine passende Stelle finde, ziehen kann." —

Auch der Bruder des Fürsten, Graf Moritz Lichnowsky, ebenfalls ein Schüler Mozart's, überhäufte Beethoven mit Freundschaftsbeweisen bis an dessen Lebensende. Um stets über das Befinden des Tondichters unterrichtet zu sein, besuchte er ihn regelmäßig sogar in den entlegensten Wohnungen; ja, er ließ sich selbst dann nicht abhalten, wenn Beethoven aus Laune oder Mißverständniß sich dessen-Besuche verbeten hatte. In den Zirkeln dieser wahrhaft gebildeten, kunstliebenden Personen vollendete also Beethoven seine höhere Geistesbildung. Mitunter kam er freilich auch in diesem Hause wegen seiner Eigenheiten in Konflikte mit dem Fürsten oder anderen Persönlichkeiten der Aristokratie; in solchen Fällen wußte aber die gütige Fürstin sehr bald wieder Versöhnung herbeizuführen, indem sie die Verstöße gegen die Etikette als originell und dem Genie zu entschuldigen erklärte. Beethoven sprach sich über diese humane Behandlung später einmal in folgender Weise aus:

„Mit großmütterlicher Liebe hat man mich dort erziehen wollen, die so weit ging, daß oft wenig gefehlt, daß die Fürstin nicht eine Glasglocke über mich machen ließ, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche." — Ein

solch vortreffliches Geschick ist wol nur wenigen Künstlern zu Theil geworden. Leider muß bemerkt werden, daß Beethoven trotz dieser liebevollen Behandlung oft genug gegen die konventionellen Regeln der Gesellschaft verstieß und mitunter geradezu verlangte, seine wohlwollenden Gönner und Freunde sollten sich ganz nach seinem Willen richten; auch seine Haltung ermangelte oft des feinen Schliffs. Doch erklärt sich das Alles aus seiner gewaltigen Natur, die alle Schranken durchbrach und, alle Salon-Konvenienzen bei Seite schiebend, fesselos einhergehen wollte. Immerhin erschien dieses Auftreten vor der Welt wie eine schwache Seite des großen Mannes, die ihm freilich mancherlei Unannehmlichkeiten verursachte. Die Regeln des Anstandes und der feineren Sitte sollte auch der größte Geist respektiren, wenn er nicht mit der Gesellschaft in Disharmonie kommen will. Indessen ist dies fast die einzige Schwachheit in Beethovens Charakter, der im Ganzen ein durchaus edler und guter Mensch war.

Auch mag er wol manches Mal durch die vielfachen Ansprüche, welche an ihn und sein Talent in gesellschaftlichen Zirkeln gemacht wurden, verstimmt und in leicht erklärliche Reizbarkeit versetzt worden sein. Denn nicht nur als Komponist, sondern auch als fertiger Spieler, und vor Allem als Virtuose in freier Phantasie, war der junge Künstler dem musikfreundlichen reichen Adel Wiens ein höchst willkommner Gast, der überall offne Herzen und offne Häuser fand, in welche er Genuß und Erhebung durch die göttlichste der Künste zu bringen verstand. Je allgemeiner aber die Leistungen eines Künstlers anerkannt werden, um so mehr pflegt er selbst gesucht und sein Spiel in gesellschaftlichen Kreisen in Anspruch genommen zu werden. Man will der Kunstgaben des Talentes sich erfreuen und stellt in diesem Verlangen oft rücksichtslose Forderungen, welche den Künstler auszunutzen und geistig zu verzehren drohen. Auch Beethoven sollte diese Erfahrung an sich selbst machen. So erzählt Wegeler, der um 1795 in Wien mit ihm umging, daß Beethoven oft düster und verstimmt zu ihm gekommen sei und geklagt habe, man wolle ihn zum Spielen zwingen, wenn auch das Blut unter den Nägeln ihm brenne. „Allmählig entspann sich dann", erzählt Wegeler, „zwischen uns ein Gespräch, worin ich ihn freundlich zu unterhalten und völlig zu beruhigen suchte. War dieser Zweck erreicht, so ließ ich die Unterredung fallen, setzte mich an den Schreibtisch, und Beethoven mußte, wollte er weiter mit mir sprechen, sich dann auf den Stuhl vor dem Klavier setzen. Bald griff er nun, anfangs noch das Gesicht von dem Instrument abgewendet, mit unbestimmter Hand ein paar Akkorde, aus denen sich aber nach und nach die schönsten Melodien entwickelten. Ueber sein Spiel durfte ich dann nichts oder nur Weniges, gleichsam im Vorbeigehen, sagen. Darauf ging er häufig besänftigt und gänzlich umgestimmt fort und kam dann immer gern zurück. Der Widerwille blieb indessen und ward oft die Quelle der größten Zerwürfnisse Beethoven's mit seinen besten Gönnern und Freunden." So waren es die aufdringlichen Zumuthungen zum Musiziren, welche auch diesen Meister ermüdeten und um so mehr verstimmten, wenn sie sein innerlich Sinnen und Weben störten. Im trauten

Zimmer des Freundes hingegen zog ihn gleich darauf unvermerkt das Klavier wieder an; da spielte er nicht für die Gesellschaft, nicht einmal für den stumm lauschenden Freund, da träumte er sein wahres Leben und Schaffen weiter. Dann schwelgte er im unermeßlichen Reich der Töne, und enthoben dem Irdischen, trieb ihn der Geist zu Kraftäußerungen, daß kaum das Instrument genügte.

Aber auch in solchen Phantasien bekundete sich wieder sein außerordentlicher Genius. Ihm kam es nicht darauf an, um vorbeigehend durch wohlgeordnete Melodien oder Passagen zu unterhalten; liebte er es doch, in dem Zimmer, wenn er am Flügel saß, allein zu sein, während er die Zuhörer gern in einem Nebenraum wußte. Ihm war Musik Ernst, die eigentliche Sprache seiner Seele, seines tiefen Gemüthes. So machte er auch aus jedem Moment seiner Schöpfungen vollen Ernst, und die Klänge, welche er dem Instrument entlockte, erschienen wie eine unerschöpfliche Herzensergießung. Im Gegensatz zu den Leistungen seiner Vorgänger Haydn und Mozart, auf deren Werken er allerdings fortbaute, waren ihm auch die Tonregionen, Tiefe und Höhe, nicht äußerliche, auf Mannichfaltigkeit des Spieles berechnete Momente, sondern von einer höheren, bedeutsamen Bestimmung. Lange konnte er sich träumend in das geheimnißvolle Dunkel der Tiefe versenken, und dann wieder führte er denselben Gedanken in lichtere Regionen empor, stets die inneren Beziehungen zwischen sonst fernliegenden Tonarten verknüpfend, wo statt dessen Andere nur Wechsel oder Ueberraschung bezweckten. Darum fesselte er nicht blos die Aufmerksamkeit seiner Hörer durch kühne und überraschende Wendungen, sondern entrückte sie wirklich in fremde Regionen.

Was Dilettanten oder auch Virtuosen gemeiniglich als freie Phantasien darbieten, hat allerdings mit einer solchen Fülle der Aufgabe nichts zu thun; es erscheint in der Regel nur wie eine leicht gefügte Kette von herkömmlichen Redensarten und Lieblingsgängen des Vortragenden. Von einer solchen leichten Behandlung der göttlichen Kunst mochte und wollte eben ein Beethoven nichts verstehen. Hat er doch selbst diese Anschauung freimüthig verrathen, als er im Jahre 1796 auf einer Reise nach Berlin mit dem dortigen Tonmeister Himmel zusammentraf. Dieser setzte sich wohlgemuth an das Piano und gab zum Besten, was er nur an melodiösen Redensarten und flinken Läufen im Augenblick zusammenraffen konnte, bis endlich Beethoven, das Alles nur für bloßes Vorspiel hinnehmend, ungeduldig ausrief: „Aber um Himmelswillen, so fangen Sie doch endlich einmal an!“ — Himmel war eben in der That schon fertig und nahm seinem Zuhörer, der ihn ungewollt so scharf kritisirte, die treffende Aeußerung zeitlebens übel.

Noch bezeichnender für Beethoven's Meisterschaft im Phantasiren ist sein Zusammentreffen mit dem Musiktechniker Steibelt aus Berlin, der sich in Paris einen großen Namen gemacht hatte. Als dieser gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach Wien kam, traf er im Hause des Grafen Fries mit Beethoven zusammen, der bei dieser Gelegenheit sein Trio in B-dur (Op. 11 für Piano,

Klarinette und Violoncell) das erste Mal zum Vortrag brachte. Steibelt hörte es mit einer gewissen Herablassung an und machte Beethoven einige Komplimente. Hierauf setzt er sich selbst an das Instrument und spielt erst ein Quintett seiner eigenen Komposition; dann phantasirt er siegesgewiß, indem er besonders mit seinem neuen, später überall angewendeten Tremolo Effekt machte. Eine Woche darauf treffen sich beide Künstler wieder in einer Gesellschaft beim Grafen Fries, und Steibelt erntet abermals mit einem Quintett großen Beifall; hiernach ergeht er sich in einer brillanten, allerdings vorher wohl einstudirten „Improvisation", in welcher er herausfordernd genug ein Beethoven'sches Thema zu Grunde legt. Dies empörte natürlich Beethoven's Verehrer in solchem Grade, daß sie diesem keine Ruhe ließen, die Herausforderung aufzunehmen. Er muß also ans Klavier und geht auf seine etwas auffällige Art, gleichsam wie halb hingestoßen, an das Instrument. Im Vorbeigehen nimmt er aber die eine Stimme des Steibelt'schen Quintetts mit und legt das Notenheft — wohl bemerkt — verkehrt auf das Pult. Dann trommelt er mit einem Finger von den ersten Takten sich ein Thema heraus und phantasirt nun in so ergreifender Weise, daß Steibelt verblüfft den Saal verläßt, noch ehe Beethoven zu Ende, und nie wieder mit diesem zusammen zu bringen ist.

Auch in anderer Richtung, als technisch geschulter Pianist, fand unser Meister Gelegenheit genug, sein unvergleichliches Spiel, namentlich in dem meisterhaften Vortrage fremder Musikwerke, zu bewähren und in Uebung zu erhalten. So geschah es z. B. in Lichnowsky's Hause, daß ihm eine schwere Bach'sche Komposition, noch dazu in der vielleicht nicht allzu leserlichen Handschrift, von einem ungarischen Grafen vorgelegt wurde. Er spielte sie ohne Anstoß und natürlich mit meisterhaftem Verständniß sofort vom Blatt. Ein andermal hat er ein ihm gleichfalls noch unbekanntes Quartett von einem gewissen Förster nach der Handschrift vorzutragen. Da kommt im zweiten Theile das Violoncell aus dem Takt und verstummt plötzlich. In diesem Augenblick erhebt sich Beethoven und singt, ohne seine eigene Partie außer Acht zu lassen, die fehlende Stimme hinein. Natürlich rief diese unerwartete Ergänzung der ausbleibenden Stimme in einem noch dazu unbekannten Werke Alle zu lauter Bewunderung hin. Beethoven erwiederte lächelnd: „So mußte die Baßstimme sein, sonst hätte der Autor des Werkes keine Komposition verstanden."

Wieder einmal lobte man ihn, als er ein nur gesehenes Presto so schnell ausführte, daß es schlechterdings unmöglich gewesen sein müsse, nur die einzelnen Noten zu sehen. „Das ist auch nicht nöthig," bemerkte er; „wenn man schnell liest, so mögen immerhin eine Menge Druckfehler unterlaufen, aber man achtet nicht auf sie, sobald uns nur die Sprache, in welcher das Werk geschrieben, bekannt ist." In so meisterhaftem Stile kann natürlich nur der fertige Pianist seine Partie durchführen. Kein Wunder, daß Beethoven bald die Seele der Musikaufführungen in den adligen Häusern wurde. Und mit welcher Meisterschaft er dort als Spieler seine Aufgabe aufzufassen wußte, kann man aus verschiedenen Vorfällen erkennen.

So trug er zahlreiche Konzerte, die er komponirt hatte, aus leeren Stimmblättern vor; zwar soll das auch Mozart mitunter gethan haben, aber welch ein Unterschied ist zwischen seinen und Beethoven's Konzerten!

Von Beethoven's erstem Konzert (in C-dur, Op. 15) kam das Finale erst am Nachmittag des vorletzten Tages in die Feder; der Komponist lag an einem Unwohlsein nieder und schrieb unter heftigen Schmerzen auf einzelnen Blättern, die eines nach dem anderen in ein Vorzimmer wanderten, wo vier Kopisten darauf warteten. Bei der ersten Probe stand nun das Piano gegen die Bläser um einen halben Ton zu tief; da führte Beethoven der Ausgleichung halber seine eigene Partie, die Pianofortestimme, welche er noch gar nicht einmal niedergeschrieben und nur im Kopfe hatte, um einen halben Ton höher, also in Cis-dur, aus. Mit Bezug auf solche Vorkommnisse schreibt er einmal selbst in seiner ungezwungenen Weise an seinen Leipziger Verleger: „Es kommt wol bei der ersten Aufführung meiner Sachen mitunter vor, daß sich noch nicht Alles in der besten Ordnung befindet, während doch Niemand da im Stande ist, zu helfen, als ich selbst. So war z. B. zu dem Konzerte in der Partitur die Klavierstimme, meiner Gewohnheit nach, nicht geschrieben, und ich schrieb sie erst jetzt, weshalb Sie dieselbe auch in meiner eigenen, nicht gar zu lesbaren Handschrift erhalten."

Den größten Einfluß übten aber die engeren musikalischen Zirkel, in welchen Beethoven zu Wien verkehrte, auf die Förderung seiner Kompositionsthätigkeit. Vor Allem waren von wesentlicher Bedeutung für ihn in praktischer Hinsicht die Quartettzirkel des Fürsten Karl Lichnowsky und des russischen Gesandten Grafen Rasumowsky, in denen Trios, Quartette, Quintette und andere Werke der Kammermusik zur Aufführung kamen. Hierbei wirkten die genannten Musikfreunde selbst mit und bildeten im Verein mit ihren Künstlern einen wahren Freundschaftsbund. Diese Quartettzirkel hatten aber insofern höchst segensreiche Folgen für den jungen Tondichter, weil derselbe erst hierdurch zahlreiche Werke solcher Gattung kennen lernte und seine eigenen sogleich nach deren Vollendung zur Aufführung brachte; letztere wurden hier mit einer Meisterschaft ausgeführt, wie an keiner zweiten Stätte. Der Graf, später Fürst Rasumowsky, hatte sein Quartett dem Tondichter zur gleichsam unumschränkten Verfügung gestellt, so daß man es nur als das „Beethoven-Quartett" bezeichnete. Bei diesen Aufführungen konnte nun Beethoven sogleich hören, was ihm gelungen, was ihm mißlungen, an welchen Passagen eine Aenderung, eine Verbesserung nöthig war. Außerdem gewährt die gelungene Vorführung eines kaum beendeten Werks den edelsten Hochgenuß und begeistert zu neuer Schöpferthätigkeit. Mit Hülfe des vortrefflichen Geigers Schuppanzigh hatte Rasumowsky für die kleine Hauskapelle den Musiker Weiß, welcher die Bratsche spielte, und Link für das Violoncell angeworben. Die zweite Geige führte er selbst, während Schuppanzigh gewöhnlich bei der ersten stand. An Link's Stelle spielte bisweilen Kraft das Violoncell; auch Beethoven's erster Gönner v. Zmeskal nahm mitunter thätigen Antheil.

Die Musiker wurden von den Stiftern des Quartettes, welches abwechselnd bei Rasumowsky und jeden Freitag Morgen bei den Musikaufführungen in Lichnowsky's Hause thätig war, sehr anständig honorirt, und zur Ehre Rasumowsky's muß noch gesagt werden, daß er die engagirten Künstler mit lebenslänglichen Pensionen versorgt hat.

Beide Quartettzirkel wurden durch ihre ausgezeichneten Leistungen weltberühmt, und somit erhielten auch die darin aufgeführten Beethoven'schen Werke gleich mehr Beachtung, als ihnen sonst vielleicht zu Theil geworden wäre. Auch konnten letztere wol nirgends vollkommener dargestellt werden, als es hier von Männern geschah, deren ganze Lebensaufgabe gleichsam nur in dem Studium und der Vervollkommnung des Quartettspieles bestand.

Ein anderes Bildungselement fand Beethoven in dem Hause des Freiherrn van Swieten, Vorstehers der kaiserlichen Bibliothek. Hier lernte er hauptsächlich Händel's, Bach's und andere klassische Werke der Vergangenheit kennen, denen der würdige Freiherr einen wahren Kultus widmete. Wie sehr aber das emsige Studium der Werke dieser ihm vorangegangenen Heroen in der göttlichen Kunst den Geist eines Beethoven fesseln mußte, das geht unbestreitbar aus der Thatsache hervor, daß er sie alle an genialer Schöpfungskraft erreicht und in seiner Art sogar übertroffen hat. Sein ganzes Leben hindurch hat er mit aufrichtiger Pietät die großen Meister der Tonkunst hochgehalten, ja seine große Verehrung für Händel insbesondere, den er einst den unerreichten Meister aller Meister nannte, hat er später noch in rührender Weise auf seinem Sterbebette bestätigt. „Gehet hin und lernet", sagte er, „mit wenigen Mitteln so große Wirkungen wie Händel hervorzubringen." Daher war es Zeit seines Lebens sein sehnlichster Wunsch, Händel's sämmtliche Werke zu besitzen, und als in seiner letzten Krankheit dieselben, als ein Geschenk aus England, bei ihm eintrafen, mußte ihm sein Freund Gerhard von Breuning, der gerade bei ihm war, sämmtliche Bände, wol fünfzig an der Zahl, an seinem Bette gegen die Wand hin aufstellen, wo er sie, dieselben stets durchblätternd und selig vor Freude und Lobeserhebung jenes großen Meisters, fast den ganzen Tag behielt.

In dem Hause van Swieten's ward Beethoven auch mit Büchern versorgt, um seine Kenntnisse zu bereichern und etwaige Lücken des Jugendunterrichts zu ergänzen. Zugleich wurde er dort in allen anderen Lebensverhältnissen auf die freundschaftlichste Art und Weise mit Rath und That unterstützt.

Diese Periode der Lehr- und Studienzeit Beethoven's ist unstreitig einer der schönsten Abschnitte seines Lebens, welches später durch allerlei Sorgen verbittert werden sollte. Hochgeachtet und geliebt von gebildeten fürstlichen Personen und genialen Künstlern, welche stets bestrebt waren, seine Werke würdig zu Gehör zu bringen und ihm ehrenvolle Anerkennung zu zollen, konnte er mit dem Adlerflug seiner Phantasie sich in den reinen Aether des höheren Geisterreichs erheben und ein Ideenleben durch Tongebilde zur Erscheinung bringen, wie es bis dahin noch nicht zum Ausdruck gelangt war.

Obwol sich auch schon Neid und Beschränktheit regte und an seinen Werken mäkelte und tadelte, wurden sie dennoch von anderer Seite sehr geschätzt und gesucht, wie uns folgender, am 29. Juni 1800 geschriebener Brief an seinen Jugendfreund Wegeler in Bonn zeigt: „Meine Kompositionen tragen mir viel ein, und ich kann sagen, daß ich mehr Bestellungen habe, als fast möglich ist, daß ich befriedigen kann. Auch habe ich auf jede Sache sechs, sieben Verleger und noch mehr, wenn ich mir's angelegen sein lassen will: man akkordirt nicht mehr mit mir, ich fordere und man zahlt." — Das bedeutende Honorar für seine Werke nebst dem Jahrgeld des Fürsten Lichnowsky bereiteten ihm eine sorgenfreie Lage, wobei er auch ans Sparen dachte und sich im Lauf der Jahre ein kleines Kapital in Wiener Bankaktien anlegte.

Außer dem Jahrgeld hatte er sich auch der Gastfreundschaft des Fürsten zu erfreuen; jedoch war es ihm ein unerträglicher Zwang, daß er regelmäßig gegen vier Uhr in seiner Toilette zum Diner erscheinen sollte. Darüber sprach er sich bitter aus: „Nun soll ich täglich um halb 4 Uhr zu Hause sein, mich etwas besser anziehen, für den Bart sorgen — das halt' ich nicht aus!" Demzufolge ging er lieber in die Gasthäuser und zehrte für sein Geld. Ueberhaupt hat er diese in jeder Hinsicht angenehme Stellung nicht hinreichend gewürdigt und geschätzt. Er verließ später das fürstliche Haus, miethete sich eine einfache Wohnung und begann eine unruhige Junggesellenwirthschaft. So trieb ihn ein grenzenloser Unabhängigkeitsdrang aus dem gastfreundlichen Hause, und eine hierauf bezügliche, von ihm aus der Odyssee ausgezogene Stelle kennzeichnet seine Denkungsart:

„Zeus' allwaltender Rath nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verliert."

Eine Kunstreise abgerechnet, hat er Wien in dieser Zeit nicht verlassen. Diese Reise unternahm er 1796 nach Prag, Leipzig und Berlin, wo er überall durch sein Klavierspiel, noch mehr durch seine Improvisation, großes Aufsehen erregte. Bei dieser Gelegenheit widmete er dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen seine beiden Sonaten für Pianoforte und Violoncell, welche in der Reihe seiner unsterblichen Werke zusammen als Opus 5 aufgeführt werden.

Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts kann man auch Beethoven's eigentliche Studienzeit und Bildungsperiode abschließen. Schon Ende der neunziger Jahre hatte er, als ausgehender Zwanziger, das Stadium geistiger Selbstständigkeit erreicht und zahlreiche Werke produzirt, die sich durch Geistestiefe und Originalität auszeichnen. Veröffentlicht wurden: Trios für Pianoforte, Violine und Violoncello, die Sonaten in F-moll, A-dur, C-dur, F-dur, C-moll, D-dur, Es-dur, E-dur, zahlreiche Variationen, ein Quintett, das erste Klavierkonzert in C, an Vokalwerken das schöne Lied „Adelaide", die Arie «Ah perfido» und noch andere bedeutende Werke.

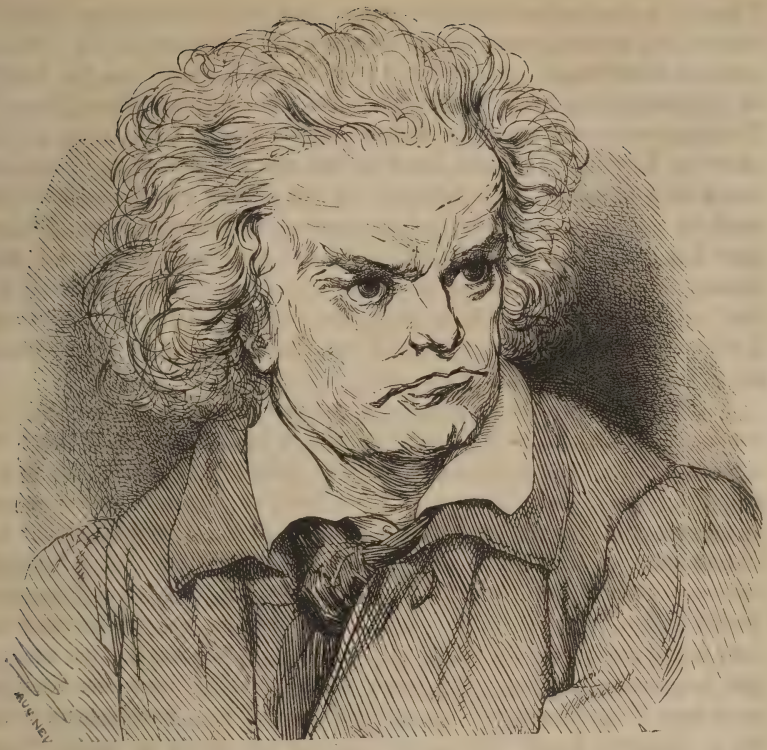
In mehreren Sonaten und Quartetten dieser Periode hat er insofern einen bemerkenswerthen Fortschritt gemacht, daß er, wie schon oben angedeutet wurde, die von seinen Vorgängern angewendete Sonatenform bedeutend erweiterte.

Themata, modulatorische Ueberleitungssätze, sowie die Durchführungen der Motive wurden viel umfangreicher, weiter ausgesponnen, Akkordwechsel und Modulationen mannichfaltiger; ja, er schweift oft durch alle Tonarten, wie der Schiffer im Sturmesgebraus durch den Ozean. Die naturgemäßen Grundgesetze der Modulationsordnung werden jedoch stets gewahrt und die Gruppirung der verschiedenen Themata, Sätze und Theile erfolgt nach den Gesetzen der Symmetrie und Schönheit. Seine Anforderungen an die Technik des Klavierspiels sind ebenfalls bedeutender, seine Werke schwieriger als die Haydn'schen und Mozart'schen Sonaten. Es treten vollgriffigere Akkorde auf, das Figurengewebe wird umfangreicher, der Tonumfang nach Höhe und Tiefe bedeutend erweitert und das Passagenwesen mannichfaltiger, wozu ihm auch die damals beginnenden, zum Theil durch ihn selbst und durch seine Kompositionen angeregten Verbesserungen der Instrumente mit Veranlassung gaben.

Es erübrigt an dieser Stelle noch, einige Worte über die geistige Fortbildung des Tonkünstlers in anderen Richtungen als auf dem Felde seines Berufes anzufügen. Denn mit redlichem Eifer benutzte sein strebsamer Geist jede Mußezeit, um in seiner Bildung fühlbare Lücken zu ergänzen. Zu seinen angenehmsten Erholungsstunden zählte er vor Allem die Beschäftigung mit den Geistesblüten der Literatur, besonders der deutschen. Mit großem Interesse las er in Büchern und Zeitungen. Auch die Vorgänge auf dem Gebiete der Politik erregten seine lebhafte Antheilnahme. Politische Zeitungen waren ihm ganz unentbehrlich, und besonders die „Augsburger Allgemeine" soll ihm viel Zeit weggenommen haben. Mit großer Vorliebe studirte er die alten Klassiker, wenn auch in Uebersetzungen. Homer's Odyssee war seine Lieblingslektüre, aus der er zahlreiche Stellen auszog, um sie stets vor Augen zu haben. Nächst ihr las er Plato, Aristoteles und besonders gern den Plutarch. Als er in späteren Jahren von harten Schicksalsschlägen schwer heimgesucht ward, sagte er oft: „Plutarch hat mich zur Resignation geführt". Und gleich dem Helden Odysseus duldete er in frommer Ergebung. Daß er sich auch mit der modernen Literatur bekannt machte, versteht sich von selbst; dazu ward er ja schon als Vokalkomponist veranlaßt. In seiner Bibliothek fanden sich die Werke von Schiller, Goethe, Klopstock, Matthisson, Seume, Tiedge, Sturm's „Betrachtungen der Werke Gottes", „Briefe an Natalie über Gesang" von Nina d'Aubigny-Engelbrunner u. a. So füllte er alle Mußestunden mit geistiger Beschäftigung aus. Die Werke unserer großen Dichter begeisterten ihn zu neuer Schöpferthätigkeit. Aus diesem heiligen Urquell des Geistes flossen die Motive und Ideen seiner erhabenen Tondichtungen.

So bereicherte Beethoven seinen Geist an Kenntnissen und erweiterte seine Bildung nach allen Richtungen, was auch einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Schaffen in seinem Berufe ausübte.

Betrachten wir nun die zweite Hauptperiode seines Lebens und seiner Schöpferthätigkeit.



Ludwig van Beethoven im späteren Mannesalter.

3. Wirken und Schaffen des Mannes.

Mit dem Anfang unseres Jahrhunderts war Beethoven in das volle Mannesalter eingetreten, und bereits hatte er in seinem Fache den Rang der Meisterschaft unbestritten auch in den Augen der Kunstfreunde eingenommen. Von nun an zeigt sein ganzes Leben eine unermüdliche Thätigkeit im Schaffen neuer Werke, selten unterbrochen durch andere Beschäftigung, da er sich immer mehr von der professionellen Ausübung der Kunst als Klaviermeister und Virtuose zurückzog.

Wir sehen ihn in geachteter Stellung unter den Zeitgenossen, hauptsächlich verkehrend in den besseren und vornehmen Kreisen der Gesellschaft. Allgemein anerkannt als ebenbürtig seinen großen Vorgängern, wie Haydn und Mozart, galt er in der Meinung der Gebildeten sowol in wie außerhalb Wiens als Derjenige, welcher in der Fortbildung der Instrumentalmusik an die Spitze des Fortschrittes getreten und unzweifelhaft berufen war, der Kunst neue und freiere Bahnen zu öffnen. So widmete er sich fast ausschließlich dem Schaffen seines Genius und richtete auch seine Lebensweise danach ein. Freie Bewegung, Luft

und Wasser, das ist seine leibliche, Lektüre der alten Schriftsteller und der neueren Dichter, das ist seine geistige Nahrung; Anhänglichkeit an die Seinen, besonders an die Bonner Jugendfreunde, das ist ihm ein innerlich Bedürfniß, unermüdliches Arbeiten, das ist ihm Lebensfreude und einzige wahre Befriedigung.

Kein Wunder, daß Beethoven in den höheren Kreisen, in welchen er verkehrte, stets ein gern gesehener Gast war, wenn er auch mit einer gewissen Aengstlichkeit darauf hielt, daß weder er selbst, noch daß Andere seiner Würde Etwas vergaben. Denn sein Wesen war selbst den höchsten Personen gegenüber immer ein würdevolles, getragen durch das innige Bewußtsein seines persönlichen Werthes, und so fühlte er auch dem hochgebornen Adel gegenüber sich doppelt vornehm durch jene ihm angeborne Geisteskraft, welche er im redlichen Bestreben mit seiner ganzen Lebensarbeit und Treue für den ihm vor Anderen verliehenen Beruf ausgebildet hat. Gerade die niedrigen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, hatten sein Selbstgefühl und die Gleichgiltigkeit gegen den ihm versagten Genuß äußerer Vorzüge der Geburt und Lebensstellung um so mehr geschärft. Doch war er bei allem wohlberechtigten Selbstgefühl fern von aller kleinlichen Eitelkeit. Er wollte vor Allem nur sicher erkannt und erfaßt, keineswegs aber im gewöhnlichen Sinne der Menge geschmeichelt oder bewundert sein. Gegen mißverständliche Kritik seiner Leistungen, gegen den Unverstand, der ihn nicht zu begreifen vermochte und doch anzugreifen versuchte, verhielt er sich mit vornehmer Gleichgiltigkeit, kühl bis ans Herz hinan. So sagte er einst sehr schön: „Die Welt ist ein König und will geschmeichelt sein; doch wahre Kunst ist eigensinnig, läßt sich nicht in schmeichelnde Formen zwängen;“ und ein ander Mal erklärte er: „Ich kann meine Werke nicht nach der Mode meißeln und zuschneiden wie sie's haben wollen; das Neue und Originelle gebiert sich selbst, ohne daß man daran denkt.“ Das ist die echte Sprache des Genius, welcher unbeirrt um die kleinlichen Rücksichten der Zeitgenossen vorwärts strebt in der Fortsetzung seines Berufsfaches und dessen Forderung für die Zukunft höher hält als die Liebedienerei der Menge und etwa daraus erwachsende Vortheile für die Gegenwart seines persönlichen Lebens.

In den vornehmen Zirkeln, deren Gesellschaften Beethoven durch seine Betheiligung verschönerte, lernte er um diese Zeit seiner frischen vollen Manneskraft eine junge Gräfin, Julia von Guicciardi, kennen und gewann sie so lieb, daß die beiderseitige Bekanntschaft vielleicht zu einer Verbindung für das das ganze Leben geführt hätte, wenn nicht der große Unterschied in den Rangverhältnissen nach damaliger Anschauung dagegen gewesen wäre. Ueberdies kündete dem Genius des Meisters eine innere Stimme, daß er nicht für die Freuden des Familienlebens mit dessen mannichfaltigen Mühen und Abhaltungen geschaffen sei, daß er eine ganz andere Lebensaufgabe zu erfüllen und im Dienste der göttlichen Kunst sein ganzes Dasein und Wirken dem Berufe zu widmen habe, dieser Kunst ein neues und freieres Reich zu gründen. So entsagte er einer engeren Verbindung mit der Geliebten, welche später von einem Grafen

Gallenberg, angestellt als Vorsteher über das Musikarchiv des kaiserlichen Operntheaters, heimgeführt wurde. Nachdem er die starke Leidenschaft seiner Liebe glücklich, wenn auch unter schwerem Kampfe überwunden, fühlte er sich gegen alle äußern Anfechtungen, die ihn im Berufswirken selbst nur zeitweise unterbrechen konnten, für immer geheilt, und mit vollen Segeln steuerte er wieder in dem unermeßlichen Gebiete seines Schaffens weiter. Nur in dem der Kunst geweihten Leben und Wirken fand er fortan seine Befriedigung und begehrte kein besser Loos auf dieser Erde, um glücklich zu sein. Daß aber auch dem Glücklichsten der Sterblichen kein ungetrübtes Erdenloos beschieden sei, sondern Jedem einige Tropfen Wehrmuth in den Becher des Lebens geträufelt werden, hat schon vor drei Jahrtausenden der alte und dennoch ewig junge Homer gesungen. Leider trübten sich die schönsten Jahre Beethoven's durch ein Ereigniß, das für ihn um so schmerzlicher, niederschlagender ward, da es sein wichtigstes Sinnesorgan, das Gehör, betraf. Ohrenleiden führten bei ihm zur Schwerhörigkeit, die zwar Anfangs durch ärztliche Hülfe etwas gemindert ward, aber später in völlige Taubheit überging. Die Symptome derselben traten bei ihm schon zu Ende der zwanziger Jahre seines Lebens auf; als sie nach einiger Zeit wieder schwanden, glaubte er sie schon besiegt zu haben, achtete den ärztlichen Rath und die vorgeschriebene Lebensweise nicht, was einen Rückfall, wenn auch erst nach Jahren, zur Folge hatte. In der günstigen Zwischenzeit, als er sich wieder ganz gesund fühlte, blieb ihm auch die volle Lust am Leben und Schaffen treu, nichts wollte er von Ruhe und Schonung, welche ihm doch die Aerzte so dringend anriethen, wissen. So schrieb er im Jahre 1801 an Wegeler:

„Meine Jugend, ja ich fühle es, sie fängt erst jetzt an; war ich nicht immer ein sieher Mensch? Meine körperliche Kraft nimmt seit einiger Zeit mehr als jemals zu und so meine Geisteskräfte. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, was ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann Dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe — ich weiß von keiner andern, als dem Schlaf, und wehe genug thut mir's, daß ich ihm jetzt mehr Zeit schenken muß, als sonst."

Es ist hier der Ort, um über die äußere Lebensweise des Meisters sowie über seine Persönlichkeit einiges Nähere mitzutheilen. Seiner äußeren Erscheinung nach war Beethoven von mittlerer Größe und sehr gedrungenem, stämmigem Körperbau. Gerade Haltung, strammer Gang, aufrecht stehendes Haupt, leuchtender Blick, zuweilen wahrhaft stechende Falkenaugen, gaben der Erscheinung stets etwas Imponirendes, ja Majestätisches. Rothes, rundes Gesicht, überhaupt gesunde Hautfarbe verliehen der kräftigen Gestalt eine gewisse Naturfrische. Schwarzes, fast struppiges Haar bedeckte das gewaltige Haupt. Häufig trat das sonst klein scheinende Auge groß hervor, und der Blick, nach oben gerichtet, blieb an der Decke oder am blauen Aether lange haften, besonders in Momenten der Meditation. Beethoven's Biograph Schindler sagt:

„Unter allen bekannten musikalischen Kunstgrößen hat vielleicht Beethoven's Kopf die eigenthümlichsten Merkmale, die, mit dem üppigen Haarboden beginnend,

sich über Stirn, Augen, Mund und Kinn verbreiten und im harmonischen Verhältnisse stehen, wobei nur die etwas breite Nase eine leise hervortretende Dissonanz bildet. Bis zu seinen fünfzigsten Lebensjahre war der Gesammtausdruck von Beethoven's Gestalt das erfreulichste Bild körperlichen Wohlbefindens und höchster Geisteskraft; ein Jupiter sah zuweilen aus diesem Kopfe heraus." —

Obwol in der katholischen Religion getauft und erzogen, war er dennoch nicht in engen konfessionellen Schranken befangen. Seine Studien erweiterten seine Weltanschauung und gaben ihm eine höhere Gottheits-Idee. Von hohem Interesse waren ihm folgende Inschriften auf ägyptischen Denkmälern: „Ich bin, was da ist." — „Ich bin Alles, was ist, was war, was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." — „Er ist einzig von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." —

Diese Inschriften hatte Beethoven abgeschrieben und sie in einem Rahmen unter Glas stets vor sich auf dem Schreibtische gehabt. Schindler, der uns dies berichtet, ist in den Besitz der Reliquie gekommen.

Obgleich in seinem innersten Herzen sehr religiös, sprach Beethoven dennoch nicht gern über Religion. Lieblingsthemata waren Politik und Aesthetik, Schubart's „Ideen zur Aesthetik der Tonkunst" sein Lieblingsbuch. Hieraus diskutirte er gern über die Charakteristik der Tonarten und vertheidigte dieselbe sehr eifrig; wenn auch nicht allen Ansichten desselben beistimmend, fand er dennoch viel Wahres darin.

An hervortretenden Charakterzügen machte sich eine gewisse Schalkhaftigkeit, zuweilen sogar ein Muthwille geltend. In solchen Momenten goß er seine Ironie über alle Thorheiten der Welt aus, ja, er beging auch wol einen neckischen Streich. War er aber in seine Ideen versunken, ernst, in sich gekehrt, dann sprach er keine Silbe. Ihm vorgestellte Fremde hatten sich selten mehr als einiger Worte zu erfreuen. Nur in vertraulichen Kreisen, unter nächsten Bekannten war er mittheilsam, ja redselig. Da raisonnirte er über Politik der Gegenwart und Vergangenheit, über Plato's und Aristoteles' Staatstheorien, über die englischen Parlamentssitzungen sowie über das damalige Phäakenland Oesterreich. Daß er bei allen seinen politischen Erörterungen stets die Rechte des Volks vertheidigte, kann man sich denken. — Merkwürdiger Weise hatte Beethoven kein sehr starkes Gedächtniß sowol in Bezug auf Lebensumstände als auf Tonwerke. Ja sogar seine eigenen Schöpfungen entfielen ihm binnen kurzer Zeit. Dagegen war seine Erinnerungskraft ausgezeichnet hinsichtlich der Literatur und ganz besonders der griechischen Klassiker. Nicht nur konnte er zahlreiche Kraftstellen aus denselben anführen, sondern er wußte auch genau, wo sie standen, und schlug sie im Nu auf. Ein anderer auffälliger Charakterzug manifestirte sich als große Wanderlust, aber nur von einer Wohnung zur andern, von der Stadt aufs Land und wieder in die Stadt. In dem großen Wien ließ sich keine Wohnung auffinden, mit der er vollkommen zufrieden gewesen wäre. Eben so erging es ihm auf dem Lande. In der einen hatte er zu wenig Sonne, in der anderen

behagte ihm das Wasser nicht, zu einer dritten führte eine dunkle Treppe ꝛc., alles Ursachen, um sie bald wieder zu verlassen. Ja noch ganz andere Gründe trieben ihn zum Wandern. Im Jahre 1823 hatte ein Baron Prondy seine schöne Villa in Hetzendorf dem großen Tondichter zur Verfügung gestellt. In seiner Verehrung und Bewunderung grüßte auch der Hausherr seinen im Parke wandelnden Gast stets sehr ehrfurchtsvoll. Dies hätte ihn nun recht erfreuen müssen, leider ward es aber das Gegentheil; die tiefen Komplimente des Baron mißfielen ihm so sehr, daß er schon im August den herrlichen Landsitz verließ und eine andere Sommerwohnung bezog. Ein anderer Fall. Er miethete in Penzing bei Schönbrunn in einem isolirt und freundlich gelegenen Hause am Wienfluß, über den eine kleine Brücke nächst Beethoven's Wohnung führte. Auf derselben blieben die Darüberwandelnden oft stehen und blickten ehrfurchtsvoll nach seinen Fenstern. Wieder ein Grund, um diese schöne Wohnung zu verlassen und mit Küchengeräthschaften, Notenstößen, Broadwood-Flügel ꝛc. nach Baden bei Wien zu ziehen. Alle diese Kreuz- und Querzüge erfolgten, ohne den Kündigungstermin abzuwarten. Demzufolge hatte er mehrmals zwei und drei Wohnungen gleichzeitig zu bezahlen. Ja, er beging sogar die Sonderbarkeit, wieder in früher verlassene Wohnungen zurückzuziehen. So besaß er 1805 einmal vier Wohnungen gleichzeitig, eine im Theater an der Wien, eine im rothen Haus an der Alsterkaserne, eine in Döbling und die vierte im Pasqualati'schen Hause auf der Mölkro-Bastei. In letztere kehrte er oftmals zurück, so daß der Besitzer in seiner Gutmüthigkeit bei Beethoven's Auszuge stets sagte: „Das Logis wird nicht wieder vermiethet; Beethoven kömmt schon wieder." —

Betrachten wir nun die Gewohnheiten seiner leiblichen Bedürfnisse.

Den Kaffee, sein mächtigstes Anregungsmittel zu geistiger Thätigkeit, kochte ihm Niemand gut genug, deshalb bereitete er ihn selbst auf einer Maschine. Auf jede Tasse wurden genau 60 Bohnen abgezählt, nicht eine weniger. Zu seinen Lieblingsgerichten gehörten Makaroni mit Parmesankäse, Fische und eine möglichst gute Suppe. War diese einmal weniger gut, so konnte er der Köchin darüber zürnen. Da er aber niemals eine bestimmte Stunde des Mittagessens einhielt, oft längere, oft kürzere Zeit arbeitete, auch aus Feld und Wald sehr unregelmäßig zurückkehrte, so mußten natürlich die Speisen durch langes Stehen, Wärmen ꝛc. ihren Geschmack verlieren. Abends aß er gewöhnlich einen Teller Suppe und einige Reste des Mittags, trank zuweilen ein Glas Bier, rauchte auch wol eine Pfeife Taback und las dabei politische Zeitungen. Um zehn Uhr ging er zu Bett. Gutes, frisches Brunnenwasser war ihm unentbehrliches Bedürfniß, von dem er, besonders im Sommer, große Mengen zu sich nahm. Mäßig trank er auch ein Gläschen Wein und bevorzugte hauptsächlich den Ofener Gebirgswein.

In jeder Jahreszeit stand er regelmäßig mit Tagesanbruch auf und ging sogleich an den Schreibtisch. Gegen Abend besuchte er auch wol ein Kaffeehaus, um politische Zeitungen zu lesen. Die Winterabende verbrachte er aber stets

mit Lesen beschäftigt in seiner Wohnung. In der Abenddämmerung phantasirte er gern auf dem Flügel, gelegentlich auch auf der Geige. Diese Phantasien, in früheren Jahren höchst geistreich und interessant, wurden später bei der eingetretenen Taubheit ganz unhörbar, denn er selbst vernahm keinen Ton davon. Wer nun etwa glauben sollte, daß er unter diesen Umständen nichts Ordentliches, Korrektes zu komponiren vermocht, dem sei bemerkt, daß der Tondichter seine Tongestalten nur innerlich, geistig zu hören braucht, ja, daß sie eben nur durch diese Art entstehen, also nicht erst auf dem Instrument gespielt zu werden brauchen. Anders wäre der Fall gewesen, wenn Beethoven schon als Kind taub geworden wäre, bevor er Musik studirt, bevor er alle Ton- und Akkordgestalten geistig in sich aufgenommen hätte. Nachdem aber dies geschehen, erklingt im Innern zu jeder Melodie die angemessene Harmonie, und jede innerlich entstehende Tongestalt, jeder Akkord kömmt auch gleichzeitig in bestimmter Notengestalt, in bestimmten Tonverhältnissen zum Bewußtsein und kann dann zuverlässig niedergeschrieben werden. —

Bei seiner Reizbarkeit und Schwerhörigkeit, welche stets ein Mißtrauen zur Folge hat, konnte er sich leicht im Eifer des Disputs mit seinen intimsten Freunden veruneinigen, war aber sehr bald wieder zur Versöhnung bereit. Nachtragen konnte er Niemandem Etwas, am allerwenigsten rachsüchtig sein. Er vergab allen seinen Feinden und schlechten Kritikern, was sie ihm Böses zugefügt. Im Allgemeinen führte er einen tugendhaften Lebenswandel, war weder dem Trunk, Spiel noch andern Leidenschaften ergeben. In seinen Tafelgenüssen und andern Lebensfreuden war er sehr mäßig. Seine ganze Zeit wurde durch seine Schöpferthätigkeit in Anspruch genommen und die erübrigten Stunden der Literatur gewidmet. Eine andere Erholung existirte für ihn nicht. So hat er während seiner ganzen Lebenszeit mehr in der Ideenregion gelebt als in der äußern Welt, deren Vergnügungen und Zerstreuungen für ihn keinen Werth hatten. Und in dieser höhern Geistesregion, in seiner Schöpferthätigkeit fand er das beseligende Glück seines Daseins. Was ihm die Welt der Erscheinungen versagte, das gewährte ihm das Reich des Geistes. In dieser Region hatte er seine wahre Heimat; was er in ihr erschaut und uns gegeben, wird noch viele Menschenherzen erfreuen und zu edlen Thaten begeistern; und so lange Kulturnationen auf Erden blühen, werden auch Beethoven's unsterbliche Schöpfungen bewundert werden. —

Das erste größere Tonwerk, die erste Symphonie (in C-dur), schrieb Beethoven im Jahre 1800 und in demselben Jahre auch ein Ballet unter dem Titel „Die Geschöpfe des Prometheus.“ Dann machte das oben berührte Verhältniß zur Gräfin Guicciardi und eine infolge seines Abschiedes von ihr hervorgerufene Krankheit eine Pause in seiner schöpferischen Thätigkeit. Das drückende Gefühl seines absterbenden Gehörs trat hinzu, den Meister schwer zu beugen, und Todesahnungen durchzogen damals seine Seele. Er sehnte sich nach dem Frieden des Kirchhofs und schrieb sein Testament.

Welt der Jugend VI. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Beethoven komponirt die Pastoralsymphonie.

Nach seiner Genesung und wiedergewonnenen vollen Geisteskraft vollendete er sein Oratorium „Christus am Oelberg," welches am 5. April 1803 zur ersten Aufführung kam. Veröffentlicht wurden drei Sonaten für Piano und Violine (Op. 30), drei Sonaten für Piano (Op. 31 ꝛc.). Das Jahr 1804 brachte die zweite Symphonie (D-dur) und das Pianoforte-Konzert in C-moll; auch begann er in diesem Jahre die großartig angelegte dritte Symphonie, die sogenannte „Eroica", mit deren Entstehung es folgende Bewandtniß hat.

Beethoven hatte aus den Werken des berühmten alten Geschichtschreibers Plutarch die großen Männer des Alterthums kennen und bewundern gelernt; so zollte er auch den heroischen, damals ganz Europa mit ihrem Ruhm erfüllenden Thaten des Bonaparte, General der französischen Republik, seine volle Hochachtung. Dieser unüberwindliche Sieger erschien ihm als das Ideal des neuen Jahrhunderts, von dem er hoffte und glaubte, er werde eine mit Ordnung verknüpfte Republik herstellen, der Welt den Frieden geben und das wahre Wohl und Glück des Volkes dauernd begründen.

In solchem Glauben beschloß er, demselben durch Dedikation der Symphonie „Eroica" eine Huldigung und einen Beweis seiner Verehrung darzubringen. Schindler erzählt: „Die Reinschrift der Partitur mit der Dedikation an den ersten Konsul der französischen Republik, die blos aus den beiden Worten „Napoleon Bonaparte" bestanden, sollte eben dem General Bernadotte zur Absendung nach Paris übergeben werden, als die Nachricht nach Wien kam, Napoleon Bonaparte habe sich zum Kaiser der Franzosen ausrufen lassen. Dem Tondichter ward diese Nachricht durch Graf Lichnowsky und seinen Schüler Ferdinand Ries überbracht. Kaum hatte er sie vernommen, als er mit Hast die Partitur ergriff, das Titelblatt abriß und das Manuskript mit Verwünschungen über den neuen Franzosenkaiser, den neuen Tyrannen, auf den Boden warf." —

So mußte das Werk lange Zeit in einer Ecke liegen, bis sich sein Zorn nach zwei Jahren etwas gemildert und er dasselbe auf Zurathen seiner Freunde veröffentlichte. Die Bewunderung für den tapfern Feldherrn war aber gänzlich geschwunden, und erst dessen Schicksal auf Helena versöhnte ihn mit der Gerechtigkeit des Weltgerichts. Ja, er pflegte spottend zu sagen: „Zu dieser Katastrophe habe er ihm schon vor Jahren die passendste Trauermusik komponirt" — er meinte den Trauermarsch der „Eroica-Symphonie".

Das Jahr 1805 nennt Schindler eines der fruchtbarsten der Beethoven'schen Schöpferthätigkeit. In den, um diese Zeit entstandenen Sonaten Op. 47 und Op. 53 überschritt er zum erstenmal den bisherigen, fünf Oktaven enthaltenden Tonumfang des Pianoforte. Auch die Figuren wurden jetzt mannichfaltiger, reicher und vollstimmiger, die Melodie durch Oktavenstellung, Anordnung der Nebenstimmen hervortretender, sangvoller, vielfach nüancirter, der Satz vollstimmiger, oft quartett-, oft orchestermäßig gehalten. Diese klangvolleren, mächtigeren, innigeren Melodien, diese reichere Harmonie- und Stimm-

fülle, dieses tiefere Eingehen auf alle Effekte des Instrumentes bewirkten naturgemäß auch viel umfassendere Anlagen hinsichtlich der Themata, modulatorischen Gänge und Durchführungen der Motive.

Außer den genannten Werken vollendete Beethoven seine Oper „Fidelio," welche er 1804 auf Antrag des Theaterbesitzers Freiherrn von Braun begonnen hatte. Sie ging am 20. November 1805 in Scene, wurde am 29. März und 10. April 1806 wiederholt, erreichte jedoch damals nicht den entsprechenden Erfolg. War doch die gediegene Musikfülle in derselben noch den Meisten zu hoch und nicht verständlich; auch kamen ungünstige Zeitumstände hinzu, die unglücklichen, alle Gemüther in Furcht und Schrecken setzenden Kriegsereignisse. So ward sie bis auf spätere Zeit zurückgelegt und Beethoven fand sich zu mehreren Aenderungen bewogen; er komponirte noch einige ganz neue Scenen hinzu und verschiedene (im Ganzen vier) Ouverturen. Ein Beweis seiner strengen Selbstkritik!

Jene fruchtbare Lebensperiode gebar noch das große Violinkonzert in D, die vierte Symphonie (1806—1807) in B-dur, die Streichquartette in F-dur, E-moll und C-dur (Op. 59), und die Ouverture zum „Coriolan." Für den Fürsten Esterhazy komponirte er die Messe in C-dur. Um 1807 entstanden wieder einige Sonaten und Konzerte, die großartige C-moll-Symphonie mit ihrem erhabenen Pathos, endlich auch das idyllische Landschaftsgemälde — „die Pastoral-Symphonie", auf deren Entstehung wir hier etwas näher eingehen wollen.

Die Natur mit ihrem herrlichen Blühen und Grünen, dieser Urquell aller Poesie und Musik, war Beethoven's liebster Aufenthalt. In Wiens reizender Umgebung konnte er die ganze Menschheit vergessen. Wie die emsige Biene täglich zahlreiche Ausflüge in die Felder, Wiesen und Wälder macht, den Nektar der Blüten saugt und den süßen Honig heim in die Zelle trägt, so holte auch unser Tonmeister aus der ewig schönen Natur seine Gedanken und Ideen, deren weitere Ausarbeitung dann am Schreibtisch erfolgte. Im Sommer ging er zwei- und dreimal des Tages ins Freie, ja oft weilte er ganze Tage draußen; in Feldern und Wäldern umherschweifend, skizzirte er, stand im Anschauen der schönen Landschaften versunken oder eilte rastlos von Berg zu Thal und immer weiter — weiter! Die Natur bot ihm Genuß, Erholung und Erbauung. In seinem Lieblingsbuche, „Sturm's Betrachtungen der Werke Gottes," hatte er folgende Stelle unterstrichen:

„Man kann die Natur mit Recht eine Schule für das Herz nennen, weil sie uns auf sehr einleuchtende Art die Pflichten lehrt, welche wir sowol in Absicht auf Gott, als auf uns selbst und unsere Nebenmenschen auszuüben schuldig sind. Wohlan, ich will ein Schüler dieser Schule werden und ein lernbegieriges Herz zu ihrem Unterricht darbringen. Hier werde ich Weisheit lernen, hier werde ich Gott kennen lernen und in seiner Erkenntniß einen Vorgeschmack des Himmels finden."

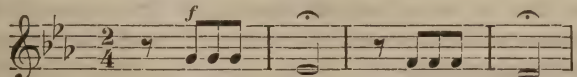
Bei solcher Naturbegeisterung erklärt sich's, wie ein so höchst vorzügliches Landschaftsgemälde in Tönen zu entstehen vermochte, das uns der Meister durch

die „Pastoral-Symphonie" gegeben hat. Diese und die erhabene C-moll-Symphonie nebst einigen anderen Produkten, wurden in Heiligenstadt (bei Wien) geschrieben, wenigstens zum größten Theil skizzirt. Dieses am rechten Donauufer liegende Dorf war in jenen Jahren der regelmäßige Sommeraufenthalt unseres Tondichters. Erst mehrere Jahre später wählte er die Umgebungen der Residenzstadt nach der Südseite: Hetzendorf, Mödling oder Baden. Hierüber giebt uns Schindler folgenden interessanten Bericht:

„In der zweiten Hälfte des April 1823, zur Zeit vieler Mühsale und Widerwärtigkeiten, schlug Beethoven eines Tages zur Erholung einen Ausflug nach der Nordseite vor, wohin ihn sein Fuß seit einem Jahrzehnt nicht mehr geführt hatte. Zunächst sollte Heiligenstadt und dessen reizend schöne Umgebung besucht werden, wo er so viele Werke zu Papier gebracht, aber auch seine Naturstudien betrieben hatte. Das anmuthige Wiesenthal zwischen Heiligenstadt und Grinzing durchschreitend, das von einem, vom nahen Gebirg rasch daher eilenden, und sanft murmelnden Bache durchzogen und streckenweise mit hohen Ulmen besetzt war, blieb Beethoven wiederholt stehen und ließ seinen Blick voll von seligem Wonnegefühl in der herrlichen Landschaft umherschweifen. Sich dann auf den Wiesenboden setzend und an eine Ulme lehnend, frug er mich, ob in den Wipfeln dieser Bäume keine Goldammer zu hören sei. Es war aber Alles stille. Darauf sagte er: „Hier habe ich die Scene am Bach (in der „Pastoral-Symphonie") geschrieben und die Goldammern da oben, die Wachteln, Nachtigallen und Kukuke ringsum haben mit komponirt." —

Der große, wahrhaft erhabene Tondichter konnte auch zu Zeiten recht schalkhaft humoristisch sein. Im dritten Satz der „Pastoral-Symphonie", „Lustiges Zusammensein der Landleute" überschrieben, schildert er einen ergötzlichen Bauerntanz; da dergleichen oft durch die ganze Nacht währen und die Musiker dabei zuweilen in ein Schläfchen verfallen, oft kaum die Hälfte spielt, so hat Beethoven — wie er Schindlern erzählt — diese komische Scene recht schalkhaft in genanntem Symphoniesatze dargestellt. Der schlaftrunkene zweite Fagott erwacht, bläst einige Töne und dämmert wieder ein, während Contrabaß und viele andere Instrumente ganz schlummern. Auch das Horn thut ein paar Stöße und dämmert weiter. Dann erwachen nach einander Viola, Cello und endlich auch die übrigen Instrumente und spielen im Chorus weiter. Die Scene ist von reizendem Humor und schalkhafter Lust durchwebt.

In der C-moll-Symphonie, einem der großartigsten Tonwerke aller Zeiten, schildert Beethoven den Kampf des Menschen mit den gigantischen Schicksalsmächten. Ueber das Hauptmotiv des ersten Satzes:



sprach Beethoven einst zu Schindler:

„So pocht das Schicksal an die Pforte! —

In der That ist es ein gewaltiger, heroischer Kampf, der sich hier in Mark und Bein durchschütternden Tongebilden abspielt. Aber mit dem Kampfe des Menschen kämpft auch die ganze Natur in furchtbarer Aufregung, Orkane toben, Sterbeseufzer hallen empor! — Und in diesem Sturmesgebraus und Meeresstosen kämpft der Mensch verzweiflungsvoll für seine Lieben und für sein Leben.

Das wundervoll tröstende Andante flößt uns Muth und Hoffnung ein, zeigt uns den Sieg des Guten über das böse Prinzip. Aber noch ist das heißersehnte Ziel nicht errungen, denn selbst der sich erhebende Triumphgesang wird stets wieder durch auftretende Dissonanzen getrübt, wie der klare Himmel durch finstere Wolken. Im dritten Satze gewinnen sogar die dämonischen Mächte wieder die Oberhand, der Kampf beginnt aufs Neue, wenn auch nicht in solch furchtbarer Gestalt, wie im ersten Satze. Diesmal geht aber die Tugend als Siegerin glänzend hervor, was sich im Finale durch einen mächtig erschallenden Jubelgesang kundgiebt, in welchen die ganze Menschheit, ja Himmel und Erde triumphirend einstimmen wie in einen Hymnus der ganzen Schöpfung.

---

4. Der Tondichter als Dirigent und Kapellmeister.

Obgleich Mißgunst, Neid und Unverstand sehr bestrebt waren, Beethoven's Genie herabzusetzen, seine Kompositionen als inkorrekte, konfuse, schwülstige, mißlungene Produkte und ihn selbst als einen Revolutionär zu bezeichnen, so vermochte Dieses sich zu allen Zeiten wiederholende Treiben dennoch seinen Ruhm nicht zu schmälern. Demzufolge ward 1809 vom König von Westfalen an Beethoven der Antrag gestellt, die Direktion der Königl. Hofkapelle in Kassel zu übernehmen. Es war die erste und einzige an ihn ergangene Berufung, später machte seine Harthörigkeit jede praktische Funktion unmöglich.

Als die Thatsache bekannt ward, da erkannten drei edle Fürsten: Erzherzog Rudolf (einer der wenigen Schüler Beethoven's) Fürst Kinsky und Lobkowitz, daß die Ehre des Kaiserreiches, die Ehre der Hauptstadt erfordere, den großen Tondichter nicht aus Wiens Mauern ziehen zu lassen.

Dieselben vereinigten sich demzufolge zur Zahlung eines Jahrgeldes an Beethoven unter der Bedingung: „Daß er, mit Ausnahme von Geschäfts- und Erholungsreisen, seinen beständigen Aufenthalt in Wien oder in einer andern Stadt Oesterreichs beibehalte. Erzherzog Rudolf zahlte 1500, Kinsky 1800 und Lobkowitz 700 Gulden.

Infolge dieses Anerbietens und in Erwägung, daß König Jerome von Westfalen ein Bruder des ihm verhaßten Franzosenkaisers war, lehnte Beethoven die Berufung ab und blieb in Wien. Leider bezog er jene Gelder nur einige Jahre ungeschmälert, denn die alle Vermögensverhältnisse erschütternden Kriege übten auch nachtheiligen Einfluß auf die Finanzen der genannten Fürsten. Nur sein Schüler, Erzherzog Rudolf, ließ die verwilligte Summe unverkürzt auszahlen.

Nach Kinsky's Tode machte die Vormundschaft von dessen Erben Beethoven's Jahrgeld streitig, wurde aber vom Gericht zur jährlichen Zahlung von 300 Gulden verurtheilt. Da jedoch Beethoven's Kompositionen sehr gut honorirt wurden, hatte er dennoch eine recht anständige Einnahme, die nur zuweilen durch ungeschickte Verwaltung und zwecklose Verwendung in Unordnung gerieth. Seine zahlreichen Freunde waren zwar stets bereit, ihn aus dergleichen Verlegenheiten zu helfen, Beethoven nahm dies aber nur in äußerst bedrängten Fällen an, und um seine Verhältnisse stand es mitunter gar nicht gut. Später wurden sie wieder derartig ausgeglichen, daß er dennoch seinem Neffen ein kleines Kapital hinterlassen konnte.

Hätte Beethoven die Kapellmeisterstelle in Kassel wirklich angenommen, so würde er sie wegen seines Gehörzustandes doch nur einige Jahre haben bekleiden können. In der Zeit von 1800 bis etwa 1816 trat das Uebel nur periodisch auf, wirkte aber dennoch störend auf seine Praxis, weil, wenn auch ein geringer, Grad von Schwerhörigkeit permanent blieb. Zwar dirigirte er nach 1813 und 1814 große Konzerte, in denen die Pastoral- und C-moll-Symphonie, die Phantasie mit Chor, die erste Messe in C-dur und seine Schlachtsymphonie (Schlacht von Vittoria genannt) zur Aufführung kommen, jedoch war diese Funktion mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft und konnte nicht mit der nöthigen Sicherheit eines normalen Gehörzustandes erfolgen. Im Jahre 1819 ward er aber so harthörig, daß die Unterredungen nur schriftlich geführt werden konnten und er von seinem eigenen Phantasiren am Flügel keinen Ton vernahm. Und als er 1822 versuchte, die Proben zu seinem „Fidelio" zu leiten, entstand die größte Konfusion, so daß er gebeten werden mußte, das Dirigiren einem Andern zu überlassen. Da (sagt Schindler) sprang er im Nu in das Parterre hinüber und rief: „Geschwinde h'naus!" — Unaufhaltsam lief er seiner Wohnung zu. Eingetreten, warf er sich auf das Sopha, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und verblieb in dieser Lage, bis wir uns an den Tisch setzten. Aber auch während des Mahles war kein Laut aus seinem Munde zu vernehmen. Die ganze Gestalt war das Bild der tiefsten Schwermuth und Niedergeschlagenheit. Dieser Novembertag hatte in der langen Reihe meiner Erlebnisse mit dem gewaltigen Manne nicht seines Gleichen. Was auch ungünstige Verhältnisse und Umstände Unangenehmes, Widerwärtiges, Geist und Gemüth Störendes gebracht, ich sah den Meister bisher nur momentan verstimmt, wol auch zuweilen niedergebeugt. Alsbald konnte man ihn wieder fest und stramm einherschreiten sehen, als wäre nichts vorgefallen. Von der Einwirkung dieses Schlages aber hat er sich nie mehr ganz erholt." —

So hat auch unser größter Tondichter den bittersten Schmerzenskelch geleert, denn später werden wir noch andere seiner Leiden kennen lernen. Einige von ihm aus der Odyssee exzerpirte Stellen kennzeichnen seinen Gemüthszustand:

„Mein Herz im Busen ist längst zum Leiden gehärtet, denn ich habe schon Vieles erlebt, schon Vieles erduldet." „Heilig sind ja, auch selbst unsterblichen Göttern, die Menschen, welche von Leiden gedrängt um Hülfe flehen!" —

5. Der Lebensabend des Meisters und seine letzten großen Werke.

Das Finale (Ende) seines Lebens ist ein thränenreiches Schauspiel und endet leider sehr tragisch.

Beethoven's Brüder folgten ihm nach Wien. Der ältere, Karl, ward auf seine Empfehlung als Kassenbeamter der Oesterreichischen Nationalbank angestellt, und der jüngere, Johann, etablirte sich als Apotheker. Beide haben den Meister nicht nur in pekuniärer Beziehung sehr beeinträchtigt, sondern auch sehr oft seine treuesten Freunde durch allerlei Einflüsterungen und Intriguen von ihm entfernt. Kostbare Geschenke an Pretiosen, womit Fürsten und andere Verehrer den hohen Genius beschenkten, verschwanden nach kurzer Zeit in den Händen dieses Brüderpaares. Dennoch gab er dem ältern Karl bedeutende Geldunterstützungen, er schreibt darüber an Ries:

„Um ihm das Leben leichter zu machen, kann ich wol Das, was ich ihm gegeben, auf 10,000 Gulden anschlagen."

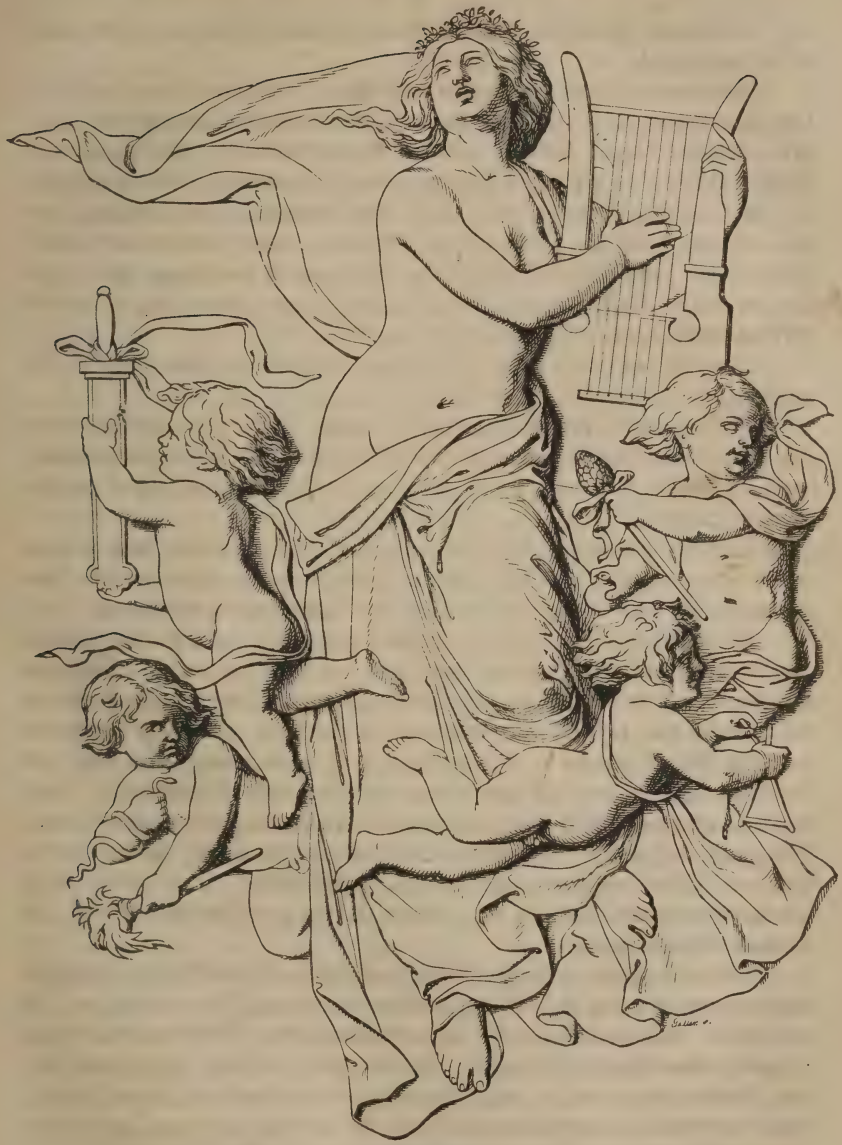
Das war aber noch der wenigste Kummer. Mehr noch ward ihm durch den Sohn dieses Bruders zugefügt. Karl starb 1815 und bat in seinem Testament seinen Bruder Ludwig um Uebernahme der Vormundschaft seines achtjährigen Sohnes.

Dies kam dem einsam stehenden Tondichter höchst erwünscht, denn er liebte seinen Neffen mit jener rührenden Liebe, die selbst Fehler und bedeutende Vergehungen nicht rügt und bestraft, sondern stets nachsichtsvoll entschuldigt.

Beethoven's größter Schmerz entstand aber später dadurch, daß sein von ihm so heißgeliebter Neffe etwas leichtsinnig, ja liederlich wurde. Anstatt zu studiren, ergab sich derselbe gemeinen Vergnügungen. Infolge dessen konnte er die Examina nicht bestehen und mußte aus der Carrière treten. Er wollte sich nun dem Militär widmen, trat als Fähnrich in ein Regiment; aber auch diese Laufbahn verscherzte er sich durch seinen unordentlichen Lebenswandel. Nach dieser Katastrophe erwachte so viel Scham und Verzweiflung in dem leichtsinnigen Jünglinge, daß er einen mißglückten Selbstmordversuch machte, worauf ihn die Polizei in Obhut nahm und unter spezielle Aufsicht stellte. Dies endlich scheint ihn kurirt zu haben, denn er ist in spätern Jahren ein ordentlicher Mensch und ehrsamer Bürger geworden.

Unsern Tondichter hatte der Schmerz um seinen geliebten Neffen so furchtbar niedergeschmettert, daß er in seinem Aussehen um zwanzig Jahre alterte und sich nie erholte. Kummervoll gebückt, mit tief schmerzlichem Gesichtsausdruck schlich er gleich einem Schattenbild umher. Er, der einst kühn wie Prometheus nach den Sternen schaute und die himmlischen Götterfunken aus der höchsten Geistesregion den sterblichen Erdenkindern verlieh, er war jetzt ein armer, gebrochener Schmerzensdulder, ein Ausdruck des Jammers und tiefsten Seelenleidens.

Dieses Ereigniß ward mit eine der Haupturſachen seines noch im besten Mannesalter erfolgten Todes.



„Die Symphonie"
in allegorischer Darstellung, auf dem vorderen Relief am Standbild L. v. Beethoven's.

Wie erwähnt, hatte Beethoven in den Jahren 1815 bis 1820 am wenigsten produzirt. Demzufolge ging die Sage, er habe sich ausgeschrieben, könne nichts mehr von Bedeutung schaffen. Darob lächelte er und sagte scherzend: „Ich will's Ihnen schon zeigen, was ich noch vermag."

Außer einigen Sonaten und kleineren Kompositionen, welche in jener Zeit entstanden, hatte er 1818 eines seiner Riesenwerke, die große Messe in D, »Missa solemnis« begonnen; ganz vollendet ward dieselbe erst 1822. Er hatte sie zu Ehren seines Schülers, des Erzherzogs Rudolf, komponirt, welcher 1818 zum Erzbischof von Olmütz ernannt und 1820 installirt wurde. Von 1822 bis 1827 schrieb er die neunte Symphonie, in deren Finale mehrere Verse aus Schiller's Ode: „Freude, schöner Götterfunken" für Soli und Chor eingewebt sind. In diesem Werke schildert er ebenfalls, wie in der C-moll-Symphonie, den Schicksalskampf der Menschen im Erdenleben, welcher aber zum freudenvollen Siegesjubel führt und durch Schiller's begeisternden Hymnus ausgesungen wird. Außerdem schuf er noch mehrere Quartette für Streichmusik und Klavierwerke. Ich habe sie früher mit folgenden Worten charakterisirt: In den Werken der letzten Jahre, namentlich in den letzten fünf Quartetten, herrscht jener abstrakte, spekulative Geist, der, ganz in seine Ideenwelt versunken, mehr über Leben, Liebe, Lust und Schmerz reflektirt, als selbst darin lebt. Darin ertönen keine fröhlichen, keine zärtlich liebenden Tonweisen der Jugendzeit; sondern nur der rein denkende Geist ergeht sich in seinen Ideen und lebt ganz getrennt und abgewandt von allen irdischen Erdenfreuden. Entsagt hat er allen Hoffnungen auf süßes Erdenglück, entsagt der himmlisch beglückenden Liebe mit ihrer Paradiesesseligkeit; kein Sonnenstrahl eines liebenden Blicks bewegt sein Herz und kein Auge flößt ihm Trost und Hoffnung ein. Abgewendet ist sein Blick von diesem Erdenthal, abgewandt sein Geistesleben von Menschenlust und Menschenleid. Er hört nicht mehr die Vögelgesänge im grünenden Frühling, nicht das Reden und Singen der Menschenzungen; und ach! welch Schicksal trifft diesen Dichter der tiefergreifendsten und wonnevollsten Melodien! Er hört und vernimmt nie wieder seine eigenen Melodien und Harmonien! — Verschlossen ist sein äußeres Ohr den Tönen der Erde, verschlossen allen Menschenstimmen; nur seine Geisterwelt ist ihm geblieben, in ihr lebt und denkt er. So schafft und bildet er Werke vor seinem Scheiden, durch die er uns in eine Ideenwelt führt, wo kein Herz mehr liebt und keine täuschenden Hoffnungen die kranke Brust mit Schmerz erfüllen. Nur seine erzeugte Ideenwelt ist der letzte Trost und Heimatsort des vielbewegten Menschengeistes. In diesem Hafen der Ruhe erwartet er den letzten Gang im Erdenthal. — Die harten Schicksalsschläge, seine völlige Taubheit, das Fehlschlagen so vieler rosigen Hoffnungen, die Resignation auf das süße Glück der Liebe und Ehe trieben ihn ganz in die Einsamkeit und beschränkten ihn einzig nur auf sein Ideenleben. Wie unglücklich er sich in den letzten Lebensjahren fühlte, das kennzeichnet ebenfalls eine von ihm ausgezogene Stelle aus der Odyssee:

„Kennt ihr einen, der euch der Unglückseligste aller Sterblichen scheint; ich bin ihm gleich zu achten an Elend!"

Das Schmerzensübermaß ward, wie schon gesagt, zuletzt noch durch das völlige Mißrathen und den Selbstmordversuch seines Neffen so überhäuft, daß er gänzlich zusammenbrach. Schindler sagt:

„Solches Unglück mußte der große Künstler an seinem, seit langen Jahren mit so viel Aufwand und Kosten geförderten und wahrlich zu schönen Hoffnungen berechtigenden Neffen erleben! Wiederum kennzeichnet eine von ihm ausgezogene Stelle aus der Odyssee diese Situation:

„Denn im Unglück altern die armen Sterblichen früh."

Beweise des tiefsten Schmerzes ob der öffentlichen, seinem Namen widerfahrenden Kränkung waren deutlich in seiner gebeugten Haltung zu erblicken. Dahin war das immer noch Feste, Stramme in allen seinen Körperbewegungen; ein Greis von nahezu siebenzig Jahren stand scheinbar vor uns, willenlos, fügsam, jedem Luftzuge gehorchend." —

Standbild Ludwig van Beethovens auf dem Münsterplatz zu Bonn.

Ende November 1826 hatte Beethoven sich während einer Reise von dem Gute seines Bruders Johann nach Wien erkältet; demzufolge entstand Anfangs Dezember eine Lungenentzündung, welche durch falsche Behandlung eines Arztes und weil Beethoven niemals ärztliche Vorschriften genau befolgte, in eine Bauch-Wassersucht überging. Am 28. Dezember mußte die erste, am 8. Januar 1827 die zweite und am 28. desselben Monats die dritte Punktion vorgenommen werden. Im ersten Stadium der Krankheit war er noch rüstig, las fleißig und machte sogar Notizen zu künftigen Werken, namentlich zu einer 10. Symphonie, welche er begonnen, aber nicht vollendet hat. Nach der

dritten Punktion schwanden die Kräfte merklich. Jedoch flammte sein Geist kurz vor dem Erlöschen noch einmal mächtig empor und wollte an den Skizzen der zehnten Symphonie weiter arbeiten, die darauf folgende Ermattung war aber um so größer, so daß er selbst das Herannahen des Todes fühlte. In dieser Stimmung sprach er zu seinen Freunden Schindler und von Breuning die berühmten Worte: »Plaudite amici, comedia finita est.«

Kurz vor seinem Tode traf von freundschaftlicher Seite eine Sendung mit Wein ein, welche Beethoven mit den Worten empfing: „Schade, schade, zu spät!" Dies waren seine allerletzten Worte; bald darauf verlor er das Bewußtsein und fing an zu phantasiren. —

Am Morgen des 24. März hatte er noch die Sterbesakramente mit großer Erbauung empfangen. Mittags gegen 1 Uhr begann der Kampf des Todes mit dem Leben und dem noch leben und schaffen wollenden Geiste. Dieser furchtbare, fast ununterbrochene Kampf zwischen Leben und Tod währte volle zwei Tage, vom 24. bis 26. März. Im letzten Stadium des Todeskampfes brach die ganze Natur in einen wilden Orkan aus: ein tobendes Gewitter mit furchtbarem Schloßenhagel zog über Wien, der Sturmwind heulte in jammervollen Trauertönen ein nicht enden wollendes Klagelied über den scheidenden Tonmeister, und während Blitz und Donner, Sturm und Schloßenhagel ihre Trauermusik aufführten, hauchte der arme Schmerzensdulder ein Viertel auf 6 Uhr Abends seinen Geist aus — 56 Jahre, 3 Monate und 9 Tage alt.

Ein Musikfreund und inniger Verehrer des Meisters, Anselm Hüttenbrenner aus Gratz, der auf die Nachricht von Beethoven's nahem Ende nach Wien geeilt war, kam gerade zur rechten Zeit, um dem Entseelten die Augen zuzudrücken.

Beethoven's Leib ruht auf dem Währinger Friedhofe.

Von wissenschaftlichem Interesse ist der Obduktions-Bericht. Die Obduktion an Beethoven's Leiche ward am 27. März von Dr. Wagner vorgenommen. Hier möge eine Stelle über das Gehörorgan Platz finden:

„Die Gehörnerven waren zusammengeschrumpft und marklos; die längst denselben verlaufenden Gehör-Schlagadern waren wie über eine Rabenfederspule ausgedehnt und knorplicht. Der linke, viel dünnere Hörnerv entsprang mit drei sehr dünnen, graulichen, der rechte mit einem stärkeren, hellweißen Streifen aus der in diesem Umfange viel konsistenteren und blutreicheren Substanz der vierten Gehirnkammer. Die Windungen des sonst viel weicheren und wasserhaltigen Gehirns erschienen noch einmal so tief und (geräumiger) zahlreicher als gewöhnlich. Das Schädelgewölbe zeigte durchgehends große Dichtheit und eine gegen einen halben Zoll betragende Dicke." —

Die Beerdigung fand am 29. März Nachmittags statt. Außer den Verwandten und Freunden des großen Tondichters folgten dem Trauerzuge wo

an zwanzigtausend Menschen. Unter den an seinem Grabe gesungenen Trauerliedern ertönte:

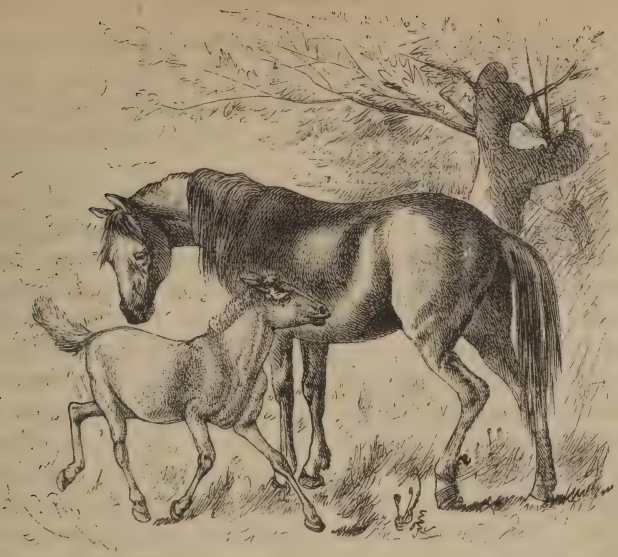
„Du! dem nie im Leben Ruhstätt' ward, noch Herd und Haus, — Ruhe nun im Tode aus." —

So liegt der große Todte gebettet in fremder Erde, fern den lachenden Gefilden des heimatlichen Stromes, an dessen Ufern er die schönste und glücklichste Zeit seines irdischen Daseins verlebt hatte. Und jetzt erst begann man auch in seiner Vaterstadt zu fühlen, was man an dem großen Manne gehabt und verloren hatte. Da vereinigten sich denn von Bonn aus, als dem Mittelpunkte der gemeinsamen Bestrebungen, zahlreiche Kräfte, um wenigstens dem Todten die noch einzig mögliche äußere Anerkennung zu bereiten. Es bildete sich ein Comité, welches die Aufgabe verfolgte, dem Andenken des großen Meisters der Töne, der sich längst durch seine herrlichen Schöpfungen ein unvergängliches Denkmal in den Herzen aller tieffühlenden Menschen gesetzt hatte, auch ein Monument aus Erz in seiner Vaterstadt zu errichten. Im August des Jahres 1845 wurde das vom Bildhauer Ernst Julius Hähnel modellirte und vom Erzgießer Daniel Burgschmiet in Nürnberg gegossene Standbild feierlich in Bonn enthüllt. Auf einem Postament, dessen vier Seiten durch Reliefwerke geschmückt sind, erhebt sich in einer Höhe von beinahe drei Metern die gedrungene Figur des Meisters, deren Anblick einen überwältigenden Eindruck auf den sinnenden Beschauer übt. In dem ernsten Antlitz, welches von erhabener Denkerkraft zeugt, liegt etwas Allgewaltiges, Titanenhaftes; das Haar, von der Wirkung einer durchschütternden Empfindung aufgesträubt, läßt die Stirn in ihrer vollen Breite und Schönheit hervortreten; energische, vielsagende Züge zeichnen sich um Wangen, Mund und Kinn; sinnend schaut das Auge vor sich hin. Man fühlt sich von einer Ehrfurcht gebietenden Geisteskraft, die aus den ausdrucksvollen Formen des todten Erz hervorstrahlt, angezogen und beherrscht; man ahnt, daß solcher Geist das Herrlichste erstreben und das Große nicht nur im Erhabenen, sondern auch in den stillen Regungen der zarteren Gefühle finden mußte. Die Haltung der ganzen Persönlichkeit aber ist so aufgefaßt, als ob sie eben eine jener gewaltigen Ideen erfaßte, welche das nicht daran gewöhnte Ohr fast erschreckend überwältigten, bis es sich mit dem Außerordentlichen allmälig befreundet und dessen ganze Größe und Schönheit erkennt. Der rechte Arm hängt in sanfter Biegung herab und seine Hand trägt den Griffel, während der linke Unterarm auf einem Faltenwurf des Mantels ruht und die Hand das Notenbuch hält. Am Piedestal stellt das vordere Relief in allegorischer Auffassung die „Symphonie" dar, eine schwebende weibliche Gestalt, von vier Knaben (den vier Theilen der Symphonie) umgeben, welche auf der Leier spielen. Das rückseitige Relief führt uns die „Phantasie" vor, auf einer Sphinx reitend, ein Sinnbild des göttlichen Tiefsinns des Komponisten. Zur rechten Seite erblicken wir eine Figur mit zwei Masken und einer Doppelflöte, die dramatische oder Bühnenmusik bedeutend, während zur Linken die geistliche oder Kirchenmusik

durch eine an der Orgel sitzende Gestalt vertreten ist, welche in sinnender Ruhe vor sich hinschaut, ein glückliches Sinnbild der Einfachheit und überwundenen Leidenschaft. In der Ausführung des Ganzen aber ist entschiedene Kraft mit zierlicher Anmuth, ja mit seltener Weichheit, wie sie das starre Erz nur immer gestattet, glücklich verbunden.

Die Enthüllung dieses herrlichen Standbildes des großen Tonmeisters bildete den Mittelpunkt des dreitägigen Musikfestes, welches nicht nur durch die Gegenwart königlicher und fürstlicher Herrschaften (wie des Königs von Preußen, der Königin von England u. A.), sondern auch durch die thätige Theilnahme der vornehmsten lebenden Musikgrößen (wie Franz Liszt) verherrlicht wurde.

Fünfundzwanzig Jahre, während deren der Geist Beethovenscher Tonkunst immer tiefere Wurzeln in den Gemüthern der Menschen, namentlich bei den Gebildeteren des Volkes schlug, waren seitdem im Strome der Zeiten vorübergerauscht, und wieder versammelten sich zahlreiche Tonkünstler, Sänger und Musikfreunde, um ein zweites großes Musikfest zu begehen, bei welchem das Gedächtniß an das Leben und Schaffen des Großmeisters der göttlichen Kunst den Mittelpunkt bilden sollte. Es war zur Zeit des Pfingstfestes in dem Jahre, welches den 100. Geburtstag des Meisters bringt, als die deutschen Tonkünstler ihre Versammlung in der schön gelegenen thüringischen Stadt Weimar abhielten und dabei wärmer denn je das Andenken ihres großen Meisters durch Aufführung seiner unsterblichen Schöpfungen ehrten. Abermals erschien auch Franz Liszt, um persönlich die Hauptkonzerte bei dieser Gelegenheit zu leiten und das Gedächtniß Desjenigen zu feiern, über welchen er einst das ehrende Wort gesprochen: „Gegen D e n sind wir Alle arme Leute!“ Der Vorsitzende des deutschen Musikvereins, Professor Karl Riedel aus Leipzig, eröffnete die zahlreiche Versammlung und dann sprach in einem geistvollen Vortrag Professor Nohl über die geistige Entwicklung Beethoven's, worauf am Nachmittag die „feierliche Messe“ des großen Meisters in der Stadtkirche vor einer gedrängten Zuhörer-Menge zur Aufführung kam. An einem der nächsten Festtage wurden Beethoven'sche Werke verschiedener Gattung aufgeführt; auch ward im Hoftheater ein geistvoller Prolog von Friedr. Bodenstedt durch die als Muse erscheinende Hofschauspielerin Frau Hettstädt entsprechend vorgetragen, woran sich Liszt's imposante Beethoven-Kantate anschloß. Der Eindruck der Aufführung aller dieser Werke auf die Hörer war unstreitig ein zündender. Den Schlußstein des herrlichen Musikfestes bildete die von Franz Liszt dirigirte neunte Symphonie Beethovens, das großartigste Instrumentalwerk desselben und unstreitig die erhabenste aller bisher erdachten Tonschöpfungen.



Der Lebenslauf eines Pferdes.

Eine lehrreiche Thiergeschichte.

Erzählt von H. E. Stötzner.

Um eine Fußpartie in's Gebirge zu unternehmen, hatte ich schon vor Sonnenaufgang mein Lager verlassen und betrat soeben die Landstraße vor der Stadt, als sich der große Feuerball im Osten über den Horizont erhob. Glühend spiegelt sich das junge Tageslicht in unzähligen Thautropfen, die schwer an Halmen und Blättern hangen. Der Morgenwind schüttelt die alten Bäume der Chaussee, welche in vielfachen Krümmungen die Ebene vor mir durchzieht. Hinter mir liegt, in leichten Nebel gehüllt, die große Stadt, deren Mauern ich vor wenigen Minuten verlassen habe.

Es ist noch ziemlich still auf der Landstraße, nur hier und da begegne ich einem Wagen, welcher der Stadt zufährt, oder einzelnen Taglöhnern, die auf ihre Arbeitsplätze eilen. Mit jeder Minute aber wird es lebendiger um mich her. Bauerweiber mit hochbepackten Marktkörben schreiten an mir vorbei, Wagen an Wagen rollen vorüber, um der Stadt, dem eben erwachenden Riesen, die nothwendigen Lebensbedürfnisse zuzuführen. Allgemach scheint die ganze Umgegend auf der Wanderschaft zu sein, und Alles strömt jenem dunklen Häusermeere zu, um dort zu arbeiten und zu gewinnen. Es kommt mir vor, als ginge ich einem mächtigen Strome entgegen, der jeden Augenblick mich mit fortreißen

könne. Doch da bekomme ich einen Wandergefährten, den alten Straßenmeister, der jetzt nachsehen will, ob seine Leute das ausführen, was er gestern angeordnet. Einen bessern Gesellschafter, als den alten lieben Mann, kann man sich gar nicht denken, und gerade hier auf der Landstraße weiß er von Allem zu erzählen, denn jeden Baum und Stein kennt er; auch Jeder, der uns begegnet, zu Fuß oder zu Wagen, begrüßt ihn. Halt — was ist dort geschehen?

Wir kommen näher. — Mitten auf der Landstraße hält ein Sandwagen und vor ihm liegt ein alter abgetriebener Gaul, den sein Herr unter Fluchen und Schimpfen mit Peitschenhieben wieder auf die Beine zu bringen sucht. Empört springt der alte Straßenmeister hinzu und ruft dem unbarmherzigen Fuhrmanne entgegen: „Elender Mensch, ich hab dir immer gesagt, du sollst deinen Wagen nicht überladen und deinem alten Hans mehr Ruhe und Futter gönnen! Gleich wirfst du Sand ab, ich will derweil versuchen, das Thier in die Höhe zu bringen.“ Murrend ging der Sandfuhrmann an die Arbeit, während der Straßenmeister das Pferd ausschirrte und den armen erschöpften Schimmel streichelte, welcher ihm dankbar die Hand leckte. Nach einiger Zeit gelang es auch den aufmunternden Worten des alten Mannes, den Gaul zum Aufstehen zu bewegen. — Da inzwischen der Fuhrmann wol ein Viertel seiner Ladung abgeworfen, so vermochte der alte Schimmel den Wagen weiter zu schleppen.

Mitleidig schauten wir dem armen Thiere nach; aber ich sah doch verwundert den Straßenmeister an, dessen Augen sich mit Wasser gefüllt hatten. Er mochte dies bemerken und begann daher nach einiger Zeit: „Ja, junger Herr, was war doch jener Schimmel früher für ein Prachtpferd! Auf dem Schlachtfelde wie in der Rennbahn habe ich ihn bewundert und nun thut es mir in tiefster Seele weh, ihn in so kläglicher Lage hinsterben zu sehen. Lachen Sie mich immerhin aus, aber Thiere haben auch ihre Geschichte, so gut wie die Menschen; nur daß sich Niemand die Mühe nimmt, sie aufzuschreiben.“

„Bitte, bester Herr, erzählen Sie mir die Geschichte jenes Schimmels.“ — „Gut, Sie sollen Alles erfahren, aber ich muß dabei etwas weit ausholen und Manches von mir selbst erzählen, denn mein Geschick war einst mit dem jenes Schimmels verbunden. Der alte Hans und ich sind Holsteiner von Geburt, und der Krieg hat uns beide vertrieben. Ich war Verwalter auf dem Gute des Grafen Werner bei Ottensen und pflegte dort mit großer Vorliebe das Gestüt des Grafen. Der alte Herr war eben gestorben und nun kam nach dem Willen der Mutter sein einziger Sohn, ein junger Mensch von 16 Jahren, der bis dahin zu Kiel in Pension gewesen, nach Hause, um praktisch die Landwirthschaft zu erlernen. Gerade das Gestüt interessirte den jungen Grafen außerordentlich und mir schenkte er vom ersten Tage an ein solches Vertrauen, daß er mich veranlaßte, mit ihm auszureiten und ihn in die Geheimnisse der Pferdezucht einzuweihen. Ich stand damals im vierzigsten Lebensjahre und der Frau Gräfin war es ganz recht, daß der junge Herr viel mit mir umging, denn sie hielt es für rathsam, daß ein besonnener Mann dem wagehalsigen Jüngling zur

Seite sei. Als bester Reiter der Umgegend angesehen, der schon bei manchem Bauer-Wettrennen den Preis davon getragen, kam ich immer höher in Gunst beim jungen Grafen, so daß er mich nicht wie seinen Diener, sondern wie seinen Freund behandelte. Namentlich war es jener Schimmel, der uns näher zusammenführte. Der Graf war bei Geburt des Thieres zugegen. Hilflos lag das neugeborne Thier zu den Füßen seiner Mutter, die es mit rührender Sorgfalt beleckte. Plötzlich ließ das junge Füllen ein schwaches Wiehern hören, was die Stute fast in demselben Tone beantwortete. Da mit einem Male sprang das Junge empor und stellte sich zum ersten Male auf seine zierlichen Beine. Dann sprang es hervor vor die Mutter und leckte an ihr herum. — Aufmerksam hatte der Graf zugesehen und sofort erklärt, das Füllen müsse sein Leibpferd werden. Er hatte an dem zarten Thierchen, welches er Hans nannte, solche Freude, daß er fast täglich nachsah, wie sich sein Liebling entwickelte. Man konnte auch nichts Hübscheres sehen, als das blendend weiße Füllen, wie es so zierlich und lustig neben seiner Mutter hinsprang. Eine eigenthümliche Zeichnung, ein schwarzer viereckiger Stern auf der Stirne, machte das Füllen leicht kenntlich und gab ihm ein keckes, muthwilliges Aussehen. Den Grafen und mich kannte das Thier schon von Weitem. Ein Ruf, ein Pfiff ließ es mit Windesschnelle zu uns eilen, mit glänzenden Augen blickte es dann zu uns empor, leckte uns die Hände und knupperte an den Taschen herum, in denen sich gewöhnlich kleine Leckerbissen, Zucker, Semmel u. s. w., befanden. Merkwürdigerweise bevorzugte das edle Thier aber den Grafen mehr als mich, obgleich ich häufiger mit dem Thiere zusammenkam und es auch meinerseits an Liebkosungen nicht fehlen ließ. Es war, als fühlte es das Thier heraus, daß es der Liebling des gebietenden Herrn war, und so lief es augenblicklich von mir fort, sobald sich der Graf nur von Weitem sehen ließ. Natürlich steigerte dies noch die Zuneigung des Grafen zu dem klugen Thiere, dessen Verstandeskräfte von Tag zu Tag wuchsen. Wahrhaft rührend war die Sorge der Stute um ihr Füllen. Außer dem Grafen und mir durfte Niemand dem jungen Thiere zu nahe kommen, und mit fast ängstlich klingendem Gewieher rief die Alte ihr Kleines herbei, wenn sich nur irgend etwas Fremdartiges näherte, dagegen begann sie schon frühzeitig dasselbe im anhaltenden Laufen gleichsam einzuüben und zu unterrichten.

„Das wird ein prächtiges Reitpferd!“ meinte der Graf und rieb sich vergnügt die Hände. —

„Vom vierten Monate ab begann das Füllen sich selbst etwas Nahrung auf der Weide zu suchen. Mutter und Kind wurden einander fremder, und als bei letzterem die Schneidezähne durchbrochen waren, entwöhnte sich das Füllen von selbst der Stute. An dem sich immer prächtiger entwickelnden Thiere zeigte ich nun dem Grafen praktisch die Eigenthümlichkeiten der Pferde. So lehrte ich ihn z. B., wie gerade die Zähne als ein Kennzeichen für das Alter der Pferde dienen. „Das ist mir neu“ — unterbrach ich hier den alten Straßenmeister — „obschon ich gar oft sah, wie man beim Pferdehandel gerade das Maul des Thieres mit

besonderer Aufmerksamkeit betrachtet." — „Ganz recht. Das Füllen bringt zwölf Backenzähne mit auf die Welt, von denen sich in jeder Kinnlade zu beiden Seiten drei befinden; nach etwa vierzehn Tagen kommen die Schneidezähne zum Vorschein und endlich nach sechs bis acht Monaten die Eckzähne; so sind nach dem zweiten Jahre gewöhnlich alle Zähne durchgebrochen. Aber alle diese Zähne, Milchzähne genannt, fallen später wieder aus und werden dann durch bleibende ersetzt. Mit Beendigung dieser Wechselungsperiode tritt das Pferd in das reifere Alter, es ist dann etwa fünf Jahre alt. Nunmehr erhalten die Zähne nach und nach eine eigenthümliche Gestaltung, wonach man ziemlich genau das Alter beurtheilen kann. Der Milchzahn gleicht seiner Form nach einem plattgedrückten Kegel, während der richtige Pferdezahn mehr kielförmig aussieht. Nach vollendetem Zahnwechsel besitzt das Pferd 25 Backenzähne, 12 Schneidezähne und 4 Eckzähne. Anfangs zeigen die Zähne auf der Krone eine, seltener noch zwei nebeneinander laufende Vertiefungen oder Furchen, welche Kunden genannt werden. In Folge der Reibung beider Zahnreihen an einander verschwinden allmählig diese Kunden. Zuerst bemerkt man mit Ablauf des fünften Jahres an den Eckzähnen, mit dem siebenten Jahre an den Mittelzähnen eine Abnahme der Kunden. Nach zehn Jahren zeigen die Mittelzähne, nach elf Jahren die Eckzähne völlig geebnete Flächen. Bis zum 14. Jahre werden die Zähne oval; später nehmen sie eine rundliche Form an, und etwa sechs Jahre hierauf folgt die sogenannte dreieckige Zahnperiode, die wiederum sechs Jahre anhält. Ferner machte ich den Grafen auf die Kunststücke der Roßtäuscher aufmerksam, welche oft an den Zähnen herumfeilen, um dadurch die Käufer zu betrügen, d. h. ältere Pferde als jüngere zu verkaufen. Weiterhin führte ich aber auch meinen Schüler in die praktische Behandlung der Körperpflege des Pferdes ein. Er mußte lernen, ein Pferd selbst zu füttern, selbst zu putzen und zu striegeln, damit er beurtheilen konnte, ob es die Knechte auch recht machten. Als guter Reiter mußte er auch sein Roß selbst aufzäumen und satteln können, denn nicht immer ist ein Knecht zur Hand, wenn z. B. während eines flotten Rittes etwas passirt. Auch das kranke Pferd mußte er behandeln lernen, damit er ein leichtes Uebel, welches das Thier befallen, sogleich selbst beseitigen konnte.

„Unser Schimmel stammte von einem echten arabischen Hengste, den der alte Graf zu hohem Preise für sein Gestüte angekauft hatte. Es machte dem jungen Herrn viel Vergnügen, als ich ihm den Stammbaum jenes Hengstes vorlegte, der mit ängstlicher Genauigkeit geführt worden war und bewies, daß echtes Vollblut in den Adern des Thieres rolle. Bekanntlich ist das arabische Pferd die edelste, schönste Race, durch welche alle anderen Pferdearten veredelt worden sind. Dieser zunächst stehen die persischen und die türkischen Pferde, nur haben sie nicht die Ausdauer des arabischen. Durch hohe Schönheit zeichnen sich noch die Pferde aus der Berberei im nördlichen Afrika aus. Sie stehen in so hohem Ansehen, daß einst den Juden dort verboten war, sich auf ein so edles Thier zu setzen. In Europa waren die spanischen Pferde, namentlich die anda-

lusischen, ihrer Ausdauer und stolzen Haltung halber, berühmt. Jetzt kommen zuerst die englischen. Man unterscheidet in England vier Racen: den Renner, das Jagdpferd, das Wagenpferd und das Zug- oder Karrenpferd. Letztere Art zeichnet sich durch Riesengröße und Kraft vor allen Pferden der Welt aus. — In Deutschland hat sich seit hundert Jahren die Pferdezucht außerordentlich gehoben. Als die echtesten deutschen Pferde sind die ostfriesischen anzusehen, die man Hard-Driver d. h. Schnelltreiber nennt. Sie sind groß und stark, mit schwerem Kopfe, kurzem Halse, breitem Rücken, gespaltenem Kreuze, niedrig angesetztem Schweife, starken, dicht mit Haaren besetzten Schenkeln und Füßen; sie dienen vorzugsweise als Wagen- und Kavalleriepferde. Eine Abart davon ist das niederländische — brabantische und flamländische — Pferd, doch nicht so dauerhaft. Das holsteinische Pferd ist meist durch die englische Rasse veredelt und dient ebenfalls als gutes Kriegspferd. Die schönste und edelste deutsche Rasse ist die mecklenburgische und daher als elegantes Reit- und Kutschpferd sehr gesucht. Die Mutter unseres Schimmels war eine Mecklenburgerin, der Vater ein echter Araber — kein Wunder, daß ihr Füllen ein so ausgezeichnet schönes Thier wurde.

„Dem holsteinischen ist das dänische Pferd ähnlich, ebenfalls gut für schwere Reiterei. Nicht eben schön, aber fest und ausdauernd sind die russischen, die polnischen und ungarischen Pferde und darum sind jene Länder vorzugsweise bekannt durch ihre leichte Reiterei — die Kosaken, Ulanen und Husaren. Fast jedes Land hat seine besondere Pferderasse.

Darf ich Ihnen, lieber junger Herr, bei dieser Gelegenheit sagen, daß man Unrecht thut, nur von Schimmeln, Füchsen, Braunen und Rappen bei den Pferden zu sprechen, während es doch eine ganze Anzahl Mittelfarben bei unseren lieben Hausfreunden giebt. Die Grundfarben sind weiß, gelb, grau und braun; schwarze Pferde mit weißen Haaren werden im Allgemeinen Schimmel genannt. Sie werden mitunter schon weiß geboren mit glänzenden Haaren, und heißen dann Atlas- oder Glanzschimmel; diese sind ziemlich selten. Unser Füllen war ein solcher Atlasschimmel, nur daß es auf der Stirne einen schwarzen Stern hatte, von dem ich Ihnen schon erzählt habe. Werden die Haare aber, wie es häufiger der Fall ist, erst nach und nach weiß, so heißt das Pferd ein Milchschimmel. Da jedoch die weiße Farbe selten ganz rein ist, so unterscheidet man Blauschimmel, wenn sie mit schwarzen Haaren untermengt ist; Apfelschimmel, wenn diese schwarzen Haare runde, apfelförmige Flecken bilden; Mohrenköpfe, wenn nur die Farbe des Kopfes schwarz ist. Pferde von gelber Farbe heißen Falben, Fahlen oder Isabellen. Da sind namentlich die des ehemaligen Kurfürsten von Hessen durch ihre Schönheit weltberühmt geworden. Rothe Pferde heißen Füchse, die aber wieder, je nachdem die Haare mehr oder weniger roth sind, besondere Namen haben. Sie werden Goldfüchse genannt, wenn das Roth in glänzend Gelb spielt; Rothfüchse, bei ganz gewöhnlichem Roth; Brandfüchse, wenn die Haare mehr braun sind und an der Spitze gleichsam wie versengt

aussehen; Schweißfüchse haben schwärzlich rothe, hier und da in's schmuzig Gelbe fallende Haare und meistentheils dabei weiße Mähnen und Schweife. Pferde mit ganz schwarzem Haar nennt man Rappen. Sind die ursprünglichen Haare stellenweise und unregelmäßig mit Haaren von anderen Farben untermengt, so heißen die Pferde Schecken. Der Bukephalos Alexander's des Großen und die Rosse Attila's sollen Schecken gewesen sein. König Wilhelm's von Preußen Schlachtroß bei Sadowa 1866 war ein Rappe, eine schwarze Stute; in dem Feldzuge gegen Frankreich hatte der König einen Braunen zum Leibroß. Doch auf die Schecken zurückzukommen, so werden diese Thiere, wenn die Flecken klein und regelmäßig auf weißem Grunde sind, gewöhnlich mit dem Namen Tiger bezeichnet. Hat aber das Thier über die ganze Nase einen weißen Haarstrich, so wird es eine Bläſſe genannt. — „Gewiß bin ich Ihnen dafür dankbar", unterbrach ich hier meinen Wandergefährten, „daß Sie mich in das Geheimniß der Namen und Farben aller möglichen Pferdearten einführen; allein die Neugier und meine Theilnahme an dem Schimmel Ihres Herrn Grafen treibt mich doch zu der Bitte, etwas Weiteres von dem Lebenslaufe dieses edlen Rosses, das wir vorher in so kläglichem Zustande gesehen, aus Ihrem Munde zu erfahren." — „Gern, mein junger Herr; Sie kommen mir nur mit Ihrer Bitte zuvor: soeben wollte ich in der Erzählung meiner Erinnerungen fortfahren. Also das junge Thier entwickelte bereits im zartesten Alter eine Klugheit, die fast unglaublich scheint, wenn man nicht ganz ähnliche Fälle schon häufig hätte erzählen hören. Und zwar zeigte es sich bei solchen Vorfällen dem Grafen gehorsamer als mir. So hob es z. B. mit seinem Maule das von seinem Herrn verlorene Taschentuch auf und brachte es ihm zurück, während es in gleichem Falle das meinige liegen ließ. Unter einer größern Zahl von Reitpeitschen fand es stets mit Sicherheit die seines Herrn heraus und alle diese Kunststückchen lernte das kluge Thier fast von selbst, ohne Dressur. Es hat nie von mir, noch viel weniger vom Grafen, einen Schlag mit der Peitsche bekommen. Wirklich gefährlich aber war es, dem Herrn selbst in scheinbar feindlicher Absicht zu nahe zu treten. Dann wieherte das treue Roß mit zornigem Tone, blies die Nüstern auf und schlug und biß nach dem Angreifer seines Herrn. Einst war der Graf allein draußen auf dem Gestüte gewesen und hatte dort einen halbbetrunkenen Knecht zur Rede gestellt und mit Dienstentlassung bedroht. In seinem Rausch ging der Knecht mit einem Knüttel bewaffnet auf den Herrn los, der nicht einmal seine Reitpeitsche zur Hand hatte. Eben aber, als der Kerl zum Schlage ausholt, faßt ihn der Schimmel hinten am Rockkragen, schleift ihn eine Strecke mit fort und springt dann zu seinem Herrn zurück. Der Graf hat inzwischen den gefallenen Knüttel aufgehoben und eilt nun zu dem Knechte, der, auf einmal ernüchtert, mit blutendem Gesicht und zerrissenen Kleidern den Herrn demüthig um Verzeihung bittet. Sie können selbst denken, wie lieb nun der Schimmel dem Grafen wurde. Merkwürdig war aber auch die Eifersucht, mit welcher das junge Thier auf die andern Pferde herabsah, sobald sein Herr dieselben streichelte. Kam der Graf

geritten, so schlug es nach dessen Reitpferde und ruhete nicht eher, als bis er abgestiegen und sein Reitpferd dem Diener übergeben hatte; dann aber suchte es gleichsam durch doppelte Liebkosungen sich dem Gebieter angenehm zu machen.

„So war der Schimmel vier Jahre alt geworden. Bis jetzt hatte er in ausgedehntester Weise die goldne Freiheit genossen, nun aber sollte er seinem Herrn dienstbar werden. Er war, zu wunderbarer Schönheit herangereift, die Krone des ganzen Gestütes. Aus der mächtigen Brust heraus hob sich in edler, schöner Biegung der Hals, den eine seidenweiche Mähne umwallte. Aus dem Kopfe schauten ein Paar kluge, blitzend braune Augen heraus, und die feingeschnittenen Ohren, welche das unbedeutendste Geräusch vernahmen, zeigten sich in beständiger Bewegung. Der wohlgeformte Leib, welchem hinten in einem vollen glänzenden Strahl der Schweif entquoll, ruhte auf zierlichen Füßen.

In der Reitbahn.

„Jede Bewegung des edlen Thieres, mochte es mit dem Kopf empor werfen oder in feuriger Ungeduld den Boden stampfen und mit dem Schweife die Luft peitschen, mochte es in kühnen, gewaltigen Sätzen dahinsprengen oder, wie aus Marmor gehauen, still dastehen, jede Bewegung erschien stolz und schön, und wir konnten uns nicht satt sehen an dem prächtigen Thiere. Das mußte ein Reitpferd werden, dessen sich der stolzeste König nicht zu schämen brauchte, und begeistert sprach dann der Graf die Worte des gefeierten englischen Dichters:

Gedrungen, rund von Huf, die Fessel lang,
Welch Aug' am kleinen Kopf! die Nüstern weit,
Breitbrustig, fein von Gliedern, drall im Gang,
Dickschnaufig, schlichte Mähn', im Kreuze breit;
Schaut, welch ein Roß! Kein Mangel kann es drücken —
Ein stolzer Reiter nur den stolzen Rücken!

Jetzt rennt's dahin, jetzt wurzelt's an der Erde;
Rührt sich 'ne Feder, seht ihr's pfeilschnell jagen,
Wol wettet's mit dem Wind, wer Sieger werde;
Ha, ob es läuft, ob fliegt, wer kann es sagen?
Hört ihr durch Mähn' und Schweif des Sturmes Lieder?
Wie wogt das Haar, als wär' es ein Gefieder!

„Das stolze Thier sollte keinen andern Reiter tragen, als den Grafen selbst, und so wollte er es auch persönlich in die Schule nehmen.

„Noch ist mir jene Scene lebhaft im Gedächtniß, wo er zum ersten Male den Schimmel ritt. Es sollte zugleich eine Probe, ein Meisterstück seiner Reitkunst sein. Wir gingen hinaus in das Gestüte. Ein Pfiff und in sausendem Galopp kam der Schimmel heran. Der Graf selbst legte ihm eine Decke über den Rücken und befestigte dieselbe mit einem Gurte. Ein leises Zittern überflog das edle Thier; es wurde unruhig, aber ein freundliches Wort des Herrn brachte es zum Stehen und fragend schaute es ihn mit den großen klugen Augen an. Wie ihm beim ersten Ritte kein Sattel, so sollte ihm auch kein vollständiger Zaum angelegt werden, ein einfacher Zügel wurde vom Grafen für hinreichend gehalten, das edle Thier zu zähmen. Er selbst legte ihn an und wie der Blitz schwang er sich dann auf den Rücken des Pferdes. Erschrocken stand das Thier einen Augenblick still, an allen Gliedern zitternd; dann aber blies es brausend seine Nüstern auf und bäumte sich hoch empor, als wollte es die ungewohnte Last abschütteln. Aber der Graf saß fest, es schien, als wäre er mit dem Thiere zusammengewachsen. Mit nerviger Faust faßte er den Zügel schärfer und nun raste das Pferd auf der weiten Ebene dahin. Ich war mit dem Grafen zu gleicher Zeit zu Pferde gestiegen und versuchte ihm zu folgen, aber bald blieb ich weit hinter ihm zurück. Ueber Knicks und Gräben, selbst durch einen Teich ging die tolle Jagd — Nach etwa anderthalb Stunden kamen sie zurück, das Thier mit Schaum bedeckt, der Reiter wie im Schweiß gebadet; aber es hatte keinem etwas geschadet und der Schimmel fügte sich von nun an willig seinem Herrn. Ein solch prächtiges Reitpferd, das bei aller Schönheit eine solche Schnelligkeit und Ausdauer entwickelte, gab's im ganzen Herzogthum nicht wieder und kolossale Geldsummen wurden dem Grafen für dasselbe geboten, er hätte es aber für kein Rittergut weggegeben.

„Wenige Monate nach jenem ersten Ritte fand bei Schwerin ein großes Wettrennen statt. Der Graf beschloß auszureiten und dort seinen Schimmel gleichsam in die große Welt einzuführen. Ha, Sie hätten sehen sollen, welches Staunen unser Schimmel erregte! Er war der Held des Tages und schöne Hände stolzer Fürstinnen und Gräfinnen streichelten das edle Thier.

„Jetzt kam der große Augenblick des Rennens. — Die ovale Bahn war auf einer großen Wiese hergerichtet worden und der Weg, durch weiße Pfähle bezeichnet, eine halbe Stunde lang. Tausende von Zuschauern, von der Bahn durch Barrièren getrennt, hatten sich eingefunden. Für die vornehme Welt waren Tribünen erbaut, die bis an den äußersten Rand besetzt waren. Wer

aber eine Equipage sein nannte, der zeigte hier dieselbe im vollsten Glanze, dazwischen tummelten sich viele Reiter in den mannichfachsten Kostümen, selbst glänzende Uniformen tauchten hie und dort auf; die Damen waren in prachtvollen Toiletten erschienen. Alles wogte durch einander, und die grüne Wiese, belebt durch eine bunte Menge und beschienen von der klaren Herbstsonne, bot ein interessantes, prächtiges Bild dar. Erst beim zweiten Rennen betheiligte sich der Graf. Es galt die Bahn zweimal zu umreiten und ein goldner Becher war der Preis. Fünf Renner betheiligten sich dabei, mit Ausnahme unseres Schimmels schon bewährte Rennpferde. Alles ist in Ordnung, das Signal wird gegeben und mit Blitzesschnelle flogen die Pferde dahin. Anfangs übernahm ein echter englischer Renner die Führung, unser Hans war erst der dritte. Bald aber wurde er der zweite und eben als die Bahn einmal umritten, war unser deutscher Hans dem englischen Almansor um eine Nasenlänge vor, und in fast unglaublichen Sätzen, begleitet von dem Beifallssturme der zuschauenden Menge, jagte er dem Ziel zu, das er weit vor dem Engländer, fast fünf Sekunden eher, erreichte. Unser Schimmel hatte einen glänzenden Sieg gewonnen und stolz nahm er die Huldigungen entgegen, die ihm von allen Seiten gebracht wurden. Der Graf aber füllte den gewonnenen Goldpokal mit Wein und stärkte daraus zuerst sein edles Thier.

„Bald nachher begann in unsern Herzogthümern jene große nationale Bewegung, die durch den Brief Christian's VIII. hervorgerufen worden. Daß mein Graf und ich den lebendigsten Antheil nahmen, können Sie sich wol denken, floß doch echt deutsches Blut in unsern Adern. Und als eine feige Diplomatie unser Land den Dänen abliefern wollte, da gehörten wir mit zu den Ersten, die in die schleswig-holstein'sche Armee eintraten, um dem geliebten Vaterland Gut und Blut zu weihen. Der Graf ritt natürlich seinen treuen Hans, der sich mit wunderbarer Schnelligkeit an die Signale, an Kugelsausen und Pulverdampf gewöhnte. Einmal, kurz vor der Schlacht von Idstedt, waren der Graf und ich bei einer Rekognoszirung betheiligt. Unvermuthet trafen wir auf dänische Dragoner, die sofort auf uns Jagd machten. Bei einem Dorfe kam es zu einem kleinen Gefechte, in welchem der Graf, auf einmal von uns getrennt, in Gefahr gerieth, gefangen genommen zu werden. Er hatte sich in der Richtung etwas versehen, und befand sich plötzlich in dem von einer dritthalb Ellen hohen Mauer umgebenen Kirchhofe. Die Dänen, welche es gesehen, beeilten, sich das Thor zu sperren und den Kirchhof zu besetzen. Schon meinten sie den hohen Offizier gefangen zu haben, aber sie hatten zu früh gejubelt. Der Graf hielt einen Augenblick sein Thier an, sprach einige ermunternde Worte zu ihm und in der nächsten Minute flog der Schimmel, wie vom Bogen geschnellt, über die Kirchhofsmauer hinweg, und bald waren Roß und Reiter den Blicken der Feinde entschwunden, die einige vergebliche Schüsse nachschickten, aber an Verfolgung nicht denken konnten. Uns Andern aber war das kühne Reiterstück entgangen; wir meinten nichts anderes, als daß der Graf in Gefangenschaft gerathen sei.

Der gefahrvolle Sprung zur Rettung des Herrn.

„Wie angenehm aber wurden wir überrascht, als wir, dort angekommen, ihn im Kreise der Freunde sitzen sahen! Der Zufall hatte ihn einen etwas nähern Weg einschlagen lassen, als der war, den wir ritten. Das erste Glas, das wir zusammen tranken, das galt dem wackern Hans, der seinen Herrn durch jenen kühnen Sprung vor schmachvoller Gefangenschaft gerettet hatte.

„Unsere Tafelrunde erklang an jenem Abende vom Lob und Preis kühner Kriegspferde. Was Dichtung und Geschichte in dieser Beziehung überliefert hat, das wurde mitgetheilt; den Preis errang dabei ein junger Sachse, den die Liebe zum deutschen Vaterlande in unsere Reihen getrieben hatte, durch den Vortrag eines Gedichtes, das ich mir seiner Schönheit wegen abgeschrieben, dann „auswendig gelernt und bis auf den heutigen Tag im Gedächtniß behalten habe."

„Da können Sie es wol jetzt noch vortragen; o bitte, thun Sie es, ich werde gerne zu hören. — „Nun gut, es lautet folgendermaßen:

Vevros und sein treues Roß.

Am Vardar, am Vardar, auf grünem Feld,
Lag Vevros im Sterben, der kühne Held.
Es hatt' ihn der Türk', im Busche versteckt,
Mit meuchlischer Kugel hingestreckt,
Wie lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er ihm so werth;
Er stand, und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah;
Er wagt's ihn anzureden.

„Steh auf mein Gebieter, und höre mein Wort!
Der Türk ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen sein,
So eile flugs von hinnen!"

„Wohl möcht ich von hinnen! Ich kann es nicht!
Nicht länger schau ich der Sonne Licht. —
Die Kugel sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang in's innerste Leben ein; —
Nun geht's mit mir zu Ende!

„Drum höre, du Treuer in Freud' und Noth,
Merk auf, und höre mein letztes Gebot!
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab' ein Grab mir an Ufersrand
Mit deinen starken Hufen.

„Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif' mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft,
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie ja mit Erde.

„Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Zelt;
Bring' meinem Bruder, du edles Roß,
Bring' ihm den Säbel und dies Geschoß,
Auf daß er mein gedenke.

„Bring' meinem Mädchen dies bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug!
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
Und fließen ihre Thränen drein,
So find' ich Ruh' im Grabe.

„Fahr' wohl, mein Rappe, das Auge bricht!
Mach' schnell, und laß mich den Türken nicht!"
So seufzt der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Bevros' Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoß,
Das Tüchlein brachte das edle Roß
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt es hin.
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
Sie jammerte laut vor bitterm Schmerz,
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach, und schlug nicht wieder.

„Der Graf war beim Vortrag dieses Gedichtes ernst geworden; es schien ihn eine Ahnung zu beschleichen von dem, was der kommende Tag bringen sollte.

„Wir griffen am nächsten Morgen den Feind an. Aber wie Sie wissen, das Glück war uns nicht günstig; trotz aller Tapferkeit und obschon wir in zehnstündigem Kampfe das Feld behaupteten, ließ unser Oberbefehlshaber, General Willisen, plötzlich das Signal zum Rückzug geben, so daß die Dänen selbst nicht begriffen, wie Sie zu ihrem Siege gekommen, und deshalb ein Vorgehen nicht wagten. Der Graf und ich waren bei der Vorhut. Bald stießen wir auf feindliche Reiterei; es waren dieselben Dragoner, mit denen wir schon gestern zusammengerathen waren. Sofort begann das Gefecht; aber gleich zu Anfange, eben als der Graf den Befehl zum Einhauen gegeben, traf ihn eine dänische Kugel; er sank vom Pferde. Wol wollte dieser Anblick mir's Herz brechen und doch war es unmöglich, ihm jetzt zu Hülfe zu kommen, denn wild tobte der Kampf, und so konnte ich nichts anders thun, als wüthend auf die Dänen einhauen und mein Leben so theuer wie möglich verkaufen. Eins aber sah ich noch. Des Grafen Reitpferd schleppte seinen erschossenen Herrn aus dem Gefecht heraus an das Ufer eines kleinen Weihers. — Ein Hieb über den Kopf warf auch mich zu Boden. — Als ich nach kurzer Zeit wieder erwachte, hatte sich das Gefecht auch nach rechts gezogen, Todte lagen aber genug um mich herum. Dort am Teiche stand noch immer unser treuer Schimmel und neben ihm lag die Leiche des Grafen, die das brave Thier öfters beleckte und dann wie hülfesuchend langsam umschritt. Mühsam schleppte ich mich hin und mit freudigem Wiehern begrüßte mich das Pferd. Wieder schwanden mir die Sinne, und ich erwachte als dänischer Gefangener. General Willisen hatte ja freiwillig das Schlachtfeld geräumt. Neben mir lag noch immer der todte Graf und das treue Roß hielt bei ihm die Todtenwacht. Neugierig wollten sich die Dänen den gefallenen Offizier ansehen, aber Hans litt nicht, daß auch nur einer ihn anrührte. Bei dem leisesten Versuch, die Leiche anzugreifen, biß und schlug das Thier wie wüthend um sich. Auch mein Zurufen blieb vergeblich. Schon machte einer der Rohesten den Vorschlag, das treue Thier niederzuschießen, als ein hoher Offizier sich dem Kreise näherte und, von der Schönheit des Pferdes überrascht, den Soldaten ein gut Trinkgeld versprach, wenn sie es ihm zu bringen vermöchten. Mit roher Gewalt gelang dies auch; als aber jener Offizier das Thier zu besteigen versuchte, da zeigte es eine Wildheit, die den Kühnsten abschrecken mußte.

„Wart' Bestie!" — rief der Major voll Zorn — „dich wollen wir schon zähmen!" Er gab sofort Befehl, das Pferd bei der Artillerie zu verwenden, und so sehr das kräftige Thier sich auch wehrte, es wurde hinter die Kanone gespannt — der Hunger und Kummer machten es mürbe.

„Ich war durch jenen Hieb kampfunfähig geworden, und da ließ mich denn der Däne laufen; schaden konnte ich ihm nicht mehr. So marschirte ich ab und ließ mit schwerem Herzen den Hans in Feindeshänden. Zunächst ging ich wieder in's schleswig-holsteinische Lager, um dort meinen Arm richtig kuriren zu lassen.

Abführung des erbeuteten Pferdes.

Einen Monat später konnte ich doch wenigstens als Krankenpfleger Dienste thun. Jetzt kam das Gefecht bei Eckernförde und Kochendorf. Da sah ich auf einmal den Hans wieder in unseren Reihen. Er hatte einen Hauptstreich ausgeführt. Jener dänische Major hatte ihn, wie ich Ihnen schon vorhin erzählte, durch Prügel und Hunger mürbe machen lassen und ihn dann zu seinem Reitpferde bestimmt. Nun sollte er zum erstenmale seinen neuen Herrn in die Schlacht tragen; aber kaum hört das kluge Thier die altgewohnten heimischen Signale, als es ausbricht und mit seinem Reiter wie toll unseren Reihen zusprengt. Dies hatte der Däne sich auch nicht träumen lassen, daß der Schimmel ihn gefangen nehmen würde; er mußte aber gute Miene zum bösen Spiele machen und am Ende noch in das Lob des treuen Thieres einstimmen, welches so brav seiner Fahne gedient hatte.

Lieber Herr, Sie wissen, daß auch an diesem Tage Willisen die im Vordringen begriffenen Truppen, welche bereits mehrere Schanzen und die Brücke von Missunde erstürmt hatten, aufhielt und durch einen abermals unbegreiflichen Befehl zum Rückzuge in ihrem Siegeslaufe hemmte. Später kam's immer schlimmer. Eine feile Diplomatie zertrat unsere Rechte und lieferte uns dem Feinde aus, der das Land die schwere Faust wol fühlen ließ. Ich habe den Jammer nicht lange mit angesehen; mit vielen anderen Holsteinern suchte ich mir eine neue Heimat. Zunächst ging ich nach Braunschweig als Schreiber zu einem Advokaten. Dort sollte ich auch nach mehr denn einem Jahre unsern Hans wiedersehen.

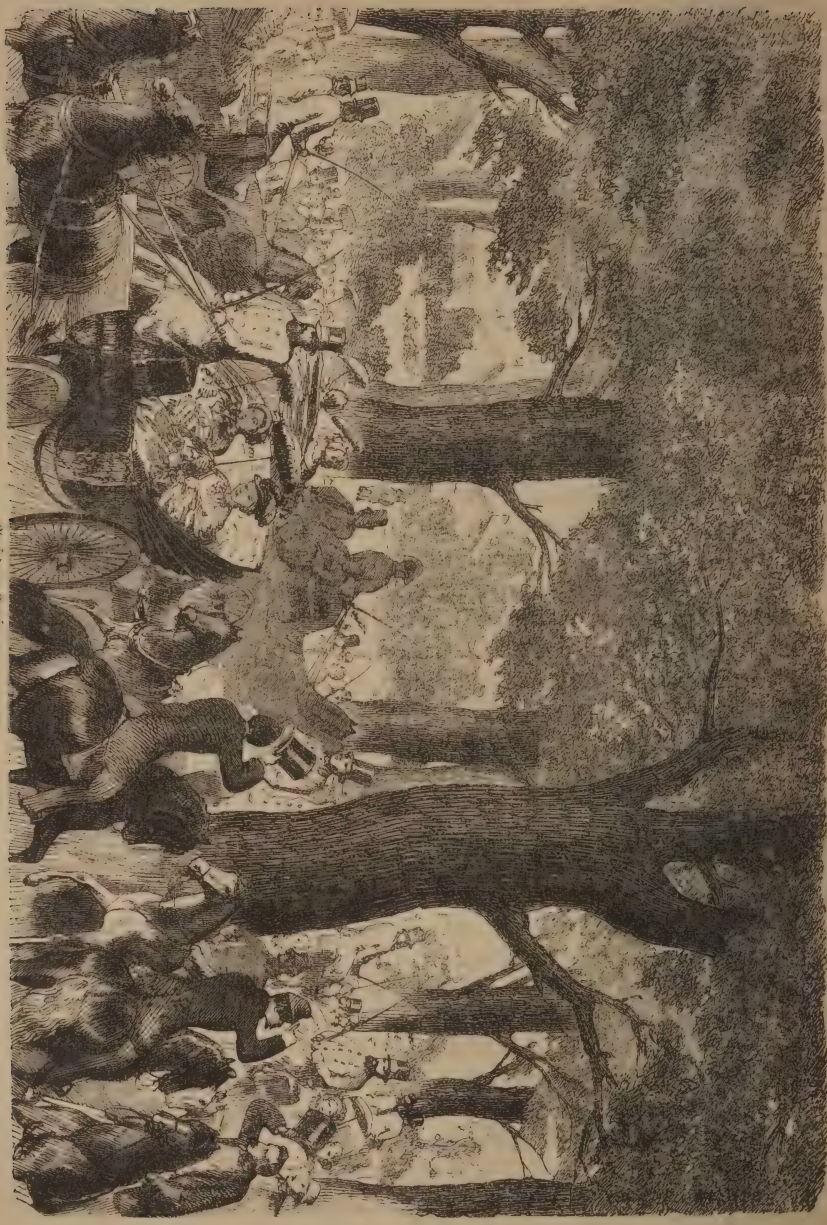
Bei den Kunstreitern.

„Bei Auflösung unserer Armee wurde ein gut Theil der Pferde zu wahren Spottpreisen verkauft, und bei dieser Gelegenheit war unser Schimmel in die Hände eines Kunstreiters gefallen, der das kluge, gelehrige Thier zu Kunststücken aller Art abgerichtet und dadurch zu einem allgemein angestaunten Wunderpferde gemacht hatte. Der Schimmel hatte den stolzen Namen Harald erhalten, und ich traute meinen Augen kaum, als ich sah, wie eitel der Bursche geworden war, seitdem er unter die Schauspieler gekommen. Man sah es ihm ordentlich an, wie stolz ihn der Beifall der Menge machte, wenn er im Cirkus seine Kunststücke ausführte. Ganz beschämt und verdrießlich wurde er, wenn ihm etwas nicht gelang; er ruhte dann nicht eher, als bis er es vollkommen tadellos ausgeführt hatte. Wieder excellirte er als kühner Springer, und die Damen des Cirkus ritten kein ander Pferd lieber und feierten mit keinem mehr Triumphe, als mit dem stolzen, schönen Harald, dem Lieblinge der ganzen Gesellschaft. Aber er hatte seine alten Freunde nicht vergessen. Eines Abends trat ich in die Ménage, eben als die Vorstellung zu Ende, und rief das Thier bei seinem alten Namen — Hans. Aufhorchend drehte er sofort den Kopf herum, beroch mich und ließ ein freudiges Wiehern hören. Er hatte mich auf der Stelle erkannt. Ich mußte nun der Gesellschaft die Geschichte des Pferdes erzählen, und man wunderte sich nicht mehr, daß das Thier mit solch staunenswerther Leichtigkeit und mit solchem

Erfolg die höhere Schule der Reitkunst durchlaufen hatte. Meine Erzählung von Hansens Treue gegen den Grafen und seiner Flucht aus dem dänischen Lage erregte solches Interesse, daß der Direktor der Kunstreitergesellschaft beschloß das Ganze zu einer effektvollen Theaterscene zu benutzen, bei welcher natürlich dem Schimmel die Hauptpartie zufallen sollte. Ich habe eine derartige Vorstellung später selbst mit angesehen und mich mit Tausenden über das kluge Thier auf's Höchste verwundert, wie es seinen Reiter bei Seite schleppte und dann gegen die Feinde vertheidigte und bewachte. Die Schlußscene in brillanter Beleuchtung rief jedesmal ungeheuren Applaus hervor, für den der eitle Schimmel mit mehrfachem Kopfneigen dankte. Merkwürdig blieb es von dem Thiere, daß es sich durchaus von keinem Bajazzo reiten ließ. Sein Stolz schien dadurch verletzt, und selbst die Peitsche vermochte nichts über ihn. Eben so hörte er nicht mehr auf seinen alten Namen Hans, der voller klingende Name Harald schien ihm besser zu gefallen. Nur wenn ich selbst ihn Hans rief, wieherte er laut und freudig auf; nannte ihn der Stallmeister so, dann war er im Stande auszuschlagen und den Kopf unwillig aufzuwerfen, als sei er schwer beleidigt worden.

„Bei den Kunstreitern ist unser Schimmel wol fünf oder sechs Jahre geblieben. Allgemach verlor er aber das alte Feuer, er war nicht mehr der feurige Hengst, der durch seine kühnen, wilden Sätze Alles zu lauter Bewunderung hinriß. Schrittreiten war ihm die liebste Gangart. Mit den Kunstreitern war unser Schimmel in ganz Deutschland herumgezogen. In Brünn aber wurde es wieder anders. Dort schloß der Direktor seine Laufbahn, löste die Truppe auf und bei der Auktion kam der Schimmel nochmals in militärische Hände. Ein alter pensionirter Hauptmann erstand ihn. Diesem hat er noch einige Jahre in allen Ehren gedient. Von seinen Künstlerjahren in dem Cirkus her verstand der Schimmel, bei gewissen Zeichen mit dem Kopfe zu schütteln oder zu nicken. Da machte es denn nun dem alten Hauptmann großen Spaß, bei seinen Spazierritten die Wirthe und Hausknechte in den Gasthöfen, wo er einzukehren pflegte, zu necken. So hatte er einmal beobachtet, daß sein Pferd nicht zu saufen bekommen hatte. Als er nun aufsteigen will, fragt er plötzlich den Schimmel: „Hat dir denn der Hausknecht auch gehörig zu saufen gegeben?" Und zum großen Schreck des Hausknechts beginnt das Thier mit dem Kopfe zu schütteln, so daß der ganz erschrocken ausruft: „Nanu, nanu, wer kann gleich an Alles denken! Bitte um Vergebung, ich werde den Eimer gleich bringen!" —

„Nach dem Tode des Hauptmanns zog der Schimmel mit der gnädigen Frau nach Wien. Als Reitpferd wurde er freilich nun nicht gebraucht, er kam vor die Equipage. Gelehrig war er sein Lebtag gewesen und so fügte er sich auch schnell in seine neue Thätigkeit. Wurde er doch dabei in einer Weise herausgeputzt, die seiner Eitelkeit außerordentlich wohl that. Da hat er auch in Wien die berühmten Praterfahrten mitgemacht. Diese Praterfahrten sind die Heerschau für die feine Welt Wiens, neue Kutschen und Pferde, neue Livreen und Geschirre kommen da zum Vorschein und werden bewundert oder kritisirt.



Am Ostermontag und am 1. Mai sind die hervorragendsten Praterfahrten. Die Wagen bilden dann nicht selten eine ununterbrochene Reihe vom Stephansplatze bis zum Lusthaus im Prater; dort beim Rondell „Umkehr" geht der Zug wieder nach der Stadt zurück. Abtheilungen Kavallerie erhalten an solchen lebhaften Tagen die Ordnung, welche namentlich darin besteht, daß kein Wagen einem anderen vorfahren darf: eine Regel, der sich selbst der Kaiser unterwirft.

„Unser Schimmel nahm sich auf den Korsofahrten recht gut aus. Die gnädige Frau war mit ihm nicht minder zufrieden als ehedem der Herr Hauptmann. Da war aber inzwischen der Herr Sohn zum Leutnant avancirt und diesem erschien der altgewordene Schimmel nicht mehr feurig genug. In Wien liebt man überhaupt das flotte, schnelle Fahren, und hierzu war das alte Thier nicht mehr tauglich. So mußte unser Hans abermals weiter ziehen, und nun ging es ihm immer schlechter. Zunächst kam er zu einem Frachtfuhrmann, welcher ihn mit einem anderen Leidensgefährten zusammengekoppelt vor einen schweren Lastwagen spannte. Das war nun harte Arbeit; Tag und Nacht mußte er sich oft auf der Landstraße umhertreiben. Wie ehemals mit den Kunstreitern, ging die Reise jetzt wieder von Ort zu Ort, namentlich in Süd- und Mitteldeutschland umher. Was hat er da Alles schleppen müssen! Kaufmannsgüter aller Art, Landesprodukte und Kolonialwaaren. Bald Tabak, bald Zucker, Wolle und Seide, Eisen, Getreide u. s. w., je nachdem sein Herr Ladung bekam. Welch elende Straßen gab es da oft zu passiren, vielmals ward das arme Thier durch die Peitsche zur äußersten Kraftanstrengung getrieben. Nur selten gab es einen Rasttag. Wenn der Fuhrmann in seine Heimat, zu Weib und Kind einmal kam, dann gönnte er mitleidig wol sich selbst und seinem abgematteten Thiere eine kurze Friste der Ruhe. Er wohnte in der Vorstadt eines großen Ortes, in dessen Nähe ein Fluß seine Wellen zog. Da gab es denn wol auch gegen Abend, wenn die Sonne sich eben zur Rüste neigte, eine Erfrischung im nahen Wasser. Sein Herr pflegte die beiden Pferde dann in die Schwemme zu führen, wobei ihn mitunter sein Weib sammt den beiden Kindern begleitete. Aber auch dann blieb dem armen Gaul trotz aller vergönnten Ruhe und Erfrischung doch eine gewisse Bitterkeit nicht erspart. Er mußte nämlich bei solchen Gelegenheiten noch einmal, wie einst in der schönsten Zeit seines Lebens, einen Reiter tragen. Zwar war es nur ein Kind, der älteste Sohn seines damaligen Herrn, also eine leichte Last, die ihn trotz seines hohen Alters kaum drückte, aber um so wehmüthiger mahnte ihn solcher Ritt an frühere Tage, als er noch stolz mit erhobenem Haupte und im Vollgefühl jugendlicher Kraft seinen ersten Herrn, den jungen Grafen, in sausendem Galopp über die Felder trug. In solchen Erinnerungen mußte ihm natürlich sein derzeitiges Elend doppelt unerträglich erscheinen, und lieber waren ihm daher solche halbe Rasttage, an welchen der Frachtfuhrmann zufällig eine Ladung Güter auf das Land, theils zur Gutsherrschaft, theils zum Kaufmann im Dorfe zu befördern hatte. Da geschah es wol nicht selten, daß unser armer Hans, ganz freigelassen, sich auf dem Weideplatz

vor dem Dorfe einige Stunden lang nach Herzenslust ergehen durfte, während die Kühe des Dörflers, verwundert über den fremden Weidegefährten, ihm neugierig zuschauten oder, träge im Grase dahingestreckt, wol auch den starken Appetit des abgemagerten Stadtbesuchers anstaunten.

Aber trotz solcher außerordentlichen Fest- und Ruhetage und obschon der Frachtfuhrmann auch sonst immer auf gutes Futter für seine Thiere hielt, wurden diese doch durch die andauernden Strapazen und Anstrengungen sehr mitgenommen. Bald konnte unser Schimmel die schweren Lasten, besonders wenn

Der Ritt nach Hause.

es bergaufwärts ging, nicht mehr fortbringen, und so entschloß sich eines Tages der Frachtfuhrmann, als er gerade unsere Stadt passirte, sehr schnell und verkaufte hier den alten Schimmel an einen Droschkenkutscher.

Armer Hans! Als alten abgetriebenen Droschkengaul sah' ich ihn wieder! Wie elend und herabgekommen sah der Schimmel aus, das ehemals so feurige Roß, das von schönen Händen gestreichelt ward, das mit Leichtigkeit damals über eine zwei Ellen hohe Mauer sprang. — Jetzt konnte man fast jede Rippe seines Leibes zählen und nur die Peitsche des harten Herrn konnte den müden Gaul

zu einem leichten Trabchen bewegen. Es konnte ja auch gar nicht anders kommen, das Thier hatte Tag und Nacht keine Ruhe und bei alledem auch noch schlechtes Futter. Nicht einmal hinreichende Zeit zum Fressen hatte es, und doch ist dem Pferde nichts nachtheiliger, als wenn ihm keine Zeit zu seiner ordentlichen Mahlzeit gelassen wird, zu welcher es jedesmal wenn ihm die Nahrung bekommen soll, zwei Stunden braucht.

„Nach einigen Jahren verkaufte der Droschkenkutscher den Schimmel, den der Graf einst nicht für Tausende hergegeben hätte, für zehn Thaler an jenen Sandfuhrmann, dem wir vorhin begegneten. Daß letzterer nun das arme alte Vieh nicht zu sehr schindet, gebe ich ihm von Zeit zu Zeit einige Groschen, damit er ihm ordentliches Futter verabreicht. Wie Sie aber gesehen haben, hilft's nicht viel und mehr kann ich nicht thun, denn mir ist's auch ziemlich knapp zugemessen. Der alte Schimmel muß sein bitteres Loos tragen, bis ihn hoffentlich recht bald der Tod erlöst. Was für ein wechselvolles Schicksal hat er doch gehabt!

Das alt gewordene Pferd auf dem ländlichen Weideplatz.

Vor der Zeit hat er gealtert im Dienste roher, unbarmherziger Menschen! So prächtig er ehemals aussah, so elend und verkommen ist er jetzt. Seine Lippen hängen schlaff herab, kaum kann er noch sein dürftiges Futter zermalmen. Auf dem einen Auge ist er blind; sein Hals ist durch Entkräftung zum Hirschhals geworden, so dünn, schmal und mager. Der Rücken ist eingedrückt oder eingesattelt; der Schweif ist ein vollkommener Rattenschweif geworden, so sind ihm die Haare ausgegangen. Am Fuße hat er den Spath bekommen, Knochenauftreibungen auf der inneren Seite des Sprunggelenkes, die einen hinkenden Gang verursachen. Dabei bedecken unzählige Knoten, Beulen und Geschwüre seinen jetzt so elenden Körper. — Junger Herr, nun bin ich fertig mit der Geschichte jenes Schimmels. Das letzte Ende, der Gang zum Abdecker, kommt hoffentlich bald für ihn und damit die Stunde der Erlösung von seinen Leiden." —

Nach diesen Worten verabschiedete sich der alte Straßenmeister und ich schritt, in tiefes Nachsinnen versunken, allein weiter. Gedanken an die Vergänglichkeit alles irdischen Lebens wurden rege in meiner Seele. Gar manche

bekannte Gestalt und selbst in der Geschichte uns genannte Persönlichkeit stieg auf in meiner Vorstellung, mancher einst hochgefeierte Mann, der später aller Herrlichkeit entkleidet in Elend und Armuth sein kümmerliches Dasein schloß. Solcherlei Gedanken liegen uns allerdings, so lange uns noch der Lebensmorgen sonnig scheint, sehr fern, denn wie unser großer Volksdichter so schön sagt.

In den Ozean segelt mit tausend Masten der Jüngling.
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

So lange wir noch in der Blüte jugendlicher Kraft hinaus in das volle Leben segeln, können wir uns nur schwer in die Lage des hinsiechenden Alters versetzen, dem mit dem frischen Schwung und Muth der Jugend auch die Lust am Leben sich mindert. Wenn aber durch eine äußere Anregung einmal dergleichen Gedanken uns nahe geführt werden, dann sollten wir auch ihre Lehre um so eindringlicher beherzigen. Denn sie mahnen uns vor Allem, die frische Kraft unserer Jugend, so lange uns diese noch blüht, nicht in herzloser Lust und in dem übermüthigen Gefühle, daß es uns ja doch nicht fehlen könne, zu vergeuden; sie lehren uns zugleich auch, wie rathsam es ist, diese Kraft mit redlichem Streben auszunutzen, auf daß wir uns Früchte erringen, die uns noch im späten Alter laben, und auf daß die köstliche Erinnerung an ein thatenreiches Wirken uns noch den Abend des Lebens versüßen möge. Danken wir aber auch dem Herrn, daß wir als Menschen von ihm mit der Fähigkeit gesegnet sind, uns selbst einen möglichst angenehmen Lebens-Abend zu bereiten, was dem armen Thiere, von dem diese Mittheilungen handeln, nicht vergönnt gewesen. — Unter solchen Gedanken zog ich sinnend meine Straße.

Das Ende des stolzen Thieres.

Begrüßung des Königs Wilhelm und des Kronprinzen durch das Volk in Berlin.

Glorreiche Tage.

Bilder aus dem

deutschen Nationalkriege gegen Frankreich

im Jahre 1870.

Von Major K. G. v. Verneck.

I. Der Friedensbruch.

Seit den Zeiten des Hunnenkönigs Attila und Dschingis-Khan's, des Mongolen, welche aus Raubgier und Eroberungssucht mit ihren wilden Reiterscharen in friedliche Länder einbrachen und sie mit allen Greueln der Verwüstung heimsuchten, ist wol kein Krieg so ruchlos angefangen worden, wie der, welchen der Kaiser von Frankreich im Sommer 1870 an Preußen und somit auch an Deutschland erklärt hat. Auch keiner so plötzlich, ohne alle Vorzeichen, aus denen die ahnungslose Welt seinen nahen Ausbruch hätte vermuthen können. „Nie ist der Frieden Europa's gesicherter gewesen, als in diesem Augenblicke!" wurde noch kurz vorher in Frankreich, wo der Krieg doch in der Stille schon

längst beschlossen war, offiziell verkündet. Ein rechtes Vertrauen in die Dauerhaftigkeit der friedlichen Zustände wollte freilich nicht recht aufkommen; Handel und Industrie, welche schon seit Jahren, in Folge mehrerer Krisen und Kriege, in ihren Unternehmungen gelähmt waren, konnten den früheren Aufschwung noch nicht wieder gewinnen und die Heere aller Großstaaten standen in Waffen kriegsfertig, wenn auch noch auf dem Friedensfuße.

1. Friedensbetheuerungen und Kriegsgelüste.

Wenn um diese Zeit in Europa eine Friedensstörung zu erwarten stand, so wußte man wohl, von welcher Seite sie trotz aller Friedensversicherungen kommen mußte, darüber fand keine Täuschung statt. Der Norddeutsche Bund mit seinen süddeutschen Verbündeten, also ganz Deutschland, hatte keine angreifende Politik; dieses Land bedrohte keinen Nachbar und war nur auf seine innere gedeihliche Entwickelung, auf seine Volkswohlfahrt, die allein im Frieden segensreich wachsen kann, bedacht. Stark genug, seine Grenzen gegen jeden Angriff zu vertheidigen, wünschte es in Frieden und Freundschaft mit allen Staaten zu leben, und die letzten Thronreden des Königs von Preußen bei Eröffnung des Landtags und des Zollparlaments konnten es auch mit Befriedigung aussprechen, daß alle Beziehungen zu den anderen Mächten gut seien. Oesterreich hatte mit seinen Verfassungsangelegenheiten, mit der Reorganisation seines Heerwesens und der Besserung seiner Finanzen zu thun: einen neuen Krieg, wenn auch eine kleine Partei am Hofe und in der Armee zur Vergeltung für die Niederlagen von 1866 drängte, konnte Oesterreich vor der Hand wenigstens nicht beginnen. Rußland, mit dem Ausbau seiner großartigen inneren Reformen beschäftigt, hatte gegenwärtig nur im Orient Pläne zu verfolgen, doch war die sogenannte orientalische Frage, wenn sie von Zeit zu Zeit einmal wieder auftauchte, immer wieder durch die europäischen Mächte, welche deren Austrag mit seinen unberechenbaren Folgen scheuten, beschwichtigt worden. Von England, das keine Kontinentalmacht ist und schon lange eine Politik der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten und der Vermittelung von Streitfragen befolgt hatte, war am wenigsten eine Störung des europäischen Friedens zu erwarten.

Frankreich aber, sein ehrgeiziges, eitles Volk, das sich selbst die „große Nation" nennt und eine Machtstellung über alle Anderen, ein Schiedsrichteramt in ganz Europa beansprucht, sah dieses Ansehen durch die Erstarkung Deutschlands gefährdet; seine ruhmsüchtige, kriegslustige Armee, die sich für unüberwindlich hielt, blickte mit Eifersucht auf die Erfolge der preußischen Waffen im Kriege von 1866. Frankreich, das noch immer vergebens nach Rache für Waterloo dürstete, sah sein brennendes Gelüst nach den Landen des linken Rheinufers, die es in den Revolutionskriegen an sich gerissen und im Frieden wieder hatte herausgeben müssen, noch immer unbefriedigt; der Kaiser aber, welcher in letzter Zeit kein Glück mehr in seiner Politik gehabt und durch seine Treulosigkeit gegen den

unglücklichen Kaiser Maximilian in der öffentlichen Meinung verloren hatte, suchte den nahenden Sturm im Innern vergebens durch liberale Zugeständnisse aufzuhalten. So war Frankreich und sein Herrscher allein für den Weltfrieden zu fürchten.

Lange schon hatte Napoleon der Dritte, „die schweigende Sphinx an der Seine", wie er genannt worden, weil er der Welt viele Räthsel aufgab, über Plänen gebrütet, wie er das „Prestige", das Zauberblendwerk Frankreichs, welches unter dem Eindruck seiner letzten verunglückten Unternehmungen bedenklich zu erlöschen begann, wieder aufstrahlen lassen könne. Wenn es ihm gelungen wäre, der „großen Nation" eine auffällige Macht- und Grenzerweiterung ohne Krieg, nur durch Bethörung oder Einschüchterung seiner Nachbarn, besonders des verhaßten Preußens, zu verschaffen, so würde das Volk vielleicht dadurch zufriedengestellt worden sein. „Das ganze Rheingebiet!" das war es ja, wonach die Franzosen fast aller Klassen und Parteien verlangten. Es ist erst jetzt durch gewisse diplomatische Enthüllungen bekannt geworden, welche Mühe sich der Kaiser gegeben hat, um von Preußen Zugeständnisse in jener Beziehung zu erlangen. Schon bei der sogenannten Luxemburgischen Frage, als er dieses ehemals deutsche Herzogthum Luxemburg, welches jetzt dem König der Niederlande gehört, zu kaufen suchte, wollte er Preußens Zustimmung dazu gewinnen, daß er sich auch Belgien annektiren könne. Später, als die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen eintrat, bot er letzterem insgeheim 300,000 Mann Hülfstruppen an, wenn ihm dafür das Rheinland überlassen würde; als dann Preußen seinen Krieg siegreich zu Ende geführt hatte, erkühnte sich Napoleon sogar, für die ungestörte Zulassung des Norddeutschen Bundes, dessen Bildung er doch gar nicht zu hindern vermochte, abermals neue Forderungen an abzutretenden Ländern zu stellen. Natürlich ging Preußen auf alle derartige Zumuthungen niemals ein und Napoleon mußte sich einstweilen hierbei beruhigen, weil seine Heeresverfassung ihm die Macht versagte, dieselben durchzusetzen.

Der im Stillen reiflich vorbereitete Krieg blieb denn für den französischen Kaiser das einzige Mittel, seinen schon wankenden Thron wieder zu befestigen, nur durch den Krieg konnte er dem drohenden Sturme im Innern einen Ausweg nach Außen öffnen, indem er zugleich der Armee die seit zehn Jahren schmerzlich entbehrte „Gloire" in sichere Aussicht stellte. Bisher war die Parole gewesen: „Rache für Waterloo!" nun hieß es: „Genugthuung für Sadowa!" Ueber diesen Sieg der Preußen hätte der Groll nicht größer sein können, wenn die Franzosen selbst jene Niederlage erlitten hätten: sie fühlten darüber den bittersten Neid, die grimmigste Eifersucht; er galt ihnen für eine freche Anmaßung der Preußen, da nach ihrem Wahne der Kriegsruhm überall nur den Franzosen gebühre.

Die Erfolge der Preußen, namentlich ihre vortreffliche Heeresorganisation (eine wahrhaft unerschöpfliche Quelle von Streitkräften), hatten in ganz Europa eine solche Anerkennung gefunden, daß sich der Kaiser nicht dagegen verblenden konnte. Wenn er daher mit Preußen Krieg führen wollte, so mußte er zuvor eine nach dem preußischen Vorbilde für Frankreichs Verhältnisse zugerichtete

bessere Wehrverfassung durchführen. Nachdem er hiermit so ziemlich zu Stande gekommen zu sein glaubte, auch eine neue Bewaffnung, von welcher er sich viel versprach, bei dem französischen Heere eingeführt hatte, kam es denn nur noch darauf an, einen Grund zum Kriege mit Preußen zu finden. Da sich aber hierzu keine passende Gelegenheit bieten wollte, so blieb nichts übrig, als einen Streit kühn vom Zaune zu brechen, um die brennende Kriegsfackel in die Welt schleudern zu können.

2. Der Vorwand zum Kriege.

Eine willkommene, wenn auch sehr unbegründete Veranlassung, um den lang geplanten Krieg heraufzubeschwören, fand sich für den französischen Machthaber endlich in der spanischen Thronfrage. Was hat Spanien mit einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland zu thun? — So lächerlich es klingt, verhielt es sich doch so, und wir Alle haben es mit erlebt. — In Spanien hatte im Jahre 1869 eine Revolution den Umsturz der bourbonischen Herrschaft bewirkt und die Königin Isabella aus dem Lande vertrieben. In Folge dessen suchte die Provisorische (d. h. das Land einstweilen verwaltende) Regierung nach einem Fürsten, der geneigt wäre, die frei gewordene Krone von Spanien anzunehmen. Mehrere Anträge an Prinzen aus verschiedenen Fürstenfamilien waren abgelehnt; da richtete Prim, der vorsitzende Minister der spanischen Provisorischen Regierung, seine Augen auf den Erbprinzen von Hohenzollern, den Sohn des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, welcher sein Land 1849 gleich seinem Vetter von Hechingen an die Krone Preußen abgetreten hatte. Es wurden Unterhandlungen mit dem Erbprinzen Leopold angeknüpft, welche dem französischen Kabinet kein Geheimniß blieben; auch war der spanische Minister fest davon überzeugt, daß Kaiser Napoleon, dessen aus Spanien stammende Gemahlin Eugenie allerdings dem Sohne ihrer früheren Königin Isabella das Wort reden mochte, doch gegen die Wahl des jungen Hohenzollern schon deshalb nichts einzuwenden haben würde, weil derselbe mit der Familie der Napoleoniden und deren Anhang verwandt war. Die Großmutter des Prinzen Leopold war nämlich eine Prinzessin Murat gewesen, seine Mutter eine Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden, diese eine Nichte der Kaiserin Josephine und Adoptivtochter des Kaisers Napoleon I. Trotz alledem hatte sich dieses Mal Prim getäuscht. Der Erbprinz war für Napoleon den Dritten nur ein Hohenzoller, daher mußte er zu einem preußischen Prinzen gestempelt werden, Preußen mußte hinter der spanischen Thronkandidatur stecken, um Frankreich im Rücken eine Gefahr zu bereiten: das gab den längst gesuchten Anlaß zu Beschwerden, welche zum Kriege führen sollten! Die schwäbische Linie der Hohenzollern hatte zwar mit dem preußischen Königshaus gar keine verwandtschaftlichen Beziehungen und nur den Namen wie die Abstammung in grauer Vorzeit, die nicht einmal urkundlich zweifellos zu beweisen war, gemeinschaftlich. Das beachtete Napoleon nicht, sondern ließ nun seinen Minister des Aeußern, den Herzog von Gramont, bisher Gesandter in Wien und entschieden preußenfeindlicher Gesinnung, den ersten Schritt thun.

Gramont hatte eine Besprechung mit dem preußischen Gesandten v. Werther, in Beisein Ollivier's, des Ministers des Innern, den man nach seinen bisherigen wiederholten Versicherungen in der Kammer „Napoleon's Friedenstaube" genannt hatte. Werther wurde befragt, ob er Etwas von der spanischen Thronfrage wisse; der Gesandte verneinte das und glaubte zugleich versichern zu können, daß seine Regierung der Sache ganz fremd sei. Gramont forderte ihn aber auf, seinem Könige zu sagen, daß der Kaiser über diese heimlich betriebenen Unterhandlungen mit Recht empfindlich sei und von Preußen einen Beweis seiner friedlichen Gesinnung fordere, sonst wäre eine Katastrophe unvermeidlich. Als Werther darauf fragte, ob damit ein Kriegsfall gemeint sei, antwortete Ollivier, der bis dahin geschwiegen hatte: „Ja!" Mit dieser Drohung reiste der Gesandte zu seinem Könige ab. Das war am 4. Juli.

König Wilhelm befand sich gerade zu einer Badekur in Ems, Graf Bismarck auf seinem Gute Varzin in Pommern, General Moltke auf seiner Grafschaft in Schlesien — es war die gewohnte Zeit politischer Sommerstille und Niemand in Deutschland ahnte, daß in Frankreich Unheil gebraut werde.

Die spanische Regierung zeigte bald darauf den Mächten an, daß sie dem Erbprinzen von Hohenzollern die Krone von Spanien angeboten und dieser sie angenommen habe. Frankreich protestirte dagegen; es werde niemals zugeben, daß ein preußischer Prinz den Thron von Spanien besteige. Der französische Gesandte am Hofe zu Berlin, Benedetti, der sich zur Zeit in Wildbad aufhielt, wurde nach Ems beordert, um diesen Protest zu übergeben und den König von Preußen zu veranlassen, dem Erbprinzen zu befehlen, daß er seine Zusage in Madrid zurücknehme. Das war am 11. Juli. Der König erwiderte, daß er diesen Befehl nicht geben könne, weil der Prinz freier Herr seiner Entschließungen sei.

Der Erbprinz aber, um keinen Anlaß zu einem Kriege zu geben, der leicht ein allgemeiner Weltbrand werden konnte, verzichtete auf die spanische Krone am 12. Juli, was sein Vater, der Fürst von Hohenzollern, schon Tags vorher dem spanischen Gesandten in Paris mitgetheilt hatte.

So war denn dieser Vorwand zum Kriege glücklich beseitigt, der Frieden schien gesichert und selbst der französische Minister erkannte das an. Es sollte und mußte aber zum Kriege kommen, dazu war der Kaiser fest entschlossen; Benedetti in Ems erhielt also die Weisung, dem Könige Wilhelm zu erklären, daß Frankreich sich durch die Verzichtleistung des Prinzen nicht befriedigt fühlen könne, wenn der König nicht die bindende Verpflichtung übernehme, eine etwaige Erneuerung der Kandidatur nicht zu dulden, worüber er dem Kaiser eine schriftliche Erklärung geben solle. Diese unverschämte Forderung, wies der König mit Würde zurück.

Noch ehe das in Paris bekannt wurde, äußerte Jemand in der Umgebung des Kaisers, der König werde bei seiner Friedensliebe in dem vollen Bewußtsein der Opfer, die ein so schwerer Krieg seinem Lande auferlegen müsse, wol nachgeben. Da soll Napoleon erwidert haben: „Ich fürchte es!" und durch dieses einzige Wort verrieth er, daß er den Krieg um jeden Preis wollte.

Benedetti erhielt auf seine Meldung weitere Instruktionen; es heißt, mit der Weisung: Brusquez le roi! Reizen Sie den König! Er verlangte abermals eine Audienz, der König ließ ihm sagen, er habe seine Erklärung bereits gegeben und keine weitere Antwort mehr in der Sache. Darauf hatte der zudringliche Franzose die Frechheit, den König auf der Promenade mit seinen wiederholten Forderungen zu belästigen. Der König wies ihn auch hier mit ruhiger Würde ab und ließ ihm, als Benedetti sogar noch einmal im Vorzimmer einen Versuch machte, zur Audienz zu gelangen, durch den dienstthuenden Flügeladjutanten abschläglich bescheiden.

Diese gebührende Abfertigung wurde denn endlich, da sich sonst gar kein Grund zum Kriege finden wollte, zum Vorwande für den Friedensbruch genommen. Frankreichs Ehre sollte in der Person seines diplomatischen Vertreters verletzt sein: daß dieser aber zuvor Deutschlands Ehre in der Person seines mächtigsten Fürsten, des Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, des Oberfeldherrn der gesammten deutschen Heere, beleidigt hatte, war gleichgiltig, König Wilhelm und Deutschland sollten sich das ruhig gefallen lassen! Daß es der König nicht hingenommen, war eine Herausforderung Frankreichs, für welche mit den Waffen Genugthuung gefordert werden mußte.

Der Herzog von Gramont befragte aber doch der Sicherheit wegen den Kriegsminister Leboeuf, ob er auch zum Kriege bereit sei. „Erzbereit!“ erwiderte Leboeuf. Darauf erklärte der Minister des Innern, Ollivier, im Gesetzgebenden Körper, unter Verdrehung aller Thatsachen, daß der Krieg mit Preußen beschlossen sei. Auch von der Kammer wurde Leboeuf über seine Kriegsbereitschaft befragt, und als er diese mit seinem Ehrenworte versicherte, interpellirte ihn ein Abgeordneter, was er unter Kriegsbereitschaft verstehe, worauf die prahlerische Antwort erfolgte: „Und wenn der Krieg ein ganzes Jahr gedauert haben wird, so komme ich nicht in die Lage, auch nur einen Kamaschenknopf zu kaufen!“ Wie stand es nachher, als kaum fünf Kriegswochen abgelaufen waren?

---

3. Die Kriegserklärung.

Am 15. Juli hatte Ollivier in der Kammer seine Erklärung abgegeben; an demselben Tage reiste der König von Ems nach Berlin ab und befahl die Mobilmachung der Norddeutschen Armee. In ganz Deutschland hatten sich schon die Nachrichten von dem streitsuchenden Vorgehen Frankreichs, den Schritten seiner Minister und der Frechheit Benedetti's, welche doch nur die Werkzeuge Napoleons waren, durch die Thelegraphen verbreitet und eine Entrüstung, eine Aufregung erweckt, von welcher man sich schwer einen Begriff machen kann. Das Nationalgefühl regte sich im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme und erstarkte zu einer Macht, vor welcher alle partikularischen Interessen, alle innere politische Parteiung in den einzelnen Staaten verstummte. Wie durch einen Zauberschlag war Deutschland, auf dessen Uneinigkeit der fremde

Friedensbrecher so sehr gerechnet hatte, urplötzlich einig geworden: er hatte wider Willen den Bann, der bisher Deutschlands Einigung gehindert hatte, gelöst.

Die Reise des Königs von Preußen von Ems nach seiner Hauptstadt glich einem einzigen großen Triumphzuge; sie gab ihm die unzweideutigsten Beweise, wie das ganze Volk zu ihm stehen werden, um den Krieg, welchen Frankreich so ungerecht heraufbeschworen hatte, mit aller Kraft zur Bestrafung des Friedensbruchs durchzuführen. Der Monarch wurde überall mit Begeisterung empfangen, auch in seinen neuen Provinzen, wo Viele bisher noch dem preußischen Staatsverbande widerstrebt hatten; der Jubel aber, mit welchem ihn die Bevölkerung von Berlin begrüßte, war unermeßlich.

Der Mobilmachung der Norddeutschen Armee folgte unmittelbar die der Süddeutschen Streitkräfte. Die Könige von Bayern und Württemberg in ihrer echt deutschen Gesinnung waren nicht einen Augenblick lang unentschlossen. Alle Lockungen Frankreichs konnten sie darin nicht irre machen. Mit Baden hatte der Kaiser eine andere Sprache reden lassen, die Sprache der Drohung. Wenn Baden in dem Kriege nicht wenigstens neutral bliebe, war ihm eine Wiederholung der Greuel jener Verwüstungen in Aussicht gestellt, welche vor 200 Jahren die Rheinpfalz von den Schergen Ludwigs XIV. erfahren hatte; selbst die Frauen sollten nicht verschont werden!! Aber weder Verlockung noch Einschüchterung glückte und Napoleon sah sich bitter getäuscht. Bayern erließ schon am 16. Juli den Befehl zur Mobilmachung, Baden am 17., Württemberg, weil der König gerade abwesend war, erst am 18.

Tags darauf überbrachte Oberst Wimpffen von Paris die französische Kriegserklärung. Der Norddeutsche Reichstag ward an demselben Tage vom Könige eröffnet. In allen Gegenden Deutschlands fanden Kundgebungen statt, welche die höchste Begeisterung für den Nationalkrieg ausdrückten. Das eiserne Kreuz, 1813 am 10. März, dem Geburtstage der Königin Louise gestiftet, wurde vom Könige 1870 am 19. März, dem Todestage seiner Mutter, für den jetzigen, eben so heiligen Nationalkrieg wieder erneuert.

In Frankreich hatten es zwar wenige einsichtige Volksvertreter, unter ihnen Thiers, dessen Autorität gewiß zu achten war gewagt, in der Kammer vor dem Kriege zu warnen, sie waren aber von der Majorität durch Tumult zum Schweigen gebracht worden; der Senat, Napoleon blind ergeben, hatte ihn in corpore seiner Zustimmung versichert — die Bürger wol in der Mehrzahl, und viele friedliche Arbeiter waren gegen den Krieg, aber die große Masse des Volks, durch die immer wieder zündenden Phrasen von Frankreichs Ehre, von Gloire, leichtem Siege und dem jetzt sichern Gewinn des Rheinlandes fanatisirt, jauchzte dem schändlichsten Friedensbruch zu, welchen die Geschichte seit Jahrhunderten zu verzeichnen hatte.

Generalstab und Garde der preußischen Armee.

Garde-Husar. Garde-Husar. Garde du Corps.

General. Adjutant.

II. Die Heere der kriegführenden Mächte.

Als Frankreich den Frieden gebrochen hatte, wäre es noch möglich gewesen, den Krieg zu verhindern, wenn die übrigen europäischen Mächte durch eine gemeinsame energische Erklärung gegen den Friedensbrecher aufgetreten wären. Es wurde in der That hierzu, wenn auch in milder Form, von Rußland der Vorschlag gemacht. Nach Verzichtleistung des Erbprinz Leopold auf die spanische Krone schlug nämlich der russische Botschafter in London, Freiherr von Brumont, dem englischen Premierminister Gladstone vor, daß die Mächte gemeinsam erklären möchten, jener Verzicht habe den Grund zum Zerwürfniß zwischen Frankreich und Preußen beseitigt. Dieser Antrag geschah am 13. Juli, als der Krieg noch nicht erklärt war, wurde aber erst am 16. offiziell gestellt. Nun hielten die Herrn Diplomaten dafür, es sei zu spät.

Die fremden Mächte erklärten daher, um den Krieg zu „lokalisiren", d. h. zwischen Frankreich und Deutschland allein auskämpfen zu lassen, ihre Neutralität. Manchem Kabinet, welches Preußen wegen erlittener Niederlagen grollte, mag diese Erklärung sehr schwer geworden sein und es fragt sich, was sie gethan haben würden, wenn der Sieg nicht gleich so entschieden auf Preußens Seite sich geneigt hätte. Es freut uns aber, mit hoher Befriedigung sagen zu können, daß keiner der süddeutschen Fürsten, die doch auch durch die Ereignisse von 1866 berührt gewesen, nur einen Moment zweifelhaft war, für Deutschlands gekränkte Ehre und sein Ansehen in Europa mit voller Kraft einzutreten. Außer Oesterreich, in welchem eine Partei nach Wiedervergeltung für 1866 drängte, und Dänemark, das mit französischer Hülfe Schleswig-Holstein wieder zu gewinnen hoffte, war noch der König von Italien, der an Napoleon's Seite 1859 gekämpft hatte und ihm 1866 den Besitz von Venetien verdankte, sodann der König von Schweden, in welchem das Blut seiner französischen Abstammung sich regte, nur ungern der Neutralität beigetreten. Indessen war sie doch erklärt und wir haben daher hinsichtlich der Machtentfaltung für den Krieg nur Frankreich und Deutschland zu betrachten.

1. Frankreich's Heeresmacht.

Die großen Siege Preußens im Jahre 1866 hatten Napoleon darüber belehrt, daß Frankreich nicht mehr das militärische Uebergewicht in Europa besaß und daß sein Heerwesen dem preußischen nicht gewachsen war. In Folge dessen beschäftigte er sich ernstlich mit einer gründlichen Reform des französischen Heerwesens, welche 1868 festgestellt, wenn auch noch nicht ganz durchgeführt war, weil noch Jahre dazu gehörten, die beabsichtigte Reserve zu schaffen.

Allgemeine Wehrpflicht ließ sich bei den sozialen Verhältnissen des französischen Volks und seiner Abneigung dagegen nicht durchführen. Der Konskription ist zwar jeder Franzose, mit einigen Ausnahmen, unterworfen, aber es ist auch jedem gestattet, sich einen Stellvertreter zu beschaffen. Früher war eine Loskaufsumme bestimmt, die der Betreffende zahlte; dafür beschaffte die Behörde aus den gedienten Soldaten, welche ihre Dienstzeit verlängern („kapituliren") wollten, den Stellvertreter. Jetzt ist das aufgehoben; Jeder mußte das Geschäft für sich abmachen, die Behörde hat nur zu entscheiden, ob der Stellvertreter annehmbar ist.

Das Heer besteht nach seiner neuen Organisation aus der aktiven Armee, der Reserve und der mobilen Nationalgarde, kurzweg Mobilgarde genannt. Jährlich wird durch ein Gesetz das auszuhebende Rekrutenkontingent bestimmt; es betrug 100,000 Mann in den Jahren 1868 und 1869; für 1870 wurde es, um der Welt Frankreichs Friedensliebe zu beweisen, auf 90,000 herabgesetzt; dies hat sich aber nun mit allen Verhältnissen geändert. Das Kontingent wird in zwei Klassen getheilt: die erste, etwa $^3/_4$ des Ganzen, tritt zu fünfjähriger Dienstzeit bei der Fahne in die aktive Armee ein und gehört dann noch vier Jahre

zur Reserve. Die zweite Klasse dient nur dem Namen nach fünf Jahre in der aktiven Armee, wird während dieser Zeit nur fünf Monate lang einexerzirt und bleibt zur Disposition beurlaubt, dann tritt sie ebenfalls zur Reserve — wie mangelhaft ausgebildet also!

Die bisherige Nationalgarde ist in eine mobile und ansässige getheilt worden. Erstere erhielt die Bestimmung, zur Besetzung der festen Plätze, zur Vertheidigung der Küsten und Landesgrenzen und zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern verwendet zu werden. Doch hat sie der Krieg von 1870 auch in das Feld geführt, wo sie zum Theil eine gar absonderliche Rolle gespielt hat. Wenn Napoleon vermeinte, in der Mobilgarde eine Landwehr, wie die preußische (nunmehr alldeutsche), zu organisiren, so hat er sich arg über die gediente, trefflich ausgebildete und kriegstüchtige Landwehr getäuscht — höchstens kann seine Mobilgarde mit unserer frühern Bürgerwehr konkurriren. Zur Mobilgarde gehören Alle, welche gesetzlich vom Dienst in der aktiven Armee befreit sind; ferner Diejenigen, welche sich einen Stellvertreter verschafft; endlich Die, welche sich bei der Rekrutirung freigelooft haben. Die Mobilgarde sollte auch Artillerie erhalten. In der Ausführung ihrer Organisation stieß man aber auf mancherlei Hindernisse, so daß sie nur in einigen Departements zu Stande kam, im Ganzen aber in's Stocken gerieth. Bei dem ausgebrochenen Kriege ist die Organisation Hals über Kopf wieder aufgenommen worden, wobei besonders in Paris äußerst verdrießliche Scenen vorgefallen sind.

Für den Krieg bleibt immer nur die aktive Armee von Wichtigkeit. Sie ist im Frieden, abweichend von der Heeresorganisation der andern Großmächte, nicht in höhere Truppenkörper, wie Brigaden, Divisionen, Armeecorps formirt, sondern die einzelnen Regimenter sind selbständig und stehen direkt unter dem Kriegsministerium. Erst bei ausbrechendem Kriege werden sie zu den genannten Formationen zusammengestellt, die Kommandeure aus der Generalität ernannt, welche „der Generalstab" der Armee heißt, und im Frieden ganz ohne Dienstbeschäftigung lebt, mit Ausnahme der zu besondern Funktionen kommandirten. Solche Funktionen geben die 25 Territorial-Militärdivisionen, in welche das Kaiserreich eingetheilt ist, jede unter einem Divisionsgeneral und deren Subdivisionen (90) unter Brigadegeneralen. Es sind dies mehr administrative Behörden, mit dem Dienst der Truppen haben sie nichts zu thun. Unter ihnen stehen die 7 Armeecorpsbezirke unter Marschällen, welche kürzlich schon vermindert wurden und bei dem jetzigen Umsturz wol ganz aufgehoben sind. Die Regimenter wechseln ihre Garnisonen sehr oft und erhalten ihren Ersatz nicht immer aus bestimmten Bezirken, ebenso wenig, wenn sie auf Kriegsfuß gesetzt worden, ihre eigenen Beurlaubten, sondern Diejenigen, welche sich in dem Militärbezirk, wo das Regiment gerade steht, aufhalten. Die Provinzialeigenthümlichkeiten, welche in Frankreich größer als in Deutschland sind, verschmelzen daher in der Armee unter dem dominirenden Einfluß des Parisischen und der mittlern Departements, die den sogenannten französischen Nationalcharakter repräsentiren.

Zu einem Armeecorps formirt ist im Frieden nur die Garde, welche unter den Bourbons neu organisirt, nach der Julirevolution aufgehoben war und von Napoleon III. als Kaiserliche Garde 1854 wiederhergestellt worden ist. Sie hat 2 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division, 1 Regiment Linie und 1 Regiment reitender Artillerie, 2 Compagnien Genietruppen und 1 Trainescadron von 2 Compagnien. Die erste oder Grenadier-Division besteht aus 3 Grenadier- und 1 Zuavenregiment, die zweite oder Voltigeur-Division aus 4 Voltigeurregimentern und 1 Jägerbataillon; die Gardekavallerie aus 1 Küraſſier-, 1 Karabinier-, 1 Dragoner-, 1 Lancier-, 1 Chasseur- und 1 Guidenregiment (Husaren); jedes Artillerieregiment hat 6 Batterien.

Die Linieninfanterie zählt 100 Regimenter, 20 Jägerbataillone, 3 Regimenter Zuaven (orientalisch gekleidet, aber Franzosen), 1 Fremdenregiment, 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie (eine Art Disziplinar- oder Straftruppe für unverbesserliche Subjekte) endlich 3 Regimenter eingeborne afrikanische Tirailleure, gewöhnlich Turkos genannt. Jedes Linienregiment hat 3 Feldbataillone und 1 Depotbataillon zu 6 Compagnien, letztere nur 112 Mann stark, schwach also gegen die preußischen von 250 Mann. Die Zuavenbataillone haben 7 Compagnien von nur 95 Mann. Ein Regiment Linie oder Zuaven ist ungefähr 2000 Mann stark, die Turkosregimenter etwas stärker. Die Jägerbataillone haben den Etat der Linie. Das Fremdenregiment, obgleich 6 Feld- und 2 Depotbataillone stark, ist doch in seinem Bestande von dem Eintritt abhängig. Dagegen sind die Zephyrs (so ist der Spitzname, etwa „Windbeutel", der Disziplinartruppe) an 1000 Mann im Bataillon stark, was auf eine reiche Ueberweisung von Taugenichtsen aller Waffengattungen deutet.

Die Kavallerie wird in der französischen Armee in Reserve- (schwere), Linien- und leichte Kavallerie getheilt. Zu jener gehören nur die Küraſſiere, 10 Regimenter; 2 Karabinier-Regimenter, die es sonst noch als historische Erinnerung aus dem ersten Kaiserreich gab, sind vor einiger Zeit aufgehoben worden. Sie waren ebenfalls Küraſſiere und unterschieden sich von den andern nur durch gelbe Helme und Harnische, welche bei jenen von Stahl sind, und rothe Roßschweife, weshalb sie von den deutschen Reitern zur Rheinbundszeit Rothschwänze genannt wurden. Die Linienkavallerie besteht aus 12 Dragoner- und 8 Lanzier-Regimentern, die leichte aus 12 Chasseur- und 8 Husarenregimentern, wozu noch 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique (Franzosen, zur Armee von Algerien gehörig) und 3 Regimenter Spahis, eingeborne afrikanische Reiter, kommen. Die Regimenter, 63 mit der Garde, haben sämmtlich 4 Feldescadrons und sind 600 Pferde stark, also gleich den deutschen Regimentern.

Die Artillerie enthält 20 Regimenter, darunter 1 Pontonnier-Regiment, das hier noch zur Artillerie gerechnet wird. Die ersten 15 Regimenter haben jedes 8 fahrende und 4 Festungsbatterien, letztere Fußbatterien genannt, das 16. ist das Pontonnierregiment von 14 Compagnien, die letzten 4 Regimenter sind reitende Artillerie, jedes zu 8 Batterien.

Afrikanische Truppen im französischen Heere.

Französische Infanterie.

Die Batterie hat 6 Geschütze, von den fahrenden Batterien sind 40 12pfündige, die übrigen 4pfündige, alle reitenden 4pfündige Batterien; die 12pfündigen auf Kriegsfuß 235 Mann und 205 Pferde, die fahrenden 4pfündigen 199 Mann und 165 Pferde, die reitenden 205 Mann und 227 Pferde stark. Eine Pontonniercompagnie hat 150 Mann. Die Offiziere sind nicht eingerechnet. Außerdem kamen 1870 noch 24 Mitrailleusenbatterien hinzu, welche den Infanteriedivisionen zugetheilt wurden. Die Genietruppen bestehen aus 3 Regimentern zu 2 Bataillonen von 8 Compagnien, jede 180 Mann. Der Train hat 24 Compagnien.

Danach berechnet sich die Stärke der Feldarmee auf 255,000 Mann Infanterie (16,000 Garde, 200,000 Linie, 14,000 Jäger, 6000 Zuaven, ca. 4000 Fremdenleg., ca. 4000 leichte Inf., 9000 Turkos); 37,500 Mann Kavallerie, 36,500 Mann Artillerie mit 984 Geschützen, 7500 Mann Genietruppen und 6000 Mann Train, im Ganzen auf 342,500 Mann. Für den Krieg ward außerdem die Reservearmee gebildet, welche nach französischer Angabe 94,000 Mann stark werden sollte. Von dieser Macht müssen aber in Algier und im Innern von Frankreich wenigstens 50,000 und mit Hinzurechnung aller Depots 130,000 Mann zurückbleiben, so daß für die Operationen im Felde nur 300,000 bleiben, wie es sich auch im jetzigen Kriege gezeigt hat.

Aus den disponiblen Streitkräften hatte Frankreich für den jetzigen Krieg, abgesehen von der Garde, welche die Heeresreserve bildete, folgende Armeecorps aufgestellt: I. Corps (Mac-Mahon) bei Strasburg, II. Corps (Frossard) bei St. Avold, gegen die preußische Grenze (Saarbrücken) am weitesten vorgeschoben, III. Corps (Bazaine) bei Metz, welche starke Festung der Hauptstützpunkt für die Operationen gegen das preußische Rheinland werden sollte, wie Strasburg für den Rheinübergang nach Süddeutschland, auf dessen Neutralität gerechnet ward; das IV. Corps (Ladmirault) bei Thionville, nördlich von Metz, V. Corps (Failly) bei der Bergfestung Bitsch gegen die bayerische Rheinpfalz, VI. Corps (Canrobert) weiter rückwärts im Lager von Chalons als Reserve. Ein VII. Corps unter Douay sollte aus den afrikanischen Truppen gebildet werden, von denen so viele, als in Algier irgend entbehrlich, nach Frankreich übergeschifft wurden, doch sind diese nachher vertheilt (beim I. Corps 3 Zuaven- und 3 Turkosregimenter) und das Douay'sche Corps aus andern Truppen formirt worden. Das I., III. und VII. Corps bestand aus 4, die übrigen aus 3 Divisionen, wozu für jedes noch eine Kavalleriedivision kam. Die Divisionen waren übereinstimmend aus 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern, 1 Jägerbataillon und 2 Batterien zusammengesetzt, die Kavalleriedivisionen, verschieden, aus 2—3 Brigaden zu 2 Regimentern: leichte Linien- und Küraſſierbrigaden. Die Gesammtstärke der gegen Deutschland aufgestellten Armee im Felde betrug also in runder Zahl 300,000 Mann, wie auch im preußischen Generalstabe nach den besten Quellen und Nachrichten schon im Voraus berechnet worden war. Was konnte nun Preußen mit seinen deutschen Bundesgenossen dieser feindlichen Macht entgegenstellen?

Preußische Reiterei.

Ulanen. Ulanen-Offizier. Kürassier. Husar.

2. Das Heerwesen des Norddeutschen Bundes.

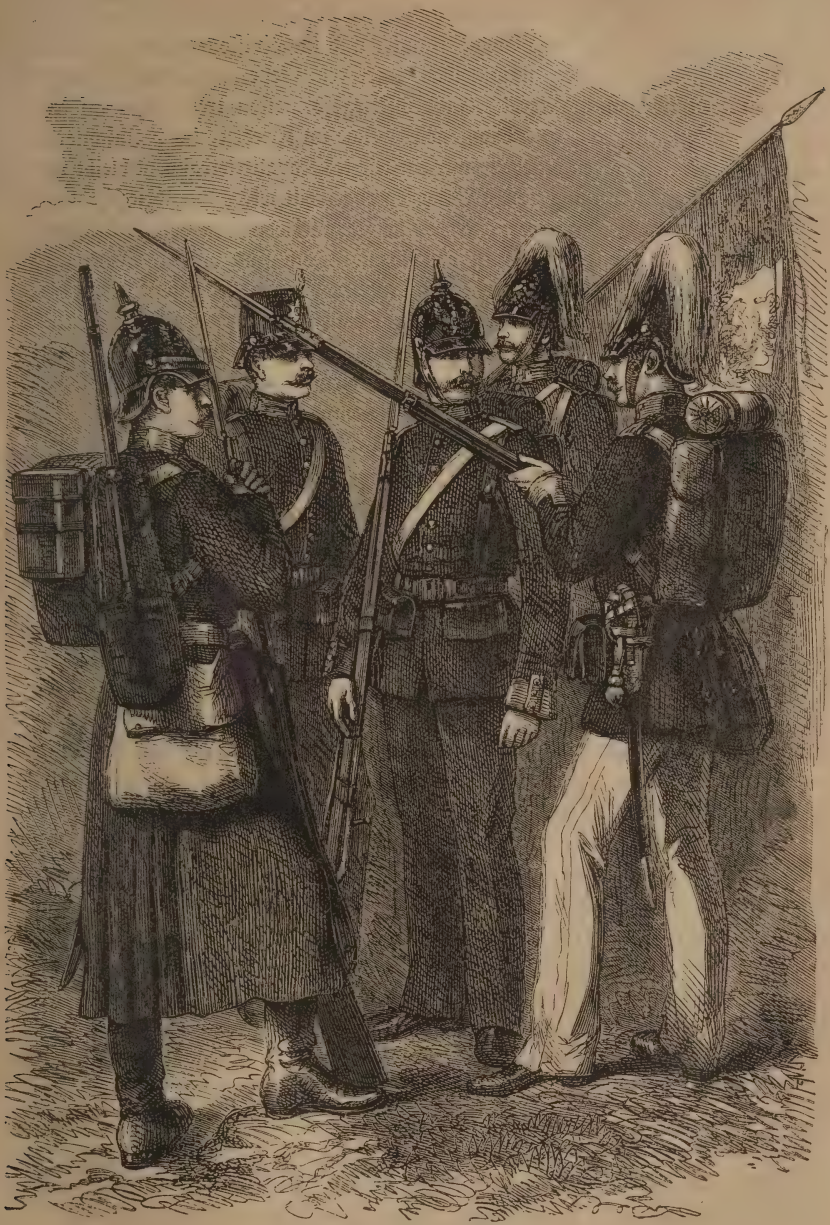
Die Heeresverfassung des Norddeutschen Bundes, wie sie auf die Regierungsvorschläge vom Norddeutschen Reichstage endgiltig festgestellt worden ist, bestimmt als wichtigste Grundlage die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung. Die süddeutschen Staaten haben sich dieser Kriegsverfassung angeschlossen. In den deutschen Heeren finden sich also jetzt nicht blos, wie in frühern Zeiten, ehe Preußen im Jahre 1809 mit dieser Einrichtung vorging, nur die Söhne der untern Volksklassen, sondern alle Stände, alle Berufskreise, vertreten. Dadurch ist das Heer in Wahrheit das Volk in Waffen und durch die gebildeten Klassen, welche ihrer Wehrpflicht genügen, wird eine Intelligenz darin verbreitet, deren Einfluß sich bis in die untersten Grade erstreckt. Die gute Volksbildung in

Deutschland, die moralischen Hebel, welche in der Armee den guten Geist und das Ehrgefühl wecken, bei der strengsten Disziplin doch eine humane Behandlung mit Ausschließung aller entwürdigenden Strafen, alles Dies macht aus dem deutschen Heere eine Wehrkraft, auf welche das Vaterland stolz sein kann. Freilich setzen wir bei einem Kriege immer die Blüte unserer Jugend und wenn auch, wie jetzt, die Landwehr in's Feld rückt, die beste Kraft unserer Nation ein gegen Frankreich's Heere, die aus Besitzlosen und Stellvertretern, aus den ungebildeten Klassen, von denen ein großer Theil nicht einmal lesen und schreiben kann, aus vielen schlimmen Elementen der menschlichen Gesellschaft und gar aus wilden bestialischen Afrikanern zusammengefügt sind. Aber was wir einsetzen, verbürgt auch den Sieg.

Die Wehrpflicht im Norddeutschen Bunde beginnt mit dem 17. und endigt mit dem 42. Lebensjahre, die Dienstzeit im Heere aber dauert vom 20. bis zum 32. Jahre, wovon 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre zur Reserve beurlaubt und 5 Jahre bei der Landwehr, die im Frieden nicht unter den Waffen ist. Es ist dabei also die Schonung der bürgerlichen Verhältnisse so viel beachtet, als es sich irgend mit der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes verträgt. Vor dem 20. Jahre, vom 17. an und nach vollendeter Dienstzeit vom 32. an bis zum 42. Jahre, ist der Jüngling und Mann verpflichtet, sich zum Landsturm zu stellen, wenn dieser aufgeboten wird, was aber nur bei feindlichem Einfall in höchster Gefahr zum Schutze von Haus und Herd und allein auf Befehl des Königs geschehen darf.

Die Zahl der jährlich in das dienstpflichtige Alter tretenden jungen Leute ist so groß, daß sie den Ersatzbedarf der Armee übersteigt. Nicht alle können daher als Rekruten eingestellt werden, das Loos entscheidet darüber. Die sich „frei loosen", treten in die Ersatzreserve, welche im Frieden vom Militärdienst entbunden bleibt, im Kriege aber nach Bedarf eingezogen wird.

Die Armee besteht aus der Linie und der Landwehr. Letztere hat jetzt nicht mehr, wie früher, ein erstes und zweites Aufgebot; sie wird bei ausbrechendem Kriege nicht gleich, wie es die frühere Kriegsverfassung bedingte, weil schon in den Brigaden Linie und Landwehr zusammengestellt war, im Ganzen unter die Waffen gerufen, sondern nur nach den Verhältnissen. Selbst bei dem jetzigen Kriege sind die Landwehrbataillone nach und nach, wie es nothwendig wurde, formirt, in kombinirte Landwehrregimenter, Brigaden und Divisionen organisirt und auf den Kriegsschauplatz oder nach andern Bestimmungsorten befördert worden. Neugebildete Reservedivisionen, aus Linie und Landwehr gemischt, waren vor Metz und Straßburg verwendet. Aus den zahlreichen Reserven der Kavallerie, welche bei der Mobilmachung nicht zur Kompletirung gebraucht wurden, da der Friedensfuß einer Escadron nur um wenige Mann schwächer als der Kriegsfuß ist und jährlich doch, die Kapitulanten abgerechnet, 30—40 Mann zur Reserve entlassen worden, sind diesmal Reserve-Kavallerieregimenter gebildet worden, Anfangs nur eine gewisse Zahl, im Fortgange des Krieges mehr. Bei dem Pferdereichthum Preußens waren sie leicht beritten zu machen.



Preußische Infanterie.

Die Linienarmee des Norddeutschen Bundes ist in 13 Armeecorps getheilt, wobei eins das preußische Gardecorps und das XII. die königlich sächsische Armee. Schon im Frieden sind diese Corps formirt und in Divisionen, Brigaden und keiner Division zugetheilte, unmittelbar unter dem Generalkommando stehende Abtheilungen normal gegliedert. In der Kriegsformation treten nur insofern Veränderungen ein, als den Divisionen, welche im Frieden aus 2 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigaden bestehen, nur ein leichtes Kavallerieregiment bleibt und eine Fußartillerieabtheilung von 4 Batterien zugetheilt wird, die übrigen Kavallerie-Regimenter des Armeecorps aber eine Kavalleriedivision von 2 Brigaden zu 2 Regimentern bilden. So ist die Norm. Doch sind die 13 Armeecorps nicht ganz gleichmäßig formirt, weil die Truppen der Bundesgenossen eingefügt sind und das sächsische Corps nicht in Allem die Formation der übrigen hat.

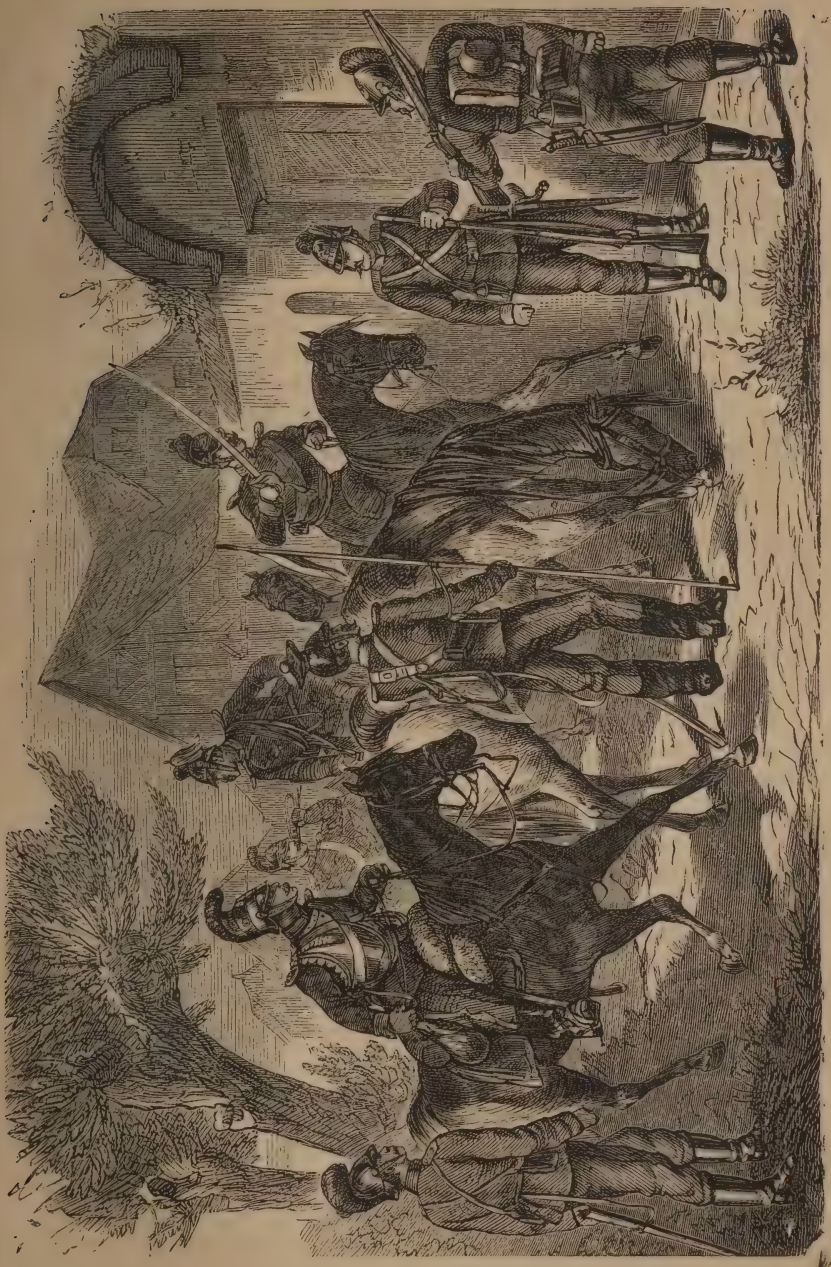
Das preußische Gardecorps besteht aus 9 Infanterieregimentern, 1 Jäger- und 1 Schützenbataillon, 8 Kavallerieregimentern (1 Garde-du-Corps, 1 Kürassier-, 2 Dragoner-, 1 Husaren- und 3 Ulanenregimentern, 1 Feld-Artillerieregiment, 1 Pionnier- und 1 Trainbataillon.

Die Linien-Infanterie zählt 109 Infanterieregimenter und 14 Jägerbataillone. Jedes Regiment hat 3 Bataillone zu 4 Compagnien von 250 Mann, (die 4 hessischen Regimenter nur 2 Bataillone). Ein Bataillon ist also 1000 Mann stark.

Von den Infanterie-Regimentern führen 15 (die 12 ältesten preußischen, 2 sächsische und 1 mecklenburgisches) den Namen Grenadiere, ohne sich in der Bewaffnung von den übrigen zu unterscheiden; 12 sind Füsilierregimenter, wozu noch eins der Garde kommt, auch hat jedes Infanterieregiment ein Füsilierbataillon. Diese sind leichte Infanterie, erhalten eine ausgewählte Mannschaft, welche sorgfältig ausgebildet wird, und haben ein leichteres Zündnadelgewehr als die andere Infanterie. Die leichten Fußtruppen sind also in der Norddeutschen Armee eben so zahlreich als ausgezeichnet: 128 Füsilier- und 16 Jägerbataillone. Letztere sind mit der Zündnadelbüchse bewaffnet.

Die Kavallerie wird in schwere und leichte getheilt. Zur erstern werden die Kürassiere und Ulanen, zur letztern die Dragoner und Husaren gerechnet. Im Kriege werden jedoch die Ulanen auch zu allem Dienst der leichten Kavallerie (Vorposten-, Avantgarden-, Patrouillendienst) und zu weiten Streifzügen verwendet, in welcher letztern Beziehung sie sich jetzt in Frankreich besonders ausgezeichnet und beim Feinde sowol als bei der Bevölkerung durch ihre Schnelligkeit und Kühnheit gefürchtet gemacht haben.

In der Linienkavallerie giebt es 8 Kürassier-, 19 Dragoner-, 6 Reiter- (dabei 1 sächsisches Gardereiter- und 1 hessisches Garde-Chevauxlegers-Regiment), 17 Husaren- (dabei 1 braunschweigisches) und 18 Ulanenregimenter (davon 2 sächsische). Im Ganzen sind es 68 Regimenter, mit der preußischen Gardekavallerie 76, jedes Regiment zu 5 Escadrons zu 150 Pferden, mit Ausnahme des oldenburgischen, das nur 4 hat. In's Feld rücken die Regimenter mit 4 Escadrons, die 5. bleibt als Ersatzescadron zurück.



Bayerische Truppen.

Die Artillerie besteht, die Gardebrigade mitgerechnet, aus 13 Brigaden, jede aus einem Feld- und einem Festungs-Artillerieregiment (von denen 4 aber noch nicht komplet sind —); dazu kommt noch 1 hessische Feldartillerieabtheilung und 1 Feuerwerksabtheilung. Nur von der Feldartillerie haben wir hier zu sprechen. Ein preußisches Feldartillerieregiment hat 3 Fuß- und 1 reitende Abtheilung, jede Fußabtheilung 2 sechs- und 2 vierpfündige, die reitende 3 vierpfündige Batterien. Das sächsische Feldartillerie-Regiment ist anders formirt. es hat 4 Fuß- und 1 reitende Abtheilung, von jenen 2 zu 2 sechspfündigen und 2 vierpfündigen Batterien. Die hessische Feldartillerie-Abtheilung besteht aus 2 sechspfündigen und 2 vierpfündigen Fuß- und 1 reitenden vierpfündigen Batterie.

Die Gesammtzahl der Batterien beträgt 202, davon 82 sechs-, 81 vierpfündige Fuß- und 39 vierpfündige reitende Batterien; jede zu 6 Geschützen, also hat die Norddeutsche Feldartillerie 1212 Geschütze. Auf dem Kriegsfuß ist eine sechspfündige Batterie 145 Mann und 126 Pferde, eine vierpfündige Fußbatterie 139 Mann und 124 Pferde stark, eine reitende Batterie 144 Mann und 207 Pferde.

Jedes Armeecorps hat ein Pionnierbataillon, mit der Garde sind also in der Armee 13 Pionnierbataillone, wozu noch 1 hessische Pioniercompagnie kommt. Ein Pionnierbataillon besteht aus 4 (das sächsische aus 3) Compagnien zu 200 Mann, davon rücken nur 3 ins Feld, die 4. bleibt als Ersatzcompagnie zurück.

Der Train zählt ebenfalls 13 Bataillone und 1 hessische Trainabtheilung. Ein Bataillon hat 2 Compagnien und ist auf dem Kriegsfuß 1455 Mann stark.

Nach den einzelnen Waffengattungen läßt sich die Stärke der Norddeutschen Feldarmee berechnen auf 368,000 Mann Infanterie, 45,000 Mann Kavallerie, 29,000 Mann Artillerie, 8000 Mann Pioniere und 19,000 Mann Train, im Ganzen 469,000 Mann, wobei wir absichtlich den niedrigsten Angaben gefolgt sind. In dieser Stärke kann die Armee wirklich ins Feld rücken, denn die im Lande zurückbleibenden Ersatz- und Besatzungstruppen werden noch außerdem, also besonders formirt und braucht kein Mann der Feldarmee dazu genommen zu werden. Die Ersatztruppen sind bestimmt, Rekruten auszubilden und Remonten zu dressiren, um den Abgang der Feldtruppen im Kriege durch Nachschub zu decken; jedes Infanterie-Regiment bekommt 1 Ersatzbataillon, jedes Jägerbataillon 1 Ersatzcompagnie, bei der Kavallerie bleibt die 5. Escadron dazu zurück, jedes Feldartillerieregiment bietet eine Ersatzabtheilung; im Ganzen sind es etwa 186,000 Mann.

Zu den Besatzungstruppen werden Bataillone der Landwehr bestimmt. Die Landwehr des Norddeutschen Bundes besteht aus 4 Garde-Landwehrregimentern zu 3 Bataillonen, 97 Provinzial-Landwehrregimentern zu 2 Bataillonen und 12 Reserve-Bataillonen, im Ganzen 218 Bataillone: eine Streitmacht von ungefähr 220,000 Mann, wovon ein großer Theil nach Erforderniß zur Verstärkung der Feldarmee auf dem Kriegsschauplatz verwendet werden kann, wie es jetzt auch geschehen ist.

Ueber die preußische Landwehr hatten die Franzosen die irrigsten und lächerlichsten Begriffe, sie hielten dieselbe für eine zusammengeraffte, kriegsscheue, undisziplinirte und gar nicht militärisch ausgebildete Truppe, welche nicht einmal ihrer Mobilgarde gewachsen sei. Darüber hat sie der jetzige Krieg wol schon schmerzlich enttäuscht. Was von preußischen Truppen vor den Feind rückt, Linie und Landwehr, besteht durchaus nur aus vollständig für den Krieg ausgebildeter Mannschaft, darin liegt der große Vorzug unserer Wehrverfassung. Die Landwehr hat eine dreijährige Dienstzeit bei der Fahne, und eine vierjährige Reservezeit hinter sich, sie besteht also aus lauter altgedienten Soldaten im kräftigsten Mannesalter und kann mit Recht eine Kerntruppe genannt werden.

3. Süddeutsche Truppen.

Hätte Norddeutschland allein den Krieg gegen Frankreich bestehen müssen, so wäre seine Streitmacht schon der französischen überlegen gewesen, denn sie konnte eine Feldarmee von 470,000 Mann gegen 300,000 Mann aufstellen. Nun aber traten noch die bayerischen, württembergischen und badischen Heertheile hinzu.

Die süddeutschen Mächte haben sich seit den Verträgen von 1866 der norddeutschen Wehrverfassung angeschlossen, Baden ganz, Bayern und Württemberg im Wesentlichen nicht ohne Schwierigkeiten, weil eine verblendete Partei in beiden Staaten eine Umwandlung der Armeen in Milizheere anstrebte. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn diese Bestrebungen nicht an der Festigkeit der Regierung gescheitert wären! Ein Milizheer gegen Frankreichs Armee! Lächerlich, nur zu denken!

Allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung ist jetzt auch in Süddeutschland angenommen, nur in der Dienstzeit weichen Bayern und Württemberg ab, indem sie dort in der Reserve nur 3 Jahre, hier bei der Fahne, mit Ausnahme der Kavallerie, nur 2 Jahre beträgt.

Die bayerische Armee besteht aus 16 Infanterieregimentern, 10 Jägerbataillonen, 10 Kavallerieregimentern (2 Küraſſier-, 6 Chevauxlegers- und 2 Ulanen-), 4 Artillerieregimentern zu 8 Feldbatterien, 5 Fuß- oder Festungsbatterien, 1 Fuhrwesensescadron und 1 Genieregiment von 2 Feldgeniedivisionen zu 3 Compagnien, 4 Festungsgeniecompagnien und 1 Fuhrwesensabtheilung. Auf dem Kriegsfuß beträgt die Stärke der Feldarmee 70,000 Mann, nämlich 58,000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie, 4800 Mann Artillerie mit 192 Geschützen und 1200 Mann Genietruppen. Sie ist in 2 Armeecorps zu 2 Divisionen von 2 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigade getheilt: die Kavallerie bildet im Kriege außer den bei den Divisionen bleibenden leichten Regimentern eine Kavalleriedivision.

Die württembergischen Truppen, welche eine Division von 3 Infanteriebrigaden, eine Reiterdivision und eine Artilleriebrigade bilden, bestehen aus 8 Infanterieregimentern zu 2 Bataillonen, 3 Jägerbataillonen, 4 Reiter-

regimentern, einem Feldartillerieregiment von 3 Abtheilungen zu 3 Batterien, einer Festungsabtheilung, 2 Pioniercompagnien und dem Armeetrain. Die Stärke der württembergischen Feldarmee beläuft sich auf 23,600 Mann, davon 19,000 Mann Infanterie, 2400 Reiter, 1800 Mann Artillerie mit 54 Geschützen und 400 Pionniere.

Das badische Corps bildet ebenfalls eine Division von 3 Infanteriebrigaden, 1 Kavallerie- und 1 Artilleriebrigade. Die Infanterie enthält 6 Regimenter von 3 Bataillonen, die Kavallerie 3 Regimenter, die Artillerie ein Feldartillerieregiment von 6 Fuß- und 1 reitenden Batterie, 1 Festungsartilleriebataillon, 1 Pionnier- und 1 Trainabtheilung. Das Corps ist 21,600 Mann stark: 18,000 Mann Infanterie, 1800 Reiter, 1400 Mann Artillerie mit 42 Geschützen und 400 Pionnieren.

Die Gesammtstärke der süddeutschen Feldtruppen beträgt hiernach, wenn wir auch hier nicht den höchsten Angaben folgen, über 100,000 Mann. Außerdem sind Ersatz- und Besatzungstruppen formirt, jene in den drei Staaten auf 36,000, diese auf 38,000 Mann zu berechnen. Zu der 470,000 Mann starken Feldarmee des Norddeutschen Bundes stoßen also noch 100,000 Mann süddeutsche Truppen. Da wir überall nur mäßige Zahlen angenommen haben, so werden wir in runder Summe die ganze deutsche Feldarmee auf 600,000 Mann anschlagen können. Rechnen wir, um die Gesammtstärke der deutschen Streitmacht zu ermitteln, die Ersatz- und Besatzungstruppen hinzu, so ergiebt sich die Zahl von mehr als einer Million Streitern. Durfte Deutschland den Krieg fürchten?

Zu Schutz und Trutz gegen die feindliche Rheinarmee wurden drei deutsche Heere, zur Vertheidigung der Küstenlande am Deutschen und Baltischen Meere eine Küstenarmee gebildet. Letztere wurde dem aus dem Kriege von 1866 rühmlichst bekannten General Vogel von Falckenstein anvertraut, welcher zum Generalgouverneur der Küstenlande Hannover, Schleswig-Holstein, Pommern und Preußen ernannt worden war. Die mobilen Truppen im Bereich derselben befehligte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, sie bestanden aus dem halben 9. Armeecorps (18. Division) Landwehr- und Reserveregimentern. Da die französische Landung, welche mit solchem Pomp angekündigt worden war, trotz der starken Panzerflotte, die in den deutschen Gewässern erschien, wegen der Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz jedoch gänzlich unterblieb, so wurde die Küstenarmee dann aufgelöst und ebenfalls in's Feld nach Frankreich geführt. Wir erwähnen also hier nur noch, daß General Vogel v. Falckenstein auch eine Küstenbewachung durch die wehrhafte Bevölkerung angeordnet hatte, daß an der Küste alle Leuchtthürme und Feuerzeichen, welche den Schiffer bei Nacht leiten, ausgelöscht und die Häfen und zugänglichen Landungspunkte durch Torpedos (Seeminen), versenkte Schiffe u. s. w. gesperrt und gesichert waren, man also dem Versuch einer feindlichen Landung mit Ruhe entgegenblicken konnte. Er blieb jedoch ganz aus.

Württembergische und badische Truppen.

Die deutschen Heere jenseit des Rheins konnten nicht unmittelbar an der Grenze sich sammeln. Da die Truppenzüge trotz der kolossalsten Anstrengungen des Eisenbahnbetriebes nur nach und nach an den Sammelpunkten anlangen konnten, so wären sie von der bereits konzentrirten französischen Uebermacht einzeln in Empfang genommen und geschlagen worden. Die Heere mußten also weiter rückwärts, wo sie keinem unmittelbaren Angriff des vorläufig noch überlegenen Feindes ausgesetzt waren, aufgestellt werden, um dann in voller Stärke schlagfertig den Angriff des Gegners zurückzuweisen oder, wenn derselbe noch ausblieb, an die Grenze und über dieselbe in Feindesland zu gehen.

So wurde die erste Armee bei Trier, die zweite links neben ihr, die dritte vorwärts Mainz zusammengezogen. Rufen wir uns die Stellung der französischen Heere zurück, so stand die erste und zweite deutsche Armee dem linken Flügel derselben, welcher voraussichtlich von Metz aus den Hauptstoß ausführen und die Rheinprovinz erobern sollte, die dritte in der Pfalz dem rechten feindlichen Flügel unter Mac-Mahon gegenüber. Die erste Armee, unter Steinmetz, bestand aus dem VII. und VIII. Armeecorps (Zastrow und Goeben). Die zweite Armee befehligte der Prinz Friedrich Karl, sie war aus dem Gardecorps (Prinz August von Württemberg), dem III. (Alvensleben II.), IV. (General d. Inf. v. Alvensleben I.), einer Division des IX. (Schimmelmann unter dem kommandirenden General von Manstein), X. (Voigts-Rhetz) und dem XII. Corps (Sachsen unter ihrem Kronprinzen) gebildet. Den Oberbefehl der dritten Armee hatte der Kronprinz von Preußen übernommen, sie bestand aus dem preußischen V. (Kirchbach) und XI. Corps (Bose), den beiden bayerischen Corps (v. d. Tann und Hartmann), und einem aus den Württembergern (unter dem preußischen, vom Könige Karl erbetenen General v. Obernitz) und den Badenern (Kriegsminister General v. Beyer) gebildeten Armeecorps (Werder). Im Fortgange des Krieges kamen das I. Corps zur ersten, das II. zur zweiten, das VI. zur dritten Armee. Die Organisation änderte sich, wie es die Operationen nöthig machten, noch mehrfach. Nach den Schlachten bei Metz wurde noch eine vierte Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen durch Abgabe von Corps der zweiten und dritten Armee gebildet. Die badischen Truppen standen vor Strasburg; zur Belagerung dieser Festung und Besitznahme des ganzen Elsaß wurde noch ein besonderes Corps unter General v. Werder aus Regimentern der rheinischen Festungsbesatzungen, welche dort jetzt entbehrt werden konnten, und aus Landwehren der aufgelösten Küstenarmee gebildet.

Zum Verständniß des Krieges, der eine weltgeschichtliche Bedeutung in Anspruch nimmt, haben wir den Ursprung desselben und die beiderseitigen Streitkräfte, welche sich in demselben gemessen haben, eingehend geschildert und wollen nur noch, ehe wir die Reihe unserer Kriegsbilder eröffnen, die Feldherren beider Mächte vorführen, welche an der Spitze der Heere und der Armeecorps gestanden haben.

Deutsche Heerführer und Kriegsmänner.
1. Freiherr v. Pranky, königl. bayerischer Kriegsminister. 2. General Ludwig von der Tann.
3. General Jakob von Hartmann.

III. Führer und Schlachtenlenker.

Ein altes Kriegsbüchlein von 1674 sagt: „Die hohen Häupter so den Krieg lieben oder zum Kriege gedrungen werden, müssen sich umb einen wolversuchten General umbthun, dem eine Kriegs-Armada zu vertrauen sey, denn auff diesem Manne beruhet und bestehet das ganze Kriegswesen." Das ist eine Wahrheit, welche für alle Zeiten gilt; bei der häufigen Kriegführung kommt es aber nicht allein auf den Oberfeldherrn, sondern auch auf dessen nächste Unterführer an, welche selbstständige Armeecorps befehligen, denn der beste Kriegsplan scheitert oft an der ungeschickten Ausführung durch die einzelnen Heeresabtheilungen wie sich in vielen Kriegen der neuern Zeit gezeigt hat.

Betrachten wir zuerst die Gegner Deutschlands.

1. Französische Heerführer.

Dem Kaiser, welcher anfangs den Oberbefehl über die Armee selbst übernommen hatte, stand als Major-General, was so viel bedeutet als bei uns Chef des Generalstabes, der Kriegsminister Edmond Leboeuf zur Seite. Dieser ist jetzt 61 Jahr alt und hat seine Laufbahn in der Artillerie gemacht; wie alle heutigen französischen Heerführer diente er lange in Afrika, wo er sich mehrfach auszeichnete. Nach Frankreich zurückgekehrt, war er eine Zeitlang Unterkommandant der Polytechnischen Schule, im Orientkriege 1854 als Oberst-Kommandant der Artillerie des Expeditionscorps nach der Krim. Hier wurde er für seine Leistungen an der Alma zum Brigadegeneral ernannt, befehligte die Artillerie des linken Flügels vor Sewastopol und führte nach dem Falle der Festung die Expedition nach Kinburn mit aus. Dann erhielt er das Kommando über die Artillerie der Garde und führte dieselbe im italienischen Kriege 1859, besonders bei Solferino, vortrefflich. Seitdem Adjutant des Kaisers, bekam er das „Armeecorps" (Landeskommando) in Toulouse und wurde 1869 nach Niel's Tode zum Kriegsminister ernannt, als welcher er in der Durchführung der Heeresreform viel organisatorisches Talent entwickelte; im März 1870 ist er zum Marschall befördert worden. Als Feldherr hat er nie befehligt, doch setzte man in ihn, als er 1870 zur Kriegsleitung berufen wurde, ein solches Vertrauen, daß ihn die Blätter „die Seele des Krieges gegen Preußen, den Moltke der französischen Armee" nannten. Und schon im August wurde er, nachdem die Armee nichts als Niederlagen erfahren hatte, seines Postens enthoben und sollte gar vor ein Kriegsgericht gestellt werden, der „französische Moltke!"

Das Gardecorps befehligte Charles Denis Soter Bourbaki, der Sohn eines Griechen, der unter Napoleon I. in französischen Diensten gestanden und 1821 im griechischen Freiheitskampfe gefallen ist. Zu Paris 1810 geboren, in der Militärschule zu St. Cyr ausgebildet, hat Bourbaki bis zum Krimkriege in Afrika gedient, zuerst bei den Zuaven, als diese noch aus Eingebornen und Franzosen gemischt waren. Als beide Elemente geschieden wurden, die Zuaven nur aus Franzosen bestanden und aus Eingebornen die tiralleurs algériens oder Turkos gebildet wurden, erhielt Bourbaki ein Bataillon derselben, später das 1. Zuavenregiment. In der Krim wurde er Brigadegeneral, kämpfte dann wieder in Afrika bei Randon's Feldzug gegen die Kabylen und 1859 in Italien. Er war immer sehr beliebt bei den Truppen, wozu sein offenes Wesen und seine Kaltblütigkeit in Gefahren, die er mit einer gewissen Coquetterie zur Schau trägt, viel beigetragen hat. Soldatenlieder haben ihn gefeiert, eines in welchem es heißt: Die Turkos verdanken ihren chic exquis (ausgezeichneten Schick: es ist unser deutsches Wort) dem General Charles Bourbaki; den soll bei Tafel, wo dieser zugegen, einmal der kaiserliche Prinz angestimmt haben. Gewiß ist der Gefeierte sehr geschmeichelt, alle Welt damals in hohem Grade entzückt von dem „Kinde von Frankreich" gewesen.

Französische Heerführer.

1. Kaiser Ludwig Napoleon. 2. Marschall Mac Mahon. 3. General Frossard.
4. Marschall Achille Bazaine. 5. General Trochu. 6. General Uhrich.

Bei der Formation des Heeres für den jetzigen Krieg wurde Bourbaki Befehlshaber des Gardecorps, welches zuerst in den Schlachten bei Metz zum Kampfe kam und dann mit in Metz eingeschlossen wurde. Bourbaki soll dabei verwundet worden sein, wie er auch schon früher schwere Verwundungen erlitten hat. Es gelang ihm später, aus der cernirten Festung zu entkommen, doch ward er nachher in seinen Bestrebungen, im Norden Frankreichs eine neue Armee zu organisiren, nicht vom Glück begünstigt.

An die Spitze des I. Armeecorps und wahrscheinlich zu einer großen Angriffsoperation mit einem Theile der ganzen Armeee bestimmt, wurde der Generalgouverneur von Algerien, Marschall Mac-Mahon berufen. Ein Blatt nannte ihn beim Beginn des Krieges „unsern gefürchtetsten Gegner" — von dieser Furcht vor ihm hat sich aber in den deutschen Heeren nichts gezeigt, sie hatten auch, wie die Ereignisse bewiesen, keine Furcht vor ihm nöthig. Die Kriege in Afrika sind keine gute Feldherrnschule für einen großen europäischen Krieg. Was lernen die Generale dort? Welche Gegner haben sie in den maurischen und kabylischen Stämmen zu bekämpfen? Der Mangel jeglicher Organisation, die noch in den Urzuständen orientalischer Fechtweise stehende Taktik der Feinde, die Leichtigkeit der Siege auch bei den mangelhaftesten Dispositionen haben die Generale weder über Truppenführung belehrt, noch darin geübt, ihnen vielmehr eine leichtsinnige Geringschätzung aller Gegner eingeflößt, die sie endlich im jetzigen Kriege schwer gebüßt haben. Wir können unter allen diesen in Afrika gebildeten Generalen keinen einzigen als guten Feldherrn anerkennen, auch Mac Mahon trotz seines Herzogstitel nicht, den er bei Magenta bekommen. Alle Achtung dagegen vor seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit, seinem reinen Charakter, den man nicht allen Hochgestellten des zweiten Kaiserreichs nachrühmen kann!

Marie Edme Patrice Maurice Graf von Mac-Mahon, Herzog von Magenta, geboren 1808, stammt aus einer irischen Familie, die nach dem Sturze der Stuarts vor etwa 190 Jahren nach Frankreich gekommen ist, hier Landbesitz erworben und ihre legitimistischen Grundsätze bewahrt hat. Auch der Marschall ist principiell Legitimist, dennoch hat er dem Kaiser als Soldat seine Treue bewahrt bis zuletzt. Seine militärische Ausbildung hat er in der Schule zu St. Cyr und in der Generalstabsschule erhalten, seine früheren Dienstjahre meist in Algier zugebracht, bei dessen Eroberung er 1830 schon zugegen war. Im Jahre 1848 zum General befördert, wurde er während des Orientkrieges 1855 als Divisionsgeneral nach der Krim versetzt, wo er vor Sewastopol den Sturm auf den Malakow entschied. Nach dem Frieden war er wieder in Algerien, und erhielt hier, nachdem er eine kurze Zeit außer Dienst gestellt war, den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Lande und zu Wasser. Im italienischen Kriege führte er das II. Armeecorps und bei Magenta war es, wo er sich seinen Ruf als Feldherr erwarb. Er kam nämlich dem in der Schlacht hart bedrängten Kaiser durch einen Angriff in die rechte Flanke des Feindes zu Hülfe und entschied so den Sieg. Dafür wurde er zum Marschall und Herzog von Magenta

erhoben. Nach dem Frieden erhielt er das VII. Territorial-Armeecorps zu Lille und 1864 als Pélissier's Nachfolger das Generalgouvernement in Algerien. Von dort wurde er 1870 zum Kriege gegen Preußen berufen. Man hegte von ihm die höchsten Erwartungen. Er wurde aber gleich im Anfange des Krieges vom preußischen Kronprinz geschlagen und später, nachdem er sich in das Lager von Chalons zurückgezogen und von hier den Marsch nach Norden angetreten, um den in Metz eingeschlossenen Bazaine zu befreien, von zwei deutschen Heeren umfaßt, in blutigen Gefechten nach Sedan gedrängt und hier mit seiner ganzen Armee, die zuletzt noch 84,000 Mann stark war, genöthigt, die Waffen zu strecken. Er selbst war schwer verwundet worden.

General Frossard befehligte das II. Armeecorps. Er ist jetzt 63 Jahr alt und hat seine Laufbahn im Geniecorps begonnen, aus welchem er in den Generalstab trat. Dann war er bei der Expedition gegen Rom, wurde in der Krim Brigade-, 1858 Divisionsgeneral; 1859 stand er beim Feldzuge in Italien an der Spitze des Geniecorps und wurde hierauf Adjutant des Kaisers, welcher ihn 1867 zum Gouverneur des kaiserlichen Prinzen ernannte. Er führte denn auch das „Kind von Frankreich" 1870 in die Feuertaufe, indem er ihm zu Ehren mit 3 Divisionen und 23 Geschützen, (30,000 Mann) 3 preußische Compagnien und 2 Geschütze (700 Mann) angriff: eine Lächerlichkeit vor ganz Europa, gesteigert noch dadurch, daß sich die kleine Schaar vier Stunden gegen ihn behauptete. Zwei Tage darauf wurde er von einem preußischen Corps trotz seiner fast unbezwinglichen Stellung auf den Speicher Höhen, zwischen Saarbrücken und Forbach, empfindlich geschlagen und später in die Katastrophe von Metz verwickelt. Als Feldherr nicht zu loben, ist er jedoch ein ehrenwerther Charakter.

Letzteres kann man kaum von dem Marschall Bazaine sagen, welcher nach dem Kaiser, der in Folge der ersten Unglücksfälle das Kommando niederlegte, den Oberbefehl über die gesammte französische Armee erhielt. Achille Bazaine, 1811 geboren, diente von der Pike auf (er soll sogar Tambour gewesen sein) in Afrika, wo er zuletzt Oberst eines Fremdenregiments war. Von dort wurde er nach der Krim geschickt und Bridegeneral, nach der Einnahme von Sewastopol hier Platzkommandant und befehligte als Divisionsgeneral die Expedition nach Kinburn. In Frankreich bekam er eine Territorialdivision. Als dann bei der Expedition nach Mexico der General Forey abging, erhielt Bazaine den Oberbefehl dort. Er gewann zwar zuerst, die dortigen Verhältnisse beachtend, in einem siegreichen Feldzuge viele Vortheile, diese ließen sich aber nicht behaupten, und die Franzosen, wie sie es beschönigend immer nennen, „konzentrirten sich rückwärts." Daß er den unglücklichen Kaiser Maximilian im Stich ließ, dafür ist er nicht verantwortlich, denn er that es auf Befehl Napoleons, wohl aber hat die Art und Weise, wie er sich gegen Maximilian und überhaupt in Mexico benahm, die öffentliche Meinung in ganz Frankreich gegen ihn empört. Ob er, nachdem er eine junge Mexicanerin von altem Geschlecht geheirathet, selbst nach der Krone strebte mag dahin gestellt bleiben, daß er aber dort nur seinem

Ehrgeiz und seiner schamlosen Habsucht gefröhnt, ist gewiß. Bei der Heimkehr nach Frankreich war die Stimmung in der Armee so entrüstet gegen ihn, daß ihm kein Honneurs gemacht wurden und die Officiere nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wollten, indessen hielt ihn die Gunst des Kaisers, er wurde zum Marschall befördert, bekam das III. Territorial-Kommando in Metz und beim Ausbruche des Krieges das III. Armeecorps. Wie schon gesagt, übertrug ihm dann der Kaiser den Oberbefehl über die ganze Armee. Im Begriff, sich von Metz mit 5 Corps wieder „rückwärts zu konzentriren" (mit Mac-Mahon), wurde er von den deutschen Heeren festgehalten, nach Metz zurückgeworfen und hier eingeschlossen.

Wiederholte Versuche, sich durchzuschlagen, mißglückten, er mußte in Metz bleiben, und sah sich endlich (Ende Oktober 1870) genöthigt, mit der ganzen dort eingeschlossenen Armee (173,000 Mann) zu kapituliren.

Die übrigen dieser Heerführer L'admirault, Kommandirender des IV., Failly, des V., Marschall Canrobert, des VI. und Douay des VII. Corps wurden mit in die Katastrophen verwickelt. Ueber L'admirault urtheilen die Franzosen, er sei, was man in Deutschland einen „Sicherheitscommissarius" nennt, er hat sich aber doch nicht vor dem allgemeinen Verderben zu sichern verstanden. Failly war früher Kommandant der Occupationstruppen in Rom, er befehligte bei Montana gegen Garibaldi, als dieser den unglücklichen Versuch gegen Rom machte und schrieb dann stolz: „Die Chassepots haben Wunder gethan." Der Wunderthäter von Messana sollte später bei Sedan gefallen sein, Jemand wollte ihn auf dem Schlachtfelde mit abgeschossenem Beine todt gesehen haben, er lebt aber noch heut in erwünschter Gesundheit. Sein Corps war das demoralisirteste der ganzen Armee, die Soldaten sangen Spottlieder auf ihn. Canrobert ist bedeutender, als die übrigen Corpsführer, er hat im Krimkriege eine Zeitlang die französische Armee befehligt, wozu er die Ordre schon in der Tasche hatte, als sein todkranker Vorgänger noch da war; dann aber fühlte er sich doch selbst, bei den langsamen Fortschritten vor Sewastopol, seiner Aufgabe nicht gewachsen, legte das Kommando nieder und schlug dazu Pélissier vor, unter dessen Befehl er bat, bleiben zu dürfen, gewiß eine seltene Selbstverleugnung, denn Pélissier war sein Untergebener gewesen. Im Kriege von 1859 führte er ein Armeecorps und gerieth nach der Schlacht von Solferino in Streit mit Niel, den er nicht unterstützt hatte. Nur die Dazwischenkunft des Kaisers verhinderte ein Duell zwischen beiden. Während des Friedens hatte er nach einander mehrere Territorial-Kommando's; 1870 das VI. Armeecorps, das im Lager von Chalons als Reserve stand, theilweise aber bald und endlich ganz in die Aktion gezogen wurde. — Douay sollte erst alle afrikanischen Truppen befehligen, diese wurden aber vertheilt, und das VII. Corps anders zusammengesetzt. Er war verhältnißmäßig einer der jüngern Corpskommandanten, 54 Jahre alt; erst bei Magenta 1859 ist er General geworden, bei der Expedition nach Mexico befehligte er eine Division.

Für den Krieg von 1870, als er die schlimme Wendung genommen hatte, wurden nachträglich noch zwei Corps formirt, deren Führer uns aber nicht interessiren können. Der eine, Lebrun, kam gerade zurecht, um bei Sedan mit gefangen zu werden, der andere, Vinoy, zu spät gekommen, eilte mit seinem ziemlich aufgelösten Corps nach Paris zurück, um hier an der Vertheidigung Theil zu nehmen.

Dreier Männer haben wir aber noch zu erwähnen, weil sie in den letzten Tagen des zweiten Kaiserreichs eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben: Montauban-Palikao, Trochu und Uhrich. Der erste heißt eigentlich Cousin und soll ein natürlicher Sohn des „Bürgerkönigs" Louis Philipp sein. Man weiß nicht, wann und wo er geboren ist, sein jetziges Alter wird auf 73 Jahre geschätzt, doch hat er viel Frische bewahrt und bewiesen. Er wurde 1814 Soldat und diente nach und nach bei allen Truppengattungen, die längste Zeit, 27 Jahre, in Afrika. Als Divisionsgeneral kehrte er nach Europa zurück und befehligte dann die Expedition nach China, wo er die Chinesen bei Palikao schlug, die Taku-Forts eroberte und siegreich in Peking einzog, sich aber, durch die Verbrennung und Plünderung des Sommerpalastes, behufs seiner eigenen Bereicherung, einen schlechten Namen machte. Der Gesetzgebende Körper in Paris wollte deshalb die Dotation, die der Kaiser für ihn wünschte, nicht bewilligen: „er habe sich die Dotation schon mitgebracht!" hieß es. Der Kaiser setzte seinen Willen aber mit einer schönen Phrase durch, wie er Montauban auch zum Grafen von Palikao ernannte. Dieser war überhaupt schlecht berufen, wir lasen, daß man ihn den schlechtesten Kerl in Frankreich genannt hat — allerdings eine sehr gewagte Behauptung. Als am 9. August 1870 in Folge der ersten Niederlagen das Ministerium Ollivier-Gramont zurücktrat, wurde Paliko, der Anfangs bestimmt war, die (nachher ausgebliebene) Landungsarmee nach den norddeutschen Küsten zu führen, Vorsitzender des neuen Ministeriums und Kriegsminister; er bemühte sich die Kammern und das Land über die Wahrheit der Kriegsereignisse im Ungewissen zu erhalten. Der Sturz des Kaiserthums und die Proklamirung der Republik vertrieb ihn als Flüchtling aus Frankreich.

General Trochu hatte bis jetzt den Ruf eines makellosen Charakters; ob er denselben in den Strudeln der Pariser Revolutionszustände, die er als Generalgouverneur beherrschen soll, unbefleckt bewahren wird, erscheint nach dem, was neuerdings verlautet, sehr zweifelhaft. Wenigstens ist auch er von dem allgemeinen Tollrausch nicht verschont geblieben und tritt was die Verlogenheit betrifft, in die Fußtapfen seiner Vorgänger. — Trochu ist jetzt 53 Jahr alt und noch in der Fülle seiner Kraft. Auch er hat lange in Afrika gedient und sich hier so ausgezeichnet, daß Marschall Bugeaud, der ihn nach der Schlacht bei Isly unter seine Adjutanten nahm, von ihm sagte, er sei dreifach begabt, er könne schreiben, reden und siegen." Das letztere hatte er bis dahin nur in untergeordneten Stellungen bewiesen. Im Krimkrieg wurde er Brigadegeneral, im italienischen Divisionsgeneral. Großes Aufsehen erregte er mit seiner Schrift

„L'armée française en 1867", in welcher er alle Mängel der französischen Heeresorganisation freimüthig besprach. Er machte sich dadurch beim Kriegsminister und auch beim Kaiser mißliebig und erhielt bei der Mobilmachung von 1870 kein Kommando. Erst nach dem Rücktritt Leboeuf's und des gesammten Ministeriums, wurde er zum Gouverneur von Paris ernannt, was er auch unter der republikanischen Regierung geblieben ist. In welcher Weise er mit der bunten Mosaik von zusammengerafften Vaterlandsvertheidigern (demoralisirten Trümmern geschlagener Corps, Depot- und Reservebataillonen, Mobilgarden, ansässigen Nationalgardisten, Douaniers, Wald- und Feldhütern, Feuerleuten, Freischützen, u. s. w.) Paris vertheidigen wird, ist abzuwarten; seine vielen Erlasse und Tagesbefehle, seine Maßregeln, z. B. die unnöthige Demolirung und Verwüstung außerhalb der Hauptstadt, die in Aussicht gestellte Anwendung völkerrechtswidriger Vertheidigungsmittel (Petroleum, Pikrin u. s. w.) lassen an seinem militärischen Talente starke Zweifel aufkommen. Der kleine Herr mit den scharfen Augen und dem boshaft eigensinnigen Zuge um den Mund ist ein Spieler, der Alles auf den letzten Wurf setzt.

Eine helle Erscheinung, jedenfalls eine der hervorragendsten Persönlichkeiten im feindlichen Lager ist der wackere Vertheidiger von Strasburg, General Uhrich. So lange ihm noch eine Hoffnung verblieb, den ihm anvertrauten Waffenplatz seinem Vaterlande zu bewahren, hielt er unbeirrt durch den Jammer und das Flehen einer zahlreichen Einwohnerschaft dem wiederholten mörderischen Bombardement gegenüber Stand. Als aber der militärischen Ehre alle Genugthuung widerfahren war, da zögerte er auch nicht länger die Stimme der Menschlichkeit zu hören, und das Leben vieler Tausende wackerer Krieger und hülfloser Einwohner schonend, setzte er freiwillig dem weiteren Blutvergießen und der Zerstörungsarbeit ein Ende. General Johann Josef Alexis Uhrich ist am 15. Februar 1802 in Pfalzburg geboren und erhielt seine militärische Vorbildung auf der Kriegsschule zu St. Cyr. Er trat als Unterleutnant in das 3. leichte Infanterie-Regiment und wurde später Kommandeur dieses Regiments. In der Krim befehligte er mit Auszeichnung eine Brigade. Seit 1855 General erhielt er nach dem Orientalischen Kriege das Kommando über eine in Paris garnisonirende Division, mit welcher er 1859 an dem Italienischen Kriege theilnahm. Er ist seit 1867 mit dem Officierkreuz der Ehrenlegion dekorirt und ward bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, in welchem einer seiner Söhne bei Wörth fiel, zum Gouverneur von Straßburg ernannt. Freunde und Feinde welche ihn persönlich kennen gelernt haben, stellen seinem Charakter und seiner Pflichttreue die glänzendsten Zeugnisse aus; von Manchen ist er wegen seiner tapferen Haltung wol mit dem Ehrennamen des „Eisenkopfes von Strasburg" ausgezeichnet worden.

2. Deutsche Feldherren und Armeeführer.

Der leitende Stratege, welcher dem Könige Wilhelm, dem obersten Heerführer der deutschen Kriegsmacht, zur Seite steht, ist der General der Infanterie v. Moltke, Chef des großen Generalstabes der preußischen Armee. Hellmuth von Moltke ist 1800 geboren. Da sich jetzt, wie einst griechische Städte um Homer, mehrere Orte um die Ehre, Moltke's Geburtsstätte zu sein, streiten, in einem sogar eine Gedenktafel angebracht worden, wollen wir hier erwähnen, daß Moltke auf dem Rittergute Gnewitz in Mecklenburg geboren ist, was wir von ihm selbst wissen. Er trat zuerst in dänische, 1822 aber in preußische Dienste, kam bald in den Generalstab und war dann mehrere Jahre im Orient beurlaubt, wo er den Sultan bei den militärischen Reformen durch seinen Rath unterstützte und 1839 dem Feldzuge in Syrien beiwohnte. Nach seiner Rückkehr bekleidete er als Generalstabsofficier verschiedene Stellungen. So war er in Rom bei dem Prinzen Heinrich bis zu dessen Tode, dann Chef des Generalstabes beim IV. Armeecorps, 1856 Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm, bis er 1858 Chef des Generalstabes der Armee wurde. Als dieser hat er durch geistvolle Heranbildung seiner Officiere Vorzügliches geleistet, und in den neuern Kriegen Preußens, 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen, und jetzt 1870 gegen Frankreich, immer den Kriegsplan entworfen. Schon der Plan von 1866 war genial, kühn und klar, aber seine strategische Meisterschaft hat Moltke erst in dem von 1870 entfaltet. Der Krieg nahm in seinem Verlaufe mehrmals so überraschende Wendungen, daß sofort von Seiten des deutschen Oberkommandos neue Entschlüsse gefaßt und die Operationen geändert werden mußten. Stets aber geschah das mit dem größten Erfolge. So für die Konzentrirung bei Metz, so nach der Einschließung der einen feindlichen Armee in dieser Festung, so für die Operationen zur Vernichtung des andern französischen Heeres bei Sedan, endlich zum wieder aufgenommenen Marsch nach Paris und zur völligen Einschließung der Hauptstadt, um hier den Frieden mit den Bedingungen, welche Deutschland fordern muß, zu erzwingen.

An die Spitze der drei Armeen gegen Frankreich wurden Steinmetz, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz von Preußen gestellt.

General Karl v. Steinmetz, 74 Jahr alt, aber noch körperlich frisch wie geistig energisch, hat bereits den Befreiungskriegen von 1813—1815 als Officier beigewohnt. In der langen Friedenszeit stieg er langsam auf. Im ersten dänischen Kriege befehligte er ein Regiment, war 3 Jahre Commandeur des Cadettencorps, wo er sich bei aller Strenge durch väterliches Wohlwollen die allgemeine Liebe der Zöglinge erwarb und wurde hierauf in höhere Stellungen versetzt, bis er 1864 das Generalkommando des V. Armeecorps in Posen erhielt. An der Spitze desselben erwarb er sich im Kriege von 1866 großen Ruhm in den Schlachten bei Nachod und Skalitz und den darauf folgenden Gefechten, so daß seine Verdienste mit dem Schwarzen Adlerorden und

einer bedeutenden Dotation belohnt wurden. Im Kriege von 1870 zum Befehlshaber der ersten Armee ernannt, rückte er nach dem siegreichen Gefechte bei Saarbrücken in Frankreich ein, kämpfte mit in den Schlachten bei Metz und trat nach Einschließung Bazaine's mit seiner Armee unter Prinz Friedrich Karl, welcher die Cernirungstruppen kommandirte. Im September wurde er seines Kommando enthoben und zum Generalgouverneur der Provinz Posen ernannt.

Prinz Friedrich Karl, geboren 1828, hat sich ganz den militärischen Interessen gewidmet, sowol praktisch, als auch durch ernste kriegswissenschaftliche Studien. Er war bereits in früher Jugend mit im ersten dänischen Kriege, gleich darauf unter dem jetzigen Könige im pfälzisch-badischen Feldzuge, befehligte 1864, nachdem Wrangel das Kommando niedergelegt, siegreich gegen Dänemark und führte im Kriege von 1866 die erste Armee, mit welcher er die Gefechte bei Münchengrätz und Jicin gewann und bei Königgrätz den Frontalangriff auf die österreichische Stellung mit unerschütterlicher Standhaftigkeit fortsetzte, bis die zweite Armee unter dem Kronprinzen zur Schlacht kam und diese entschied. Im Kriege von 1870 hat Friedrich Karl den Befehl der zweiten Armee. Theile derselben kämpften am 6. August bei Saarbrücken, die ganze Armee bei Vionville und Gravelotte am 16. und 18. August, worauf Metz und das feindliche Heer eng eingeschlossen wurde, so daß diesem kein Entrinnen mehr möglich war und schließlich nur die Kapitulation übrig blieb. In Folge dieses glänzenden Ergebnisses ist der Prinz zum General-Feldmarschall der preußischen Armee ernannt worden. Eine Schrift des Prinzen über die Fechtart der Franzosen, welche, 1860 gegen seinen Willen veröffentlicht viel Aufsehen erregte, fand damals eine französische Entgegnung mit dem Motto: „Die Kunst, die Franzosen zu bekämpfen, ist noch nicht die Kunst, sie zu schlagen." Der Autor hat jetzt gezeigt, daß er auch diese Kunst versteht.

Friedrich Wilhelm, der Kronprinz, drei Jahre jünger als sein Vetter, hat seine ersten Lorbeern und diese gleich im reichsten Maaße auf den böhmischen Schlachtfeldern von 1866 gepflückt. Wie er bei Königgrätz die Entscheidung gebracht, ist bekannt. Gegen Frankreich befehligt er die dritte Armee, welche den ersten Sieg bei Weißenburg am 4. August, dann die Schlacht über Mac-Mahon bei Wörth am 6., gewann, bei Metz mitkämpfte und dann gegen Paris aufbrach. Als Mac-Mahon aus dem Lager von Chalons mit seiner bedeutend verstärkten Armee nach Norden zum Entsatze von Metz aufbrach, wurde dem Marsch des dritten deutschen Heeres sofort eine veränderte Richtung gegeben, um Mac-Mahon in der Flanke zu fassen, während ihn die neugebildete vierte Armee aufhielt, so daß die feindliche endlich mit ihrem Kaiser rings abgeschnitten sich in Sedan kriegsgefangen ergeben mußte. Dann setzte der Kronprinz den Marsch auf Paris wieder fort, dessen Umschließung am 19. September vollendet war. In Gemeinschaft mit seinem Vetter Friedrich Karl ward er in Anerkennung der glänzenden Erfolge im französischen Kriege zum General-Feldmarschall ernannt, eine Würde, welche bis dahin noch nie von einem Prinzen des Hauses Preußen bekleidet worden ist.

Zum Marsche auf Paris wurde noch eine vierte Armee, unter dem Kronprinzen von Sachsen, aus dem Garde-, IV. und XII. (sächsische) Corps gebildet. Kronprinz Albert ist 1828 geboren; er besitzt eine gründliche wissenschaftliche Bildung und hat sich als Truppenführer schon im Kriege von 1866 ausgezeichnet, wo er die sächsische Armee befehligte, die, wenn auch unter österreichischer Oberleitung nicht glücklich, doch stets rühmlich gekämpft und ihre Waffenehre besonders durch ungebrochene Ordnung bewahrt hat. Im Kriege von 1870 befehligte sie der Kronprinz wieder als XII. Armeecorps des Norddeutschen Bundesheeres und wurde für die Schlacht bei Vionville mit dem Eisernen Kreuz dekorirt. Dann erhielt er den Oberbefehl über die vierte Armee, sein Bruder, Prinz Georg, übernahm das Commando des XII. Corps.

3. Deutsche Corpsführer.

Prinz August von Württemberg ist Kommandirender des Garde-Corps, ein Vetter des Königs Karl, geboren 1813. Er steht schon 40 Jahre in preußischen Diensten und befehligt das Gardecorps seit 1858. Dasselbe hat sich 1866 besonders bei Trautenau und Königgrätz, 1870 bei Vionville, Gravelotte und Sedan ausgezeichnet, in diesem Kriege aber auch furchtbare Verluste erlitten.

Das I. Armeecorps führt der General Edwin von Manteuffel. Er ist jetzt 61 Jahre alt. Schon als junger Gardedragoneroffizier wurde er Adjutant des Prinzen Albrecht, nach den Märztagen 1848 Flügeladjutant des Königs, in welcher Stellung er auch bei Wilhelm I. verblieben und zum Generaladjutanten aufgerückt ist. Er führte mehrere diplomatische Sendungen mit Glück aus, namentlich in Wien während des dänischen Krieges von 1864. Vorher war er eine Zeitlang Chef des Militärkabinets gewesen, für die Armee eine der wichtigsten Stellungen. Auch für die Gasteiner Konvention von 1865 war er thätig und wurde dann Generalgouverneur in Schleswig, wo er sehr energisch auftrat. Als der österreichische Statthalter von Holstein, Gablenz, dort 1866 gegen Preußen's Interessen die Ständeversammlung berief, verhinderte Manteuffel dieselbe durch sein Einrücken und marschirte dann gleichzeitig mit Vogel von Falckenstein in Hannover ein. Bei der Formation der Mainarmee unter diesem General, wurde sein Corps, welches diesen Namen behielt, derselben einverleibt und hatte seinen guten Antheil an den errungenen Siegen. Nach Falckensteins Abberufung ging der Oberbefehl auf Manteuffel über, der von Frankfurt das Heer unter fortgesetzten Kämpfen bis zum Waffenstillstand und Frieden führte. Wiederum nach Falckenstein erhielt er später das Generalkommando des I. Armeecorps, das 1870 bei Metz, sowol in der Schlacht, als auch beim Zurückschlagen des großen Ausfalls sich mit Ruhm bedeckte.

General Eduard von Fransecky befehligt das II. Armeecorps. Er ist 1807 geboren,, hat seine Laufbahn meist im Generalstabe gemacht, war beim ersten dänischen Kriege in Wrangels Hauptquartier, und dann Chef des Gene-

ralstabes beim III. Armeecorps, hielt auch Vorlesungen an der Kriegsakademie. Einige Jahre stand er an der Spitze der oldenburgischen Truppen, trat aber 1864 nun als Divisionsgeneral in die preußische Armee zurück. Als Truppenführer hat er sich zuerst im Kriege von 1866 ausgezeichnet, bei Münchengrätz, besonders aber bei Königgrätz, wo er mit seiner 7. Division im Walde von Benatek und Maslowied zuletzt gegen fünffache Uebermacht kämpfte und die drohende Gefahr abwandte. Zum Kriege von 1870 wurde er kommandirender General des II. Armeecorps, mit dem er bei Metz den entscheidenden Angriff machte, welcher den Franzosen ihre letzten Positionen entriß und sie in die Befestigungen zurückwarf.

Das Kommando des III. Armeecorps erhielt nach dem Prinzen Friedrich Karl, als dieser den Befehl über die zweite Armee übernahm, der General Konstantin von Alvensleben, der bisher die 1. Gardedivision kommandirt und sich im böhmischen Kriege besonders hervorgethan hatte. Das III. Armeecorps hat in dem jetzigen Kriege vielleicht das meiste Blut vergossen: bei Saarbrücken am 6. August verlor eins seiner tapfern Regimenter 32 Officiere und 854 Mann! Bei Vionville am 16. hielt dasselbe allein eine lange Zeit der französischen Macht Stand, bis die andern Corps herankamen. Seine Opfer sind aber für die Erfolge vom höchsten Werth gewesen.

Auch das IV. Armeecorps befehligt ein Alvensleben, der älteste, Gustav, General der Infanterie, geboren 1803. Im Feldzuge in Baden 1849 war er Chef des Generalstabes beim Prinzen von Preußen, später Generaladjutant des IV. Armeecorps, welches bei Sedan den größten Antheil am Siege errungen hat.

Eine hervorragende Theilnahme an den Ehren des Krieges 1870 nimmt das V. Armeecorps unter dem General Hugo Ewald von Kirchbach in Anspruch. Aus einer sächsischen Familie, 1809 geboren, hat Kirchbach nach längerer praktischer Dienstzeit im Generalstabe und als Lehrer an der Kriegsakademie gewirkt. Im Kriege von 1866 führte er unter Steinmetz die 10. Division mit großer Auszeichnung. Als dieser das Kommando der ersten Armee übernahm, erhielt Kirchbach das V. Corps, welches das Glück hatte, fast an allen Siegen Theil zu nehmen, zuletzt noch bei Paris.

Dem VI. Armeecorps, welches erst später auf den Kriegsschauplatz rückte, war dies weniger beschieden. Es steht unter dem General Wilhelm von Tümpling, der im Kriege von 1866 die 5. Division geführt, und sich als entschlossener und thatkräftiger Befehlshaber bewährt hat, eine schwere Verwundung rief ihn aber vor der Schlacht bei Königgrätz ab. Nach dem Kriege erhielt er das VI. Corps. Jetzt hat Tümpling auf dem Marsche nach Paris große Energie gegen die feindlich gesinnte Bevölkerung bewiesen und vor der feindlichen Hauptstadt den Ausfall am 19. September mit zurückgeschlagen.

Der älteste Corpsführer ist der des VII. Corps, General Heinrich Adolf von Zastrow, 69 Jahr alt. Er begann seine Laufbahn im ersten Garderegiment, und machte sich auch als Militärschriftsteller im Fache der Befestigungskunst durch

ein paar geschätzte Werke bekannt. Im ersten dänischen Kriege fand er zuerst Gelegenheit, sich als Truppenführer einen rühmlichen Namen zu erwerben; während des Friedens stieg er dann allmählig in höhere Stellen auf, befehligte 1866 eine Division, später das VII. Corps, welches jetzt in Frankreich überall den alten Ruf der westfälischen Tapferkeit neu bekundet hat.

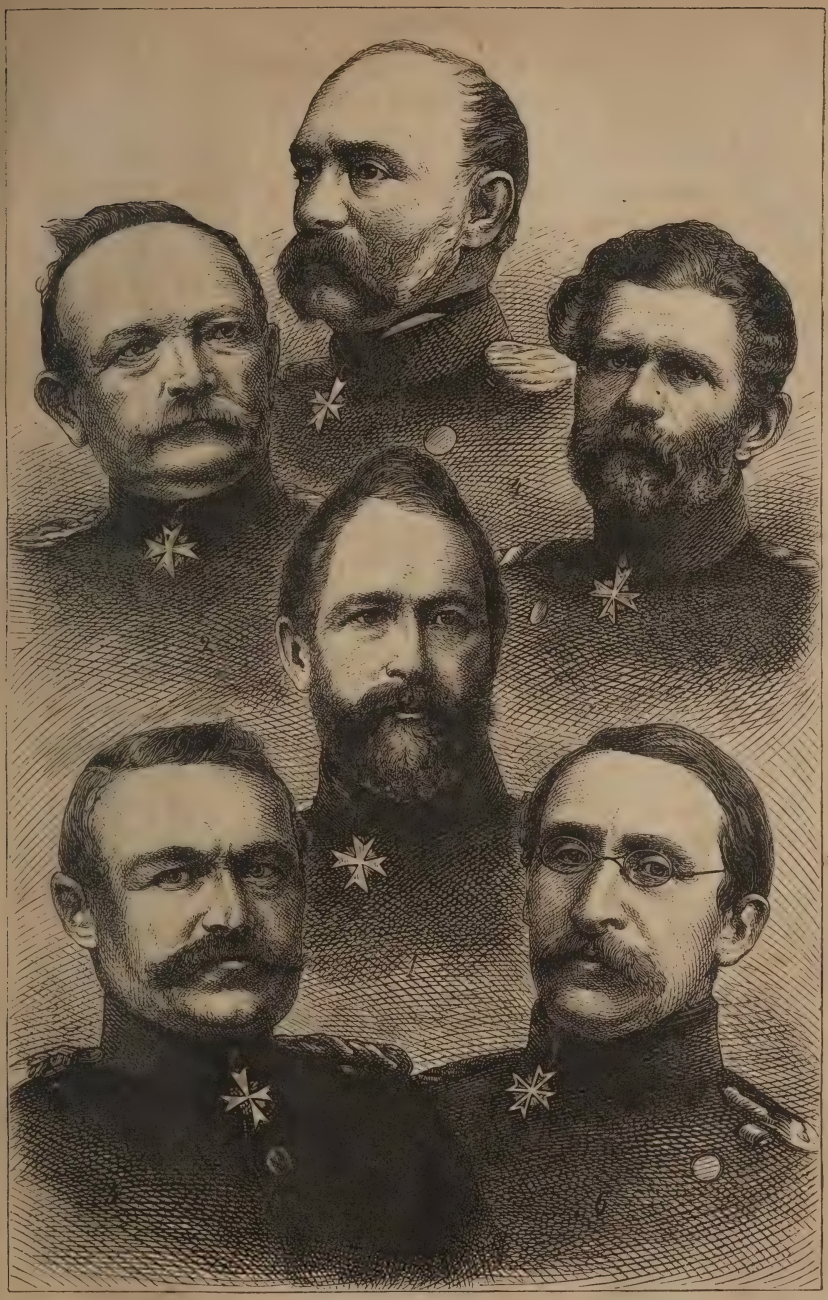
Das VIII. Armeecorps führt seit der Mobilmachung von 1870 August von Goeben, der jüngste unter den kommandirenden Generalen, 54 Jahre alt. Er hat sich schon als junger Officier Kriegserfahrung erworben, indem er 1836 nach Spanien ging und im carlistischen Heere unter Cabrera vier Jahre kämpfte. Nach der Katastrophe, welche dem Kriege ein Ende machte, kehrte er als spanischer Obristlieutenant nach Preußen zurück, wo er 1842 wieder in die Armee trat, aber als Secondelieutenant. Doch holte er die Versäumniß rasch ein. Er kam bald zum Generalstabe, in welchem er schon 1855 Chef beim IV., 1858 beim VIII. Armeecorps wurde. Noch einmal wohnte er 1860 einem spanischen Kriege bei, diesmal aber nur als Zuschauer, gegen Marokko. Im dänischen Kriege 1864 befehligte er eine Brigade und im deutschen 1866 in der Mainarmee eine Division, überall mit großer Auszeichnung. Diese hat er auch in dem Kriege von 1870 neu gewonnen, vorzüglich bei Saarbrücken und in den Schlachten bei Metz.

Nach der Vergrößerung Preußens 1866 wurden drei neue Armeecorps formirt. Das XI., schleswig-holsteinische erhielt der General Gustav von Manstein, geboren 1805, der nach einer langen Friedensdienstzeit zum Divisionscommandeur aufgerückt, sich 1864 bei Düppel und 1866 bei Königgrätz auszeichnete, wie er auch jetzt sein Armeecorps in den Schlachten bei Metz und bei Sedan mit Ruhm geführt hat. Er besitzt die Liebe und das Vertrauen seiner Truppen in hohem Maaße.

Das hannoversche (X.) Corps befehligt der General Konstantin von Voigts-Rhetz. Er ist 61 Jahre alt. Durch Kenntnisse und reiche Begabung empfohlen, kam er frühzeitig in den Generalstab, in welchem er rasch aufstieg. Bei den Wirren in Posen 1848 trat er energisch hervor, und veröffentlichte eine scharfe Schrift gegen den General Willisen, welcher sich als königlicher Bevollmächtigter bei der beabsichtigten Reorganisation der Provinz von polnischen Sympathien leiten ließ. Nach und nach hat Voigts-Rhetz eine Reihe bevorzugter Stellungen inne gehabt: 1858 Director des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, 1859 Kommandant von Luxemburg, 1863 Divisionscommandeur, 1864 Militärbevollmächtigter beim Bundestage und Oberbefehlshaber der Garnison von Frankfurt; 1866 Chef des Generalstabes der I. Armee. Ihm gebührt ein großes Verdienst bei der Leitung der Operationen. Seine Rekognoscirung bewirkte den Entschluß des Königs zur Schlacht bei Königgrätz. Als kommandirender General in Hannover hat er unter schwierigen Verhältnissen viel Gutes geschaffen. Sein Corps, auf dessen Abfall die welfische Partei und durch dieselbe die Franzosen rechneten, hat durch Treue und Tapferkeit mit allen andern in Frankreich gewetteifert.

Deutsche Feldherren und Armeeführer.

1. König Wilhelm, Oberfeldherr der deutschen Heere. — 2. Kronprinz Friedrich Wilhelm, Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der dritten Armee. — 3. Prinz Friedrich Karl von Preußen, Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der zweiten Armee. — 4. Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, Oberbefehlshaber der deutschen Küstenarmee. — 5. General Karl v. Steinmetz, Oberbefehlshaber der (später aufgelösten) I. Armee. — 6. Kronprinz Albert v. Sachsen, Oberbefehlshaber der (später neugebildeten) vierten Armee gegen Frankreich.



Deutsche Corpsführer.

1. Wilhelm v. Tümpling, kommandirender General des VI. (schlesischen) Armeecorps. — 2. Eduard v. Fransecky, komm. Gen. des II. (pommerschen) Corps. — 3. Edwin v. Manteuffel, k. G. des I. (ostpreußischen) Corps. — 4. Hugo E. v. Kirchbach, k. G. des V. (posenschen) Corps. — 5. Julius v. Bose, k. Gen. des XI. (hessen-nassauischen) Corps. — 6. August v. Goeben, k. Gen. des VIII. (rheinischen) Corps.

An die Spitze des XI. Armeecorps (Hessen-Nassau) ist mit Uebergehung von 17 ältern Generalen für den Krieg von 1870 Julius von Bose gestellt worden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß überhaupt bei Besetzung der Corpsführerstellen keine Rücksicht auf Anciennität, Familienverbindungen oder ähnliche Triebfedern des Avancements genommen, sondern nur Verdienst und Befähigung maßgebend gewesen ist. Beides besaß aber Bose in vollem Maaße. Er hatte schon im Kriegsministerium trefflich gewirkt, und in den Kammerverhandlungen als Regierungskommissar gute Dienste geleistet, im Kriege von 1866 zeigte er sich als tüchtiger Führer. Er siegte im ersten größern Gefecht, bei Podol, wo er sich persönlich, das Gewehr eines Gefallenen ergreifend, an die Spitze seiner stürmenden Truppen stellte; im letzten Gefecht des Krieges, bei Blumenau, machte er die Umgehung über das Gebirge in den Rücken des Feindes, welche diesen vernichtet und Presburg geöffnet haben würde, wenn nicht um 12 Uhr der Waffenstillstand eingetreten wäre. Nach dem Kriege wurde Bose Divisionscommandeur in Hannover, wo er sich bei den Truppen, wie bei den Bürgern allgemeiner Beliebtheit erfreute. Bei der Mobilmachung von 1870 wurde ihm die erwähnte große Auszeichnung zu Theil. Er machte ihr Ehre bei Wörth, wurde aber leider schwer verwundet und mußte, nachdem er die Schlacht trotz zweier Schußwunden bis zu Ende nicht verlassen hatte, das Kommando einstweilen niederlegen, um Heilung zu suchen.

Die bayerische Armee ist in zwei Corps getheilt. Das I. kommandirt General v. d. Tann, 1815 geboren, seit 1833 Officier. Er kam als Oberlieutenant schon in den Generalstab und wurde 1844 Adjutant des Kronprinzen Max. Beim Ausbruche des dänischen Krieges 1848 Major, ging er nach den Elbherzogthümern und organisirte hier ein Freicorps, das er mit großer Auszeichnung führte. Im Feldzuge von 1849 war er Stabschef, beim Herzoge von Altenburg und 1850 bei General v. Willisen. Nach dem Kriege trat er in seine frühere Stellung zurück, der Kronprinz war unterdessen König geworden. Im deutschen Kriege wurde er Chef des Generalstabes beim Obercommando der süddeutschen Streitkräfte gegen Preußen und bei Kissingen verwundet. Er ist für die Heeresleitung vielfach, aber mit Unrecht angegriffen worden, da es bei der Zusamensetzung und Unbotmäßigkeit der Bundesarmee unmöglich war, günstige Erfolge zu erlangen. Im jetzigen Kriege hat er sein Armeecorps um so ruhmvoller geführt, wie die Bayern denn in allen Gefechten ausgezeichnet gefochten haben, von Weißenburg an bis vor Paris, das II. Corps unter dem General Jakob von Hartmann, einem altgedienten Officier, der schon 75 Jahre zählt, aber noch als Truppenführer die frischesten Lorbeeren gepflückt hat. Da seine Heimat die Pfalz, als er herangewachsen war, zum französischen Kaiserreich gehörte, begann er seine militärische Laufbahn in Napoleon's Diensten, nahm aber 1816 seinen Abschied und trat in die bayerische Armee ein, in welcher er bis zum General aufrückte. Er erkannte schon lange die Nothwendigkeit einer militärischen Einigung des gesammten Deutschlands, wie er auch

in einer Denkschrift, die er sämmtlichen deutschen Regenten 1859 überreichte, ausgesprochen hat: „Ueber die Dringlichkeit des Zusammengehens der Mittelstaaten und der militärischen Einigung des gesammten Deutschlands." Er hat mit das Saatkorn ausstreuen helfen, das sich heute zum mächtigen Baume entwickelt! Während des Feldzuges von 1866 ist der Name des Generals mehrfach ehrenvoll genannt worden, so gelegentlich des Treffens bei Roßdorf. Für seine Haltung an diesem Tage ward er mit dem Militär-Max-Josef-Orden ausgezeichnet, der nur durch glänzende Thaten vor dem Feinde erworben werden kann. Fügen wir noch hinzu, daß der rührige, greise General von seinen Untergebenen wahrhaft verehrt und geliebt, von dem ganzen bayerischen Volke als das Muster eines vaterländischen Heerführers betrachtet wird und trotz seiner hohen Jahre sich einer seltenen Gesundheit und Rüstigkeit erfreut. Als kommandirender General des II. Armeecorps hat Hartmann durch den Angriff auf Weißenburg die Reihe der deutschen Siege eröffnet.

Siegmund Freiherr von Prankh, königl. bayerischer Kriegsminister, ist am 5. Dezember 1821 geboren. Er trat jung in das bayerische Kadettencorps und wurde dann Fähnrich im Genieregiment, wo er bis zum Oberleutnant avancirte. Seine besondere Begabung brachte ihn dem Kriegsminister Lüder näher, der ihn zu seinem Adjutanten ernannte, woraus der Eintritt in den Generalstab und ein rasches Avancement sich von selbst ergab. Als Oberst in das 3. Infanterieregiment „Prinz Karl" nach Augsburg versetzt, vertauschte er nun die Thätigkeit in den Bureaus mit der des praktischen Dienstes, den er weiter zu pflegen Gelegenheit hatte, als er, kurz vor Ausbruch des Krieges 1866 zum Kommandanten des Leibregiments in München ernannt, an dessen Spitze am Feldzuge von 1866 Theil nahm. Als es galt, die traurigen Lehren des Jahres 1866 auszunützen und demgemäß die bayerische Armee mit neuem Geiste zu beseelen, unternahm er die schwierige Aufgabe mit rüstigem Eifer. Nach seiner Ernennung zum Generalmajor und Kriegsminister im August 1866 begann er in letzterer Eigenschaft, die Wehrverfassung Bayerns zu reorganisiren, ein Werk, dessen Früchte Bayern und Deutschland jetzt ernten. Der Lohn seiner rastlosen Bemühungen war die Ernennung zum Reichsrath und zum Inhaber des 8. Infanterieregiments. Mit den vielseitigen trefflichen Eigenschaften dieses echt deutschen Mannes verbindet sich hohe Begeisterung für den Stand, welchen Herr von Prankh so hervorragend repräsentirt, sowie eine Reinheit der Absichten und eine unanfechtbare Parteilosigkeit, welche dem Minister zur hohen Ehre gereicht.

Des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, welcher zu Anfang des Krieges das Kommando der sogenannten Küstenarmee, im Norden Deutschlands übernahm, ist schon oben, bei Aufführung der verschiedenen deutschen Armeen, gedacht worden. Dieser sehr beliebte Fürst, geboren 28. Februar 1823 und an der Regierung seit 1842, hatte während der Jahre 1848 und 1849 die besten Absichten, den Volkswünschen entgegen

zu kommen und eine zeitgemäße Reform der Landesverfassung durchzuführen. Indessen nöthigte ihn der Widerstand des Adels und der bevorzugten Klassen seines kleinen Landes, die früheren Zustände wieder herzustellen. Von seiner militärischen Begabung und Tüchtigkeit spricht man mit voller Achtung; im Kriege von 1866 führte er das II. preußische Reservecorps mit großer Umsicht, doch vergönnte ihm die rasche Beendigung des Feldzuges damals keine Gelegenheit, sich im Felde persönlich auszuzeichnen. Als im Jahre 1870 mit den sich häufenden französischen Niederlagen die Sorge vor der Landung eines feindlichen Corps an unseren Küsten geschwunden war, begab sich der Großherzog nach Auflösung der Küstenarmee auf den westlichen Kriegsschauplatz und übernahm dort als Generalgouverneur zu Rheims die Verwaltung aller, mit Ausnahme des Elsaß und Lothringens, occupirten Landestheile Frankreichs. Später ging der Großherzog an der Spitze des neugebildeten XIII. Armeecorps in das Lager vor Paris ab.

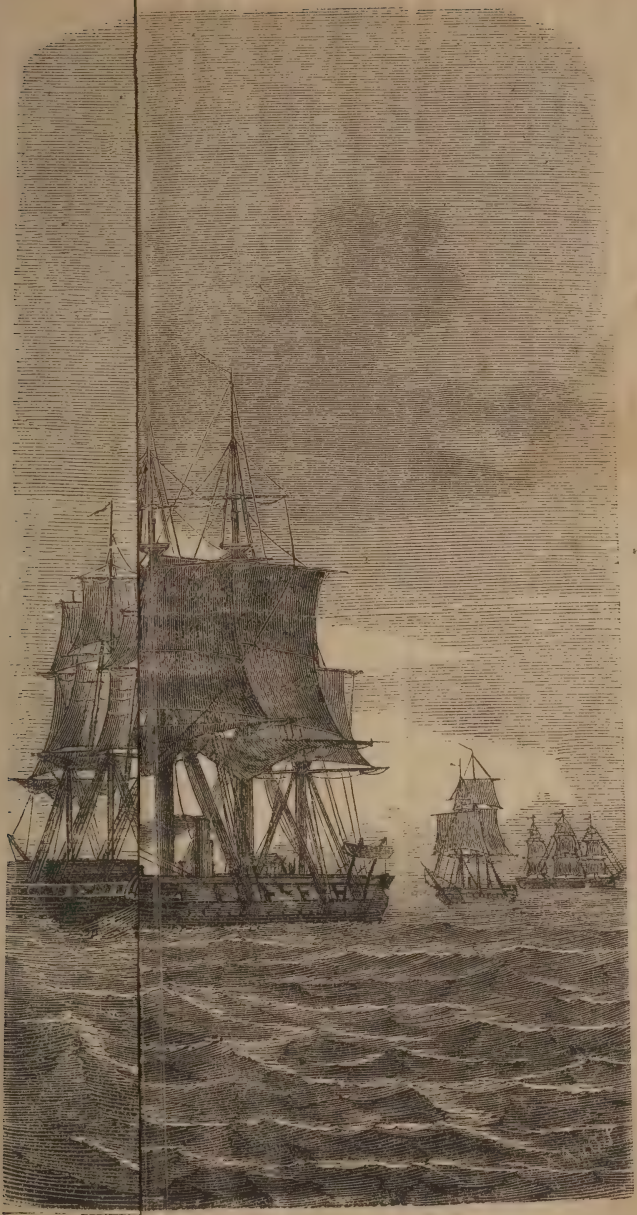
Abgesehen von der Küstenarmee wurden nach Beginn des Krieges noch zwei weitere Reserveheere, das eine zu Berlin unter Generalleutnant v. Canstein, das andere unter dem Befehl des Generalleutnant v. Löwenfeld, zusammengezogen.

Philipp von Canstein, 1804 geboren, 1819 in die Armee eingetreten, war längere Zeit als Lehrer zur Divisionsschule und zum Kadettencorps kommandirt. Im Jahre 1861 zum Generalmajor avancirt befehligte er später das preußische Reservecorps für die Exekutionstruppen in Holstein und nahm im Feldzuge von 1864 an mehreren Gefechten sowie an Erstürmung der Düppler Schanzen und am Uebergang nach Alsen Theil. Zum Generalleutnant befördert, zeichnete er sich im deutschen Kriege 1866 als Commandeur der 15. Infanteriedivision bei Münchengrätz und Königgrätz aus.

Julius von Löwenfeld, Befehlshaber der dritten Reservearmee, geboren 1808, trat 1826 als Sekondeleutnant in das Infanterieregiment der Garde-Reserve ein. Im Jahre 1859 zum Oberst, 1863 zum Generalmajor befördert, kämpfte er im Feldzug von 1866 an der Spitze der 9. Infanteriedivision bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz. Nachher trat er als Generalleutnant das Kommando der 2. Garde-Infanteriedivision an. —

Dies wären diejenigen unserer deutschen Heerführer, welche in neuerer Zeit am meisten genannt worden sind.

Wir haben in der Vorhalle zu den Kriegsbildern von 1870 den Friedensbruch, die Heeresorganisation der kriegführenden Mächte und die Heerführer auf beiden Seiten betrachtet und wollen nun Schilderungen aus dem großen Kriege vorführen, wie sie derselbe in seiner Entwickelung und seinem großartigen Verlaufe von höherem Interesse, als je ein anderer geboten hat. Vorher wollen wir hier aber zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die deutschen Streitkräfte zur See sowie auf die ruhmlosen Leistungen der französischen Flotte werfen.



Niobe Nymphe. Arcona.

Niobe. Gefion. Nymphe. Arcona.

Kronprinz.

Die Norddeutsche Kriegsflotte.

Die auf den vorangehenden Blättern gegebene Zusammenstellung der Heereskräfte beider kriegführenden Parteien zu Lande und die Aufzählung ihrer Heerführer und Schlachtenlenker rechtfertigt vollkommen das hohe Vertrauen, mit welchem das deutsche Volk in den Kampf an der Westgrenze unseres Vaterlandes gegen den übermüthigen Feind eingetreten war. Glänzend ist diese Zuversicht denn auch durch die wirklichen Erfolge, durch Sieg auf Sieg, wovon die nachfolgenden Schilderungen und Kriegsbilder erzählen werden, bewährt und erfüllt worden.

Anders stellte sich hingegen bei Ausbruch des Krieges die Vergleichung der beiderseitigen Kräfte und Streitmittel zur See. Wenn auch in dieser letzteren Richtung, wie wir schon oben gesehen haben, nichts von deutscher Seite verabsäumt wurde, um die vaterländischen Küsten, die von Nord- und Ostsee bespült werden, die Mündungen unserer großen Flüsse, unsere Seehäfen u. s. w. thunlichst zu sichern und vor einem feindlichen Ueberfall zu wahren, so mochte doch allein schon das Zahlenverhältniß in der beiderseitigen Flottenstärke manches ängstliche Gemüth mit Besorgnissen für die ungewisse Zukunft erfüllen. Bei alledem hat sich jedoch auch hier der grelle Unterschied deutlich gezeigt, welcher zwischen der französischen Prahlerei und wirklichen Leistung, zwischen ihrem großartigen Wollen und demüthigenden Nichtskönnen überall in diesem blutigen Ringen der beiden Nationen zu Tage getreten ist. Allerdings sollte die französische Flotte eine Gesammtstärke von 62 Kriegsfahrzeugen mit zusammen 697 Kanonen, und zwar 14 schwere, wohlbewaffnete Panzerschiffe, aufweisen, während die norddeutsche Flotte nur über 45 Fahrzeuge (darunter kaum mehr als fünf größere Panzerschiffe) verfügte. Allein abgesehen davon, daß die feindliche Seemacht nur in sehr mangelhafter Ausrüstung wirklich auslief, besitzt Preußen auch in dem Panzerschiffe „König Wilhelm“ eine nicht zu unterschätzende Macht; dieser Riese ist stärker und schneller als irgend ein Kriegsschiff der französischen Flotte; an seinen achtzölligen Panzerplatten würden feindliche Granaten wie Glas zerschellen. Unter den übrigen Panzerschiffen der preußischen Kriegsflotte sind noch die beiden „Friedrich Karl“ und „Kronprinz“, mit je 16 schweren Kanonen bewaffnet und mit Maschinen von 800 bis 900 Pferdekraft ausgerüstet, hervorzuheben, endlich die Panzerfahrzeuge „Arminius“ und „Prinz Adalbert“ zu nennen. Von den nicht gepanzerten Kriegsschiffen der deutschen Flotte mögen hier nur die Schraubendampfer „Arkona“ (mit 28 Kanonen) und „Nymphe“ (mit 17 Kanonen) beides sogenannte Corvetten, ferner von Segelschiffen die Fregatten „Gefion“ (mit 48 Kanonen) und „Niobe“ (mit 28 Kanonen) genannt werden.

Weiterhin hatten auch die Franzosen statt der anfangs in Aussicht genommenen 20,000 bis 30,000 Mann Landungstruppen wohl nur den fünften Theil eingeschifft, womit sich keine irgendwie versprechende Expedition an unseren wohlgeschützten und zum Empfang der Feinde wohlvorbereiteten Küsten und Landungspunkten unternehmen ließ.

So kam es denn, daß die sogenannte „große Nation“ der Franzosen auch zur See keine Ehre erntete. Es liefen z. B. in den ersten Wochen des August wiederholt feindliche Panzergeschwader in die Ostsee ein, sie kreuzten zwar mannichfach hin und her, hielten auch eine Zeit lang die sogenannte Blokade, d. h. die Absperrung unserer Schiffe vom Seeverkehr, aufrecht, unternahmen jedoch ernstliche Angriffsversuche gar nicht. Ja, einige preußische Dampfer und Kanonenboote (z. B. „die Nymphe“) waren mehre Male muthig genug, ein feindliches Panzergeschwader herauszufordern und durch einen kurzen Geschützkampf zu necken; sie begrüßten u. A. ein feindliches Schiff mit einem sehr empfindlichen Granatenschuß, konnten dann aber unversehrt wieder in Sicherheit zurückkehren. — Am 19. August stattete eine französische Flottenabtheilung der aus verschiedenen Zeiten rühmlichst bekannten pommerschen Festung Kolberg einen Besuch ab; als sie aber die drohenden Geschütze sah, welche längs des Ufers aufgepflanzt standen, hielt sie sich in ehrerbietiger Entfernung und fuhr paradeähnlich der Küste entlang, um dann ruhig zu verschwinden. Zwar erschienen später wiederholt einzelne feindliche Geschwader, unternahmen jedoch nie und nirgends einen ernstlichen Angriff. So verlief der französische Seekrieg 1870, in welchem so gut wie gar nichts geschah, wo möglich noch ruhmloser als der Landkrieg für die französische Nation.

ereskräfte beider kriegführenden Parteien
rtigt vollkommen das hohe Vertrauen,
rlandes gegen den übermüthigen Feind
. Erfolge, durch Sieg auf Sieg, wovon
nd erfüllt worden.
er beiderseitigen Kräfte und Streitmittel
haben, nichts von deutscher Seite verab-
spült werden, die Mündungen unserer
m feindlichen Ueberfall zu wahren, so
manches ängstliche Gemüth mit Besorg-
r der grelle Unterschied deutlich gezeigt,
ihrem großartigen Wollen und demü-
zu Tage getreten ist. Allerdings sollte
en 697 Kanonen, und zwar 14 schwere,
ur über 45 Fahrzeuge (darunter kaum
feindliche Seemacht nur in sehr mangel-
König Wilhelm" eine nicht zu unter-
der französischen Flotte; an seinen acht-
en übrigen Panzerschiffen der preußischen
t je 16 schweren Kanonen bewaffnet und
die Panzerfahrzeuge „Arminius" und
der deutschen Flotte mögen hier nur die
Kanonen) beides sogenannte Corvetten,
be" (mit 28 Kanonen) genannt werden.
nenen 20,000 bis 30,000 Mann Lan-
wie versprechende Expedition an unseren
andungspunkten unternehmen ließ.
zur See keine Ehre erntete. Es liefen
er in die Ostsee ein, sie kreuzten zwar
. h. die Absperrung unserer Schiffe vom
Ja, einige preußische Dampfer und Kano-
s Panzergeschwader herauszufordern und
iff mit einem sehr empfindlichen Granaten-
. August stattete eine französische Flotten-
ng Kolberg einen Besuch ab; als sie aber
sie sich in ehrerbietiger Entfernung und
rschienen später wiederholt einzelne feind-
So verlief der französische Seekrieg 1870,
Landkrieg für die französische Nation.

Einbringung des ersten französischen Adlers.

Glorreiche Tage.

Kriegsbilder aus dem deutschen Nationalkampfe gegen Frankreich 1870.

I.

Der Ausmarsch ins Feld.

„Es klinget die Losung: Zum Rhein, über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!"

Zur Abwehr des willkürlichsten und ungerechtesten aller Angriffe, den die Geschichte je verzeichnete, hatte der deutsche Schirmherr König Wilhelm sein Volk zu den Waffen gerufen, und das ganze Deutschland hatte der Stimme des großen Heldenfürsten jubelnd zugejauchzt. Durch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, durch die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten waren wie mit einem Zauberschlage alle bestehenden Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen. Nur ein begeistertes Gefühl durch-

zuckte sie Alle, unter Führung „König Wilhelm's des Adlers", wie der Volksmund den heldenhaften Oberfeldherrn des Deutschen Bundes mit Vorliebe nennt, den räuberischen Anfall des alten Erbfeindes nachdrücklich zurückzuweisen; nur eine Hoffnung beseelte sie Alle: Deutschland, versöhnt und einig wie nie zuvor, die Bürgschaft finden zu sehen, daß der Krieg den Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde. So war vor der leuchtenden Sonne, die über All-Deutschland aufgegangen, das trübe Gewölk aller Sonderbündelei verschwunden und der Heldengeist des Jahres 1813 erwacht; die Gestalt des schlafenden Kaisers Barbarossa regte sich lebhafter denn je im felsigen Grunde des Kyffhäusers.

Es waren in der That glorreiche Tage, in welchen sich von Neuem die deutschen Stämme von der schneeigen Alp bis zum baltischen Strand, von der Nordseedüne bis zu den lieblichen Gestaden des Bodensees erhoben, in welchen die Heldengesänge der großen Freiheitskünder Arndt, Schenkendorf und Körner wieder durch die Saiten rauschten und die dichterische Begeisterung unzählige frische Sprossen und Blüten trieb. Unter den ernsten, aber beruhigenden Tönen des neuen deutschen Marschliedes, der „Wacht am Rhein", eilten die waffenfähigen Mannschaften unter ihre Fahne, ihren Brüdern und Schwestern den siegesfreudigen Trost „Lieb' Vaterland kannst ruhig sein!" zusingend. Nicht waren es Miethlinge, wie in England, oder ergraute Berufssoldaten, wie in Frankreich, sondern die hoffnungsvolle Blüte des ganzen deutschen Volkes, aus allen Ständen und Schichten der Gesellschaft, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, gebildet an Geist und geübt in körperlicher Arbeit. Da hatte der eine den Hammer der Werkstatt geschwungen, der andere war der Leiter einer Fabrik gewesen; dieser ein Student, jener ein Professor; der eine Handelsherr, dieser sein Gehülfe; ein Gutsbesitzer dieser, jener sein Tagelöhner; der ein Bauer, dieser ein Winzer. Die einen Jünglinge — unsere Brüder; die andern Männer, Väter und ihrer Familien Ernährer.

Wenn im Kriege des Jahres 1866 aus einer einzigen preußischen Familie fünf Brüder ins Feld zogen, so kamen diese Fälle im Jahre 1870 mehr als einmal vor; von mehr als einer Familie stellten sich dieses Mal sogar sieben Söhne bei verschiedenen Truppentheilen ein. Bis in die höchstgestellten Kreise erstreckte sich die Betheiligung; so zählte man u. A. elf preußische Ministersöhne, welche in verschiedenen militärischen Graden bis zum Unteroffizier herab in ihre Regimenter traten. Das Vaterland erwartete, daß Jeder seine Schuldigkeit thue, und ganz Deutschland verwandelte sich in ein Heerlager. Mit den Kindern des Landes aber wetteiferten die Söhne des Adels, und wie alle waffenfähigen Prinzen des preußischen Königshauses, wie die Prinzen Albert und Georg von Sachsen zum Degen griffen, so blieben auch aus andern deutschen Fürstenhäusern, wie aus den vornehmsten Adelsfamilien die Söhne nicht zurück.

Es kamen sogar invalide, verabschiedete Krieger, die im blutigen Feldzuge von 1866 einen Arm verloren hatten, sie wollten sich trotzdem nicht

abweisen lassen. Und wenn bei einer Abtheilung sich Leute zu viel gemeldet hatten, wollte nur selten Jemand der Aufforderung zum Rücktritt nachgeben. Der König habe sie einberufen und folglich hätten Alle ein Recht darauf, gegen den Feind geführt zu werden, erwiederten die braven Vaterlandsvertheidiger. Ja, die allgemeine Begeisterung ergriff sogar die Jugend, und als eine Zeitlang die Bildung freiwilliger Kriegsscharen in Frage stand, da war es in mancher vornehmen Familie der noch schulpflichtige, fünfzehn- oder sechzehnjährige Sohn, welcher sich mit beredten Worten das Vorrecht erringen wollte, auch sein junges Leben für das theure Vaterland einsetzen zu dürfen. Zum Kampfe wider den alten Erbfeind schien eben keine Kraft zu schwach oder zu jung, und manche Thräne für die scheidenden Krieger floß nicht aus Trauer, sondern aus edlem Zorn darüber, sie nicht begleiten zu dürfen.

Die deutschen Hauptstädte und Garnisonsplätze füllten sich mit Freiwilligen, welche nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem Auslande, ja vom fernen Amerika, wo sie sich aufgehalten hatten, auf die erste Kunde des drohenden Krieges herbeieilten. Und unter ihnen waren dem Rufe auch willig Viele gefolgt, welche in der Fremde Brot und Unterkommen, ja zum Theil eine angesehene Stellung gefunden, sich einen Hausstand oder ein Geschäft gegründet hatten. Zu Tausenden kehrten diese wackeren Söhne Deutschlands heim, oft geleitet, wie in London, vom Jubel und Segenswünsche zurückgebliebener Freunde und Gönner, oft aber auch, wie in Frankreich, vertrieben und verfolgt durch einen rohen und rachedurstigen Feind.

So kamen sie denn Alle, und nicht blos diejenigen, deren nächste Pflicht es war; die Besten und Bravsten eines Volkes von vierzig Millionen stellten sich zur Fahne, entschlossen, muthig dem Feinde entgegen zu ziehen und ihr Leben für die gerechte Sache, für Deutschlands Recht und Unabhängigkeit einzusetzen.

Aber auch Diejenigen, welche daheim bleiben mußten, welchen es nicht vergönnt war, ihr Blut in dem heiligen Kampfe zu vergießen, sie bestrebten sich wenigstens, von ihrem Gute zu opfern, um zum Besten der Krieger oder deren verwaisten Angehörigen Gaben der Liebe in Geld, in Werthsachen oder in Naturalien zu steuern. Jeder suchte sein Scherflein für die allgemeine Sache beizutragen. Manche Frauen verkauften sogar ihren kostbaren Schmuck, Andere und ihre Kinder zupften wenigstens Charpie. Zahllose Hülfsvereine erstanden, um die freiwilligen Gaben zu sammeln und in rechter Weise zu verwerthen. Zu Tausenden zogen die Johanniter und Felddiakonen, welche sich dem Werke der Liebe und Geduld mit Gefahr des eigenen Lebens widmeten, nach dem Kriegsschauplatz und in die Spitäler. Wieder Andere suchten durch Aussetzung oft hoher Prämien auf die Erbeutung feindlicher Feldzeichen und Waffen, weniger den ohnehin schon unaufhaltsamen Heroismus der Krieger anzuspornen, als dem eigenen Drange der Begeisterung für den nationalen Krieg genug zu thun. Und wie sich diese Stimmung bis in die höchsten Kreise erstreckte, davon nur das eine Beispiel, daß der echt deutsch gesinnte König Ludwig von Bayern seine reizende Lieblingsvilla Ludwigshöhe bei

Edenkoben für die Aufnahme verwundeter Krieger zur Verfügung stellte. So zog denn durch alle Herzen nur der eine opferfreudige Geist, welcher sie in der gemeinsamen Liebe zum großen einigen Vaterlande mit Wort und That, mit Opfern an Gut und Blut einstehen ließ. Ganz Deutschland verwandelte sich in ein großes Feldlager; keine noch so kleine Ortschaft, wo nicht Leben und Aufregung herrschte. Mit dem Gedanken an den Krieg erwachten sie Alle, mit der Sorge um den Krieg suchten sie des Abends wieder die Ruhe. Da sorgte die Mutter für den hinausziehenden Sohn, die Frau für den scheidenden Mann, die Schwester für den einberufenen Bruder. Nicht Ende fand die zärtliche Theilnahme im Ersinnen neuer Liebeszeichen; noch Dieses und Jenes wanderte in den Koffer oder Tornister. Wenn aber dann die Trennungsstunde schlug und der Wagen vorfuhr, welcher den geliebten Mann, Sohn oder Freund nach dem nächsten Sammelplatze bringen sollte, da stürzten die langverhaltenen Thränen aus den Augen der Zurückbleibenden und krampfhaft umfaßten die Arme noch einmal den zur Fahne Enteilenden. —

Bei der schnellen Berufung und Ordnung der einzelnen Heeresglieder in allen deutschen Gauen bewährte sich glänzend die neue Wehrverfassung Deutschlands, die, wie keine andere, auf den Wahlspruch gegründet ist: „Wenn Du den Frieden willst, so rüste den Krieg!“ Da war nichts von dem früher üblichen bunten und geräuschvollen Durcheinander zu bemerken; da gab es kein kopfloses Hin- und Hergerenne, keinen wilden Straßengalopp, der die alten Weiber an die Fenster jagt — Alles ging wie an geheimen Fäden „still und bewegt“, wie Meister Goethe sagt.

Was Menschenkräfte nur immer in den Kriegskanzleien arbeiten, was Eisenbahnzüge fortschaffen, aber auch was Mildthätigkeit und brüderliche Liebe den Abziehenden zur Aufmunterung, ihren bedürftigen Hinterlassenen zur Linderung der Noth nur immer thun konnten, das wurde mit unermüdlichem Willen und mit warmer Opferfreudigkeit geleistet. Und in solchen Beweisen des ernstesten Pflichteifers, der Liebe und Aufopferung wetteiferte der Norden Deutschlands mit dem Süden.

Wer aber auch diesen edlen Feuereifer mit kühler Ruhe beobachten konnte, der gerieth doch sicher in Zweifel darüber, ob er mehr die hochherzige Gesinnung, treue Pflichterfüllung und patriotische Hingabe bewundern sollte, oder mehr die umsichtige, durch keinerlei Zwischenfall zu störende Leitung des Ganzen, sowol seitens der militärischen Befehlshaber, wie seitens der Transportanstalten, die unübertreffliche Ordnung in der Pünktlichkeit und Reihenfolge der unzähligen, fast unübersehbaren Eisenbahnzüge, welche die Krieger und das massenhafte Kriegsmaterial Wochen lang auf allen Eisenstraßen nach dem Westen führten und Tag wie Nacht die Schienenwege zum Rhein und in die Pfalz bedeckten. Genau zur festgesetzten Stunde kam jeder Zug an der zum Aufenthalt bestimmten Station an, ohne Ueberstürzung begaben sich dann die Soldaten an die servirten Speisetische; wer schnell fertig ward und Zeit erübrigte, konnte an bereit stehenden Wasserfässern noch eine kühlende Waschung sich vergönnen; wieder Andere eilten wol in die Nachbarschaft, um in aller

Hast einen flüchtigen Besuch abzustatten. Alle aber fanden sich pünktlich wieder zur Stelle ein, denn mit der Minute sauste, genau zur bestimmten Zeit, der Zug wieder aus dem Bahnhof heraus.

Es ist begreiflich, daß in diesen verhängnißvollen Tagen der Kriegsvorbereitung und der unermeßlichen Heereszüge das Leben und Treiben auf unseren größeren Bahnhöfen, deren Aussehen damals ohne jede Rücksicht auf den friedlichen Verkehr gleichsam in ein einziges Kriegslager aufging, die mannichfaltigsten Bilder und gemüthvollsten Scenen darbot.

Die Abfahrt.

Wer dergleichen nicht gesehen, wer entfernt von den Knotenpunkten großer Bahnstationen wie Berlin, Leipzig, Dresden, Breslau, Köln, Mainz u. s. w. lebt, wo in wenigen Wochen Hunderttausende von Kriegern sich sammelten oder durchzogen, der vermag sich kaum eine rechte Vorstellung von dem bunten und wechselreichen Treiben jener Tage, von den gewaltigen Anstrengungen und Schwierigkeiten zu machen, welche u. A. die Beförderung nur *eines* Armeecorps sammt allem Zubehör verursacht, wenn es darauf ankommt, Waffen, Pferde und Geschützmaterial, Pontons und Feldtelegraphen,

Sanitätswagen, Bagage-, Munitions- und Proviantkolonnen, innerhalb weniger Tage geordnet und pünktlich weiter zu schaffen. Da sah man endlose Reihen von Personen- und Pferdetransportwagen zusammengezogen, mächtige Wagengerüste für Artillerie und Bagage eingerichtet, weiterhin erblickte man geräumige Speiseschuppen mit endlosen Tafeln gedeckt für tausend Mann, riesige Küchen, in denen das Fleisch von drei bis vier zerlegten Ochsen auf ein Mal in kolossale Suppenkessel wanderte, ferner auch Wasch- und Reinigungsanstalten, sowie Sicherheitsvorkehrungen für die Mannschaften. Dazu nehme man das nach Tausenden zu zählende Publikum der großen Städte, welches die Bahnhöfe und deren Umgebung überfüllte, Viele vielleicht auf einen nahen Freund und Verwandten harrend, um ihm noch einmal die Hand zu drücken und ein ermunterndes Wort zuzurufen, oder auch eine Gabe der Liebe mit auf den Weg zu geben.

Welche außerordentlichen Anstrengungen aber allein schon die Beförderung nur eines vollständigen Armeekorps durch die Eisenbahn verursacht, davon mögen folgende Angaben eine schwache Vorstellung geben. Ein einziges Bataillon von tausend Mann bedarf zur Fortschaffung etwa 40 Waggons, nebst einer ansehnlichen Reihe von Wagengerüsten für Bagage-, Munitions-, Provisions- und Markedenterkolonnen. Wenn auch täglich 15—18 Züge zum Abgang hergerichtet werden, so nimmt doch die Einwaggonirung der Infanterie eines Armeecorps allein schon mehr als zwei volle Tage in Anspruch. So rasch läßt sich die Reiterei jedoch nicht befördern. Jeder Zug von 40 Wagen und etwas mehr vermag nur eine Escadron Reiter unterzubringen, Transporte von 230—250 Pferden auf ein Mal sind schon eine Leistung. So nahm z. B. die Beförderung allein der Artillerie- und Munitionskolonnen des sächsischen Armeecorps, welches die Bahnhöfe zu Leipzig passirte, mehrere Tage in Anspruch. Jeder Zug, d. h. jedes Bataillon, jede Schwadron, bedurfte zur Fortschaffung zweier Lokomotiven; Züge von 60 Wagen und mehr waren keine Seltenheit. Ganz unabsehbar erschien die Masse der Bagagewagen, sowie der Train-, Provisions- und Markedenterfahrzeuge, welche in langen Reihen alle Straßen und Plätze in der Nähe der Bahnhöfe füllten. Auf den Güterexpeditionen des Thüringer sowie des Staatseisenbahnhofes in Leipzig lagen Tausende von Säcken mit Getreide und Pferdefutter aufgeschichtet, zum Theil dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, eine Menge anderer weiter zu schaffender Vorräthe harrten der Erlösung aus mehrtägiger Rast, denn die Beförderung der Menschen ging ja allem Uebrigen voran.

Einen sehr interessanten Anblick gewährte an dem genannten Bahnpunkte der Durchzug einer Abtheilung Pontoniers sammt ihrem Materiale. Die Mannschaften waren fest durchweg ältere kräftige Bauhandwerker und Schiffsleute. Aeußeres und Ausdrucksweise derselben wies darauf hin, daß man intelligente Leute vor sich hatte. Die 15 Pontons, welche der lange Zug fortschaffte, befanden sich umgestülpt auf die Wagen verladen, sie zeigten einen ziemlich starken Kupferblechpanzer und schienen äußerst solid und praktisch

gebaut zu sein. Ihr durchschnittliches Gewicht beträgt $9^1/_2$ Centner, ihr Transport vom Wagen nach dem Wasser wird derart bewerkstelligt, daß je 16 Mann einen Ponton auf die Schultern nehmen. Zu der Ausrüstung der Pontoniers gehört außer einer Menge von Bauwerkzeugen auch ein kurzes Zündnadelgewehr, bei welchem im Bedarfsfall anstatt des Bajonnets das Seitengewehr aufgepflanzt wird; dieses Seitengewehr ist eine etwa zwei Fuß

Ein Pferdewaggon.

lange Klinge, die auf der einen Seite ein scharfes Messer, auf der anderen Seite eine Säge bildet.

Die Mannschaften waren von demselben guten Humor erfüllt, wie ihre vorausgegangenen Kameraden und hatten die ihnen zugewiesene Aufgabe sehr treffend durch die an einem Wagen angebrachte Kreideaufschrift „Rheinbrücke" gekennzeichnet.

An andern Transportwagen durchziehender Militärzüge hatten die braven Krieger in ihrer unverwüstlichen Laune und siegesfreudigen Hoffnung noch

ganz andere bedeutungsvolle Worte, wie „Direkt nach Paris“, „Eilgut nach Paris“, „Vergnügungszug“ u. s. w. mit Kreide angeschrieben. Auch an Bravourstücken, die den vortrefflichen Geist der Truppen besser als alles Andere kennzeichnen, soll es nicht gefehlt haben. So erzählte man sich in Ostpreußen von einer kühnen Reiterthat, welche an den ehemaligen Windmühlenritt des Generals von Seydlitz erinnert. Als das Dragonerregiment von Tilsit gen Westen befördert wurde, fand eines der in den Waggons aufgestellten Pferde die Sache so wenig nach seinem Geschmacke, daß es mit kühnem Satze von dem Waggon auf die Erde herabsprang. Kaum hatte der zur Bewachung der Pferde im Waggon befindliche Dragoner gesehen, daß das Roß wohlbehalten das Weite suchte, so sprang er flugs ihm nach, fing das Pferd ein und galoppirte dem Zuge nach. Als dieser auf der nächsten Station hielt, trabte auch schon der Dragoner auf dem wieder eingefangenen Flüchtlinge heran.

Und wie die Soldaten bis zur höchsten Bravour ihre Schuldigkeit thaten, so auch jene still wirkenden Männer des Friedens, welche das Werk der Liebe und Barmherzigkeit an den hungrigen und erschöpften Kriegern, die ins Feld zogen, übten, später aber an den heimkehrendem Verwundeten, mit treuer Hingebung sich Stunden lang dem anstrengendsten Dienste freiwillig unterziehend. An allen Halteplätzen der großen Militärzüge hatten sich besondere Bewirthungscomités gebildet, die ihre Thätigkeit bei Ankunft oder Abgang jedes neuen Zuges entfalteten, indem sie hauptsächlich Bier, Branntwein und Cigarren verabreichten, gleich viel, ob bei Tage, ob bei Nacht. Da sah man auf den Bahnhöfen großartige Vorkehrungen zur Massenspeisung getroffen; Riesentafeln für tausend Mann mit blinkendem Geschirr und Bänke davor bereit. Hier wurde den jungen bewaffneten Brüdern aus dampfenden Kübeln je nach der Tageszeit der Kaffee oder die Suppe von fleißigen Händen zugetragen. Am Tage ward Fleisch und Gemüse, Nachts Kaffee gekocht, in Mengen, welche etwa einen Mangel für die Neuankommenden, oder auch nur die Sorge davor unmöglich machten. Die Mitglieder des Comité beaufsichtigten die gewissenhafte Verabreichung von Bier und Cigarren bei jeder Mahlzeit an die Soldaten und lösten sich bei ihrem nicht leichten Geschäfte von Zeit zu Zeit ab. Neben der leiblichen Erquickung war aber an verschiedenen Empfangsstationen auch für die geistige Belebung der durchziehenden Mannschaften gesorgt. Zettel und kleine Hefte mit vortrefflichen Kriegsliedern neuerer Dichter lagen auf den tausend Tischplätzen aus; daraus wurde dann von Allen, nachdem sie sich durch Speisung eben erquickt hatten, volltönig zusammen gesungen.

Der Eindruck einer solchen Speisung und Pflege ist unvergeßlich. Erblickt man hier nicht deutlich die wohlthuende Hand wahrer christlicher Liebe? Und ein Volk, welches diese Liebe zu seinem Kriegspanier gemacht hat, kann nur unwiderstehlich sein!

Wie ein brausender Strom kamen die Krieger bei den einzelnen Halteplätzen durch, denn die kurze Rast gebot überall größte Eile. Fast jede

Stunde trafen Regimenter aller Waffengattungen, von dem herzlichsten Zuruf des Volkes und von der „Wacht am Rhein“ begrüßt ein; bald marschirten lange Züge Infanterie, bald ritten, eine wahre Augenweide für das schaulustige Publikum, Schwadronen flotter Husaren und Dragoner durch eine Stadt, oder prächtige bespannte Abtheilungen preußischer und auch sächsischer Artillerie rasselten schwer durch die Straßen. An allen solchen Vorgängen nahm natürlich das Publikum den lebhaftesten Antheil. So kam in Dresden, als das eine Bataillon des Leibgrenadierregimentes in der Nacht abrückte, folgende Scene vor. Die Truppen mußten, um zu dem Bahnhofe zu gelangen, wo sie „einwaggonirt“ werden sollten, ihren Marsch über die große Elbbrücke und durch die Hauptstraßen der Stadt nehmen. Trotz der Mitternachtsstunde schritt den Kriegern eine unermeßliche Menschenmenge voraus, während dichte Massen zu beiden Seiten Spalier bildeten. Die Musik ersetzte, da die Kapelle erst später abging, der Gesang, in den sich fortwährende Hurrahrufe mischten. Auf der Schloßstraße besonders waren alle Fenster erhellt, warfen zarte Frauenhände Blumen in die Reihen der Krieger, „wehten Tücher durch die Luft“ und erleuchteten bengalische Flammen den Weg. Auf dem Bahnhofe vollends wollten die Hurrahrufe kein Ende nehmen, und als endlich der Zug sich in Bewegung setzte, erschallte tausendstimmig die „Wacht am Rhein“ durch die stille Nacht. —

Wie 1866, so waren jetzt auch bei den einzelnen Heeresabtheilungen praktisch und kleidsam uniformirte Marketender zu bemerken, die theils mit Ein-, theils mit Zweispännern ins Feld folgten. Sie tragen eine blaue, kurze Blouse mit Achselklappen und eine militärische Mütze, die eng anliegende Buckskinhose in hohe Stiefeln gesteckt. Die mit großen Stalllaternen versehenen Planwagen sind mit allem Möglichen bepackt, denn die Marketender führen jetzt außer den materiellen Erfordernissen für den Leib auch noch Schreibutensilien, Korrespondenzkarten, Siegellack, Tabackspfeifen, Taschenmesser, Heftpflaster u. s. w. mit sich, so daß ihr von des Hauses Hüter bewachter Wagen einem kleinen Konsummagazin gleicht, das den Bedürfnissen der Soldaten entspricht. — So bildeten während der Zeit des Ausmarsches unserer braven Soldaten und aller zugehörigen Personen die Bahnhöfe in den großen Städten eine wahre Wallfahrtsstätte für die Einwohnerschaft. Gar Mancher hatte ja nahe Angehörige und treue Freunde noch einmal zu begrüßen. Auch bisherige Quartiergeber gaben ihren kriegerischen Gästen das Geleit, um am Waggon noch einen Abschiedsgruß zu wechseln, der für so Manche ein letzter, einer für immer gewesen ist. Ein ander Mal ward an dem Bahnhofe unter den Durchziehenden ein Sohn, oder der Vater, dann wieder ein sonstiger Anverwandter, ein langjähriger Bekannter erwartet. Da sah man denn freilich gar manche Thräne fließen; gepreßten Herzens riß sich der Vertheidiger des Vaterlandes aus den Armen seiner Lieben, der Bräutigam drückte noch ein Mal die Geliebte seines Herzens an die Brust — jetzt erschallt der Kommandoruf „Einsteigen!“ — zum ersten Mal dringt der schrille Pfiff der Lokomotive ans Ohr, noch ein Händedruck, eine lange Umarmung, der zweite Ruf des

Dampfrosses mahnt zur Eile — noch ein Kuß, längs der Linie von Wagen blitzt's, wie aus einem Auge — der dritte Pfiff und es heißt „Adieu", Hurrah, Hurrah! vorwärts zum Kampf und Sieg fürs theure Vaterland!" Tücher winken und tausendstimmige Abschiedsrufe ertönen, so lange der 50 Wagen lange Zug sichtbar bleibt.

Aber auch erhebende Worte beim Abschied, welche den Sinn des großherzigen Volkes besser denn alles Andere kennzeichnen, haben wir vernommen. Statt aller Beispiele mag hier folgender Vorfall, der auf dem Bahnhof einer deutschen Mittelstadt sich ereignete, erwähnt sein. Eine deutsche Frau verabschiedete sich dort von dem geliebten Sohne. Aber wie sehr auch der Schmerz an ihr Herz trat, hochsinnig und muthig bezwang sie sich und entließ den hoffnungsvollen Jüngling mit der kurzen aber um so wärmeren Ansprache: „Geh, mein Sohn, sei tapfer und brav, mache Deinem Namen und Deinem Vaterlande Ehre, kehre zurück als Sieger, oder nie wieder!" — Wo in einem Volke so starke Seelen sich offenbaren, da hat die Nation eine Bürgschaft für ihre Ehre und Unabhängigkeit in alle Zukunft; diese hochsinnigen Seelen bilden einen Hort, einen Halt für Andere. Ein begeistertes „Hoch!" den deutschen Müttern und den in Mannhaftigkeit, Wahrheit und Rechtschaffenheit erzogenen Söhnen unseres theuren Vaterlandes, dessen Ehre und Zukunft ihren Händen mit anvertraut ist! So waren in wenigen Wochen die deutschen Heerscharen zu den blühenden Gefilden des Rheinstromes gezogen. Dort sammelten sich behufs der Bildung mehrerer größerer Armeen die einzelnen Truppenkörper, theils um Trier, in Mainz und dessen Umgegend, theils zu beiden Seiten des Rheins um Mannheim bis hinein in die bayerische Pfalz.

Inzwischen hatte König Wilhelm den Oberbefehl übernommen und mit kundigem Blick wie einsichtsvollem Takt die Aufstellung der großen Heereskörper und die Wahl der Hauptführer vorgeschrieben. In drei großen Armeen, deren erste den rechten Flügel, die zweite das Centrum, die dritte den linken Flügel des ganzen deutschen Heerkolosses bildete, sollten unsere Streitkräfte getrennt vorgehen und sich in Feindesland (nach der Parole „Getrennt marschiren — vereint schlagen") einander immer mehr nähern, so daß jederzeit Theile der einen Armee im Nothfall die Truppen einer anderen Armee zu unterstützen vermöchten.

Die erste Armee oder der rechte Flügel, unter dem Oberbefehl des altergrauten General von Steinmetz, eines echt Blücher'schen Marschall Vorwärts, welchem General von Sperling als Generalstabschef zur Seite gestellt war, zog sich im Regierungsbezirk Trier zusammen und lehnte sich an das feste Koblenz als ihren Stützpunkt. Sie umfaßte zunächst die Mannschaften aus Westfalen (VII. preuß. Corps unter General v. Zastrow) und aus der Rheinprovinz (VIII. preuß. Corps unter General von Göben) sowie die großherzoglich hessische Division unter Führung des Prinzen Ludwig von Hessen. Später wurde dieser Heereskörper noch durch die inzwischen nachrückenden Truppen aus Schleswig-Holstein (IX. Corps unter General von Manstein) und aus Ostpreußen (I. Corps unter General von Manteuffel) verstärkt.

Die zweite Armee, das Centrum des gesammten deutschen Heeres, unter dem Kommando des bewährten Feldherrn Prinz Friedrich Karl von Preußen, welcher den Oberst von Stiehle als Chef des Stabes neben sich hatte, wurde gebildet durch die Mannschaften aus Brandenburg (III. Corps unter Generalleutenant von Alvensleben II.), aus der Provinz Sachsen (IV. Corps unter General von Alvensleben I.), aus Hannover (X. Corps unter General von Voigts-Rhetz), endlich durch das preußische Gardecorps unter Befehl des preußischen Generals Prinz August von Württemberg. Sie sammelte sich in der bayerischen Pfalz, gestützt auf die starke Festung Mainz, und wurde verstärkt durch die nach und nach in die Schlachtlinie einrückenden Mannschaften aus Pommern (II. Corps unter Generalleutenant von Fransecky) und aus dem Königreich Sachsen (XII. Corps unter Kronprinz Albert von Sachsen).

Die dritte Armee oder der linke Flügel, auch die Südarmee genannt, unter dem Oberbefehl des ritterlichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, welchem als Chef seines Generalstabes General von Blumenthal zur Seite stand, wurde hauptsächlich durch die süddeutschen Truppen gebildet, d. h. durch die beiden bayerischen Corps unter General v. d. Tann und v. Hartmann, sowie durch die württembergische Division unter General von Obernitz und durch die badische Division unter Generalleutnant von Beyer. Zu diesen Truppenkörpern, welche sich in der südlichen Pfalz und in Baden, auf die Festungen Germersheim und Rastatt gestützt, zusammenzogen, gesellten sich weiterhin noch die preußischen Mannschaften aus Posen (V. preuß. Corps unter Generalleutnant v. Kirchbach) und aus Hessen-Nassau (XI. preuß. Corps unter Generalleutnant von Bose), und später kam noch das schlesische (VI.) Corps unter General von Tümpling hinzu.

Während diese Heeresmassen zunächst den Westen und Südwesten unseres Vaterlandes deckten, gab es noch im Norden an den Gestaden der deutschen Meere weite Küstenstrecken und wichtige Seeplätze gegen etwaige Anfälle und Landungen der starken Flottengeschwader des Feindes zu schützen. Zu diesem Zwecke wurde der geniale Heerführer Vogel v. Falkenstein, welcher schon im Mainfeldzuge von 1866 mit verhältnißmäßig geringen Mitteln große Schwierigkeiten zu überwinden gewußt hatte, mit den weitesten Vollmachten für den ganzen Bereich der Küstenvertheidigung ausgerüstet. Wie glücklich er durch rechtzeitige Entfernung der Seezeichen, durch Errichtung von Küstentelegraphen und Strandbatterien, durch geschickte Legung unterseeischer Minen (sogenannter Torpedos) an den bedrohtesten Punkten, endlich durch Einrichtung einer freiwilligen Seewehr u. s. w. seine schwierige Aufgabe zu lösen verstanden hat, davon zeugt wohl am besten der Erfolg, daß keines der feindlichen Kriegsschiffe unseren Seeplätzen einen Besuch abzustatten, in unsere Flußmündungen einzudringen oder gar eine Landung auf deutschem Boden zu bewerkstelligen gewagt hat.

So waren überall die Streitkräfte wie die verantwortlichen Führerstellen mit weiser Vorsicht den besten Händen anvertraut, und König Wilhelm konnte nun, nachdem er alle Kriegsvorbereitungen sorgsam getroffen, in Gemeinschaft mit seinem eigenen Stabe selbst in das Feld ziehen, um die Oberleitung des

Ganzen in die Hand zu nehmen. Bevor er jedoch diesen wichtigen Schritt that, beugte er sich in Demuth vor dem Herrn der Schlachten und erschien persönlich an dem ausgeschriebenen Bet- und Bußtage, den 27. Juli 1870, im Tempel Gottes, um sich mit seinem Volke im Gebete und im Aufblick zu Ihm zu vereinigen, welcher die Geschicke der Menschen leitet. In allen Orten waren an diesem Tage die Kirchen und Bethäuser mit unseren Vaterlandsvertheidigern gefüllt; neben den andächtigen Kriegern weilten Tausende von Vätern, Müttern, Brüdern, Schwestern, Frauen und Kindern, Freunden und Verwandten, die an der Seite ihrer hinausziehenden Lieben deren Geschick für Leben und Sterben der Gnade des Allbarmherzigen empfohlen. In solchen geweihten Augenblicken durchzieht versöhnender Frieden und echt christliche Mahnung das Herz. So gedachte auch der greise König seiner erbitterten Feinde, indem er ihnen allen verzieh und dann kurz vor seiner Abreise eine allgemeine Amnestie für alle sogenannten politischen Verbrecher erließ.

Lustig weheten von den Dächern und aus den Fenstern die Fahnen, winkten aus den Stockwerken Tücher und zum Himmel drang fromm das Gebet um Segen, Sieg und frohe Wiederkehr. Freundlich dankend und tief ergriffen von so vielen Liebes- und Vertrauensbeweisen durchschritt der König den festlich geschmückten Wartesalon. Zwischen preußischen und norddeutschen Fahnen leuchtete weithin sichtbar auf weißer, eichbekränzter Tafel dem geliebten Monarchen der fromme Gruß „Mit Gott!“ entgegen. Den König umgaben seine treuen Rathgeber, Graf Bismarck, General von Moltke, Kriegsminister v. Roon, die ihn auch in diesen heiligen Krieg begleiten sollten; seiner harrten Prinz Karl, des Königs Bruder, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und viele andere hochstehende Personen; es fehlten nicht die Spitzen der Behörden sowie eine große Anzahl oft genannter und rühmlichst bekannter Männer. Der König verabschiedete sich in langer, herzlicher Umarmung von seiner Gemahlin; beim Heraustreten aus dem Wartesalon umdrängten Kopf an Kopf den scheidenden Monarchen alle Diejenigen, welche Zutritt nach dem festlich geschmückten Perron hatten erlangen können. Nach rechts und links reichte der geliebte Landesvater die Hände zum Abschiede und beeilte sich, dann im Königswagen Platz zu nehmen. Bald setzte sich der Zug unter tausendstimmigem Hochruf in Bewegung und König Wilhelm winkte noch lange grüßend zurück.

Nach einer sechsunddreißigstündigen Reise, welche nur in Braunschweig, Hannover und Koblenz kurze Unterbrechung erfuhr, langte der Bundesfeldherr, aller Orten enthusiastisch begrüßt, in Mainz frühmorgens 6 Uhr an, von wo aus er am nächsten Tage, 2. August, mit folgender Anrede das deutsche Volk in Waffen begrüßte: „Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch, Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!“

Das sind erhebende Worte, wie sie nur das Bewußtsein des guten Rechtes eingeben kann, und solchem Vertrauen auf die Gerechtigkeit der eigenen Sache entsprach auch die Gesinnung des ganzen Volkes in Waffen.

Inzwischen war schon einige Tage vorher der Kronprinz von Preußen, dessen Wahl zum Führer der Südarmee ganz Süddeutschland als eine große Ehre jubelnd aufgenommen hatte, von Berlin zunächst nach München aufgebrochen, wo ihn König Ludwig und dessen Bruder mit dem herzlichsten Willkommen begrüßten. Wohin die erlauchten Herren auf ihrer Fahrt von dem Bahnhof durch die Stadt auch hinschauten, überall traf ihr Blick auf eine dichtgedrängte Menschenmenge, und Alles jauchzte laut dem preußischen Thronerben zu. Freudig bewegt dankte dieser für den kaum so herzlich und begeisterungsvoll erwarteten Empfang. Aber am andern Tage schon eilte er weiter über Stuttgart nach Karlsruhe. Auch an diesen Orten wurde er von Herrscher und Volk mit gleicher Herzlichkeit empfangen, und bei seiner Abfahrt wollten die Hochs nicht enden. Hatten doch namentlich die Einwohner von Karlsruhe sehnsüchtig schon den ganzen Tag auf die Ankunft des Kronprinzen gewartet, und sie fühlten sich im Hinblick auf die Kriegsbedrängniß, welche ihnen allerdings am nächsten drohte, erst wohl und sicher, als sie den siegverheißenden Feldherrn in ihren Mauern sahen.

Dort übernahm nun der Kronprinz ohne Verzug den Oberbefehl über seine Heerscharen und erließ zunächst an die Armee, welche in ihrer Vereinigung aus Preußen, Bayern, Württembergern und Badenern so recht die einige deutsche Wehrkraft vorstellte, eine Ansprache, in welchen er unter Anderem hervorhebt:

„Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinigten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen. Wir wollen aushalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hülfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinten Deutschland Ruhe und Frieden!“

Solche Worte sind erhebend, sind willensbestimmend, sie fanden darum auch Wiederhall im Gemüthe Derer, an die sie gerichtet, und Aller Herzen schlugen dem geliebten Führer, der sie gesprochen, entgegen. Der Feldzug konnte nun seinen Anfang nehmen mit der Parole „Vorwärts und drauf!“

„In's Feld, in's Feld! Die Rachegeister mahnen:
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!“
„In's Feld, in's Feld! Hoch flattern unsere Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg!“

Rekognoszirende Patrouille französischer Dragoner.

II.

Die blutigen Vorspiele bei Weißenburg — Wörth — Saarbrücken.

„Sie wollen's; so reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf! Wälsche, und rühret die Beine:
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen!"

Mit überstürzender Hast hatte Frankreich den grundlosen Krieg erklärt, und französische Zeitungen konnten nicht genug Rühmens erheben über massenhafte Truppensendungen an die Ostgrenze ihres Landes. In prahlerischen Worten ward eine vierzehntägige Kriegspromenade des französischen Heeres nach der preußischen Hauptstadt in sichere Aussicht gestellt. Da mochte denn wohl eine Zeit lang während noch der Ausmarsch unserer Truppen und die Sammlung unserer Armeen vor sich ging, bei manchem ängstlichen Gemüthe die Besorgniß sich regen, daß die feindlichen Heerscharen mit einem plötzlichen Angriffsstoß durch einen Einfall in den Südwesten unseres Vaterlandes uns überraschen und unseren noch vorbereiteten Operationen zuvorkommen möchten.

Glücklicher Weise kam es hierzu nicht. Denn es fehlte auf der Seite des Feindes, obschon der Kaiser persönlich den Oberbefehl führte, ein einheitlicher und energischer Geist in der Kriegführung, wie er, getragen durch ein strenges Rechts- und Pflichtgefühl, nur bei einem Volk in Waffen, das sich eins weiß mit seinem Herrscher und seinen genialen Heerführern, erwartet werden darf.

In gleicher Weise mangelte auf feindlicher Seite auch jene höhere strategische Einsicht in die Anforderungen des großen Krieges unserer Zeit, welche mit weitem Vorausblick die ganze Anlage der Kriegführung, bei aller Rücksicht auf mögliche Zwischenfälle, zu treffen weiß. Schon der Aufmarsch der französischen Heereskörper bei Ausbruch der Feindseligkeiten gab hiervon Kunde; er zeugte keineswegs von einem wohlbedachten und energisch durchführbaren Feldzugsplane. Während sich der Kern der sogenannten Nordarmee unter Marschall Bazaine vorerst in mehr defensiver Stellung um die starke Festung Metz gruppirte, standen die übrigen Heereskörper sehr nachlässig und zerstreut an verschiedenen, zum Theil von einander sehr entfernten Punkten. So lagerte z. B. die Südarmee, geführt von Marschall Mac Mahon, zwischen Strasburg, Hagenau und Bitsch, sodann waren einige Reservecorps weiter südlich um Belfort und westlich bei Nanzig postirt. An den vier strategischen Hauptpunkten der deutsch-französischen Grenze, bei Thionville, um Forbach (unweit Saarbrücken), bei Bitsch und Weißenburg war je ein französisches Armeecorps (unter L'Admirault, Frossard, De Failly und Mac Mahon selbst) mit der Front gegen Berlin aufgestellt, und da alle diese Heerkörper ihre natürliche Rückzugslinie (auf Paris) zur Linken hatten, so war das Ganze eine sehr zerstreute und höchst gefährliche Flankenstellung. Indem die Franzosen aber (der Kaiser und sein Generalstabschef Leboeuf) auf allen vier Grenzöffnungen, wo vermuthlich die Deutschen hereinbrechen würden, je einen Heerkörper gleichsam als Schildwache aufstellten, hatten sie wie ein vorzeitlicher österreichischer Hofkriegsrath sich auf einen Grenzkrieg eingerichtet und den Feldzug nicht wie Kriegskenner, sondern wie Zollwächter begonnen.

Am weitesten vorgeschoben an die Grenze, nahe den Orten Forbach und Saarbrücken, waren die Truppen des Corps Frossard, und in der dortigen Gegend entspannen sich auch die ersten Feindseligkeiten, welche meist zwischen einzelnen Vorposten und Reiterpatrouillen stattfanden. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich nun gewöhnlich der geübte und kaltblütige deutsche Schütze dem heftigen Franzosen überlegen, welcher trotz des vielen Feuerns mit seinem vortrefflichen Chassepotgewehr doch kaum einen Treffer erzielte. Unsere Leute schossen eben mit Ruhe und Bedacht auf die angemessene Entfernung, während ihre Gegner nur unnütz viel Blei vergeudeten.

Die Deutschen hatten in der erwähnten Gegend eine kleine Abtheilung Soldaten gleichsam als äußerste Vorposten stehen. Es war das in Saarbrücken postirte Bataillon vom hohenzollernschen Regiment Nr. 49, nebst einer Schwadron Ulanen und zwei Geschützen. Dieser kleinen Truppe war die Aufgabe zugefallen, während der Sammlung und des Aufmarsches der großen deutschen Armeen den Feind scharf im Auge zu behalten und ihn durch List wie Kühnheit über die eigene geringe Stärke zu täuschen. Die braven Krieger haben diese nicht leichte Aufgabe mit dem vollkommensten Glücke gelöst. Vornehmlich waren es die deutschen Reiter, welche sich hier wie bei allen späteren Gelegenheiten durch Muth und Gewandtheit hervorthaten, indem sie bald

einen Eisenbahnübergang in Feindes Bereich zerstörten, bald Gefangene und andere Beute machten, bald einen gewagten Erforschungsritt sogar durch bewohnte feindliche Orte hindurch bis hart an ein feindliches Lager unternahmen. Von dergleichen kühnen Reiterthaten, welche unsere Kavallerie bei uns zu hohen Ehren gebracht und sie dem Feinde zu einem wahren Schrecken gemacht haben, wird euch einer der nächsten Abschnitte gar manches Rühmliche und Ergötzliche vorführen.

Inzwischen zog der Feind, welcher über die wahren Dispositionen der deutschen Feldherren im Unklaren blieb, immer stärkere Truppenmassen in der erwähnten Gegend zusammen, so daß es der französische Kaiser, der gern irgend einen Erfolg nach Paris melden wollte, endlich mit Zuversicht unternehmen konnte, gegen den kleinen Grenzort Saarbrücken selbst vorzugehen. Zu diesem Zwecke führte er am 2. August 1870 gegen die drei preußischen Compagnien, deren so geringe Zahl er allerdings wol kaum vermuthete, nicht weniger als drei französische Divisionen, also ungefähr eine fünfzehnfache Uebermacht ins Gefecht und trieb mit Hülfe dieser Machtentfaltung die nur langsam sich zurückziehende kleine Truppe aus der deutschen Grenzstadt.

Mittlerweile waren jedoch die Heeresanordnungen auf deutscher Seite zur Reife gediehen, der königliche Oberfeldherr und die anderen Armeeführer bei ihren Truppen eingetroffen, und das Vorgehen auf allen Linien wurde beschlossen. Während noch Kaiser Napoleon sich damit beschäftigte, prahlerische Siegesbulletins über die Heldenthat bei Saarbrücken, wo auch der fünfzehnjährige kaiserliche Prinz Lulu die Feuertaufe erhalten haben sollte, mit vielem Pomp in die Welt zu schicken, setzten sich sämmtliche deutsche Armeen zum Vormarsch über die Grenze in Bewegung.

1. Der Tag von Weißenburg.

(4. August 1870.)

In erster Linie ging auf dem linken Flügel die dritte, vom Kronprinz von Preußen geführte Armee vor, welche von ihrer Stellung aus den weitesten Weg in Feindes Land zurückzulegen hatte. Sie überschritt am 3. August die Lauter, den kleinen Grenzfluß zwischen der Pfalz und dem Elsaß, und rückte dann in einem weiten Bogen gegen den geschichtlich denkwürdigen Ort Weißenburg vor. Diese elsässische Grenzstadt war nebst den nördlich davon gelegenen Anhöhen durch die Vortruppen des Marschall Mac Mahon, bestehend aus der Division des General Abel Douai, besetzt; weiterhin nach Süden, über Hagenau hinaus bis nach Strasburg zu, lagerten in Reserve die übrigen Theile der Mac Mahon'schen Heeresmassen.

Bei dem Vorrücken der kronprinzlichen Armee traf nun deren rechter Flügel, welchen die bayerischen Vortruppen unter Graf Friedrich Bothmer bildeten, gerade auf Weißenburg selbst, während die übrigen Bayern unter General von Hartmann gegen das Dorf Oberotterbach marschirten. Mehr links und weiter westlich zogen die zur dritten Armee gehörigen preußischen (V. und XI.) Corps ihre Straße und auf dem äußersten linken Flügel gingen

die Württemberger und Badener unter General von Werder bei Lauterburg über den Grenzfluß und kamen an diesem Tage bei Weißenburg nicht mehr ins Gefecht. Ein feiner, prickelnder Regen rieselte schon am frühen Morgen herab, als die Truppen sich aus ihren Bivouaks in Marsch setzten. Er wurde nach und nach heftiger, nach der erschöpfenden Hitze der letzten Tage eine wahre Erquickung. Unter allen Truppen herrschte die freudigste, eine wahrhaft gehobene Stimmung. Alles brannte darauf, sich mit dem prahlerischen Gegner im ersten ernsten Treffen zu messen.

Der ritterliche Armeeführer war um fünf Uhr des Morgens mit seinem Stabe von Landau aus aufgebrochen und traf gerade um die Zeit zwischen 8 und 9 Uhr vor Weißenburg ein, als die Bayern, auf dem rechten Flügel der Armee, dort eben angelangt waren. Unverzüglich wurden auf eine Anhöhe vor dem Orte zwei Batterien aufgefahren, deren Granatenfeuer den Angriff der Infanterie vorbereiten sollte. Die Stadtthore waren nämlich geschlossen und verbarrikadirt, wenn auch die Stadt selbst als eigentliche Festung, die sie früher war, nicht mehr gelten kann. Ehemals eine freie deutsche Reichsstadt, war Weißenburg im Westfälischen Frieden an die Franzosen abgetreten, welche auch den guten deutschen Namen Weißenburg in Wissembourg verwelscht haben. An die Stadtumwallung schließen sich die sogenannten Weißenburger Linien an, eine zusammenhängende Reihe von Wällen mit Brustwehren, die im Zickzack von Weißenburg bis Lauterburg und noch eine Viertelmeile über letzteren Ort hinaus sich etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen lang hinziehen. Die Lauter fließt als nasser Festungsgraben unmittelbar vor jenen Wällen, welche schon einmal im Jahre 1793, während der französischen Revolutionskriege, von den Oesterreichern erstürmt wurden. Seitdem sind die Weißenburger Linien etwas verfallen und haben für die heutige Kriegführung keine höhere Bedeutung. Unter den mit Wein und Obst bepflanzten Hügeln, welche die Stadt von drei Seiten umgeben, ragt der Geisberg im Süden empor und beherrscht das ganze umliegende Terrain. Auf seinem Kamme liegt ein Gehöft, die Schafenburg, welches mit seinem ummauerten Vorhof ein kleines Bastion für sich bildet; es sollte viel Blut am heutigen Tage kosten.

Noch tönte der Donner der bayerischen Batterien und der Augenblick zum Sturm auf die Stadt war noch nicht gekommen. Aber von allen Seiten beeilten sich die im Marsch befindlichen Truppen, welche das Geschützfeuer vernahmen, so rasch als möglich das Schlachtfeld zu erreichen. Gegen zehn Uhr erschienen die Spitzen des posenschen Armeecorps an der Lauter im Osten der Stadt, und während die preußischen Geschütze den Bayern die Ankunft der Preußen auf dieser Seite signalisirten, entwickelten sich die posenschen Regimenter zum Angriff auf die umliegenden Anhöhen. Gleichzeitig marschirten drei Bataillone Niederschlesier und Posener von der Westseite auf Weißenburg zu, um dort den Angriff der Bayern zu unterstützen. —

Auf beiden Seiten nahm der Geschützdonner und das Knattern des Kleingewehrfeuers an Heftigkeit zu; in dem Wasser der Lauter kühlte so Mancher seine Wunden. Es war die Mittagsstunde herangekommen, da schien endlich

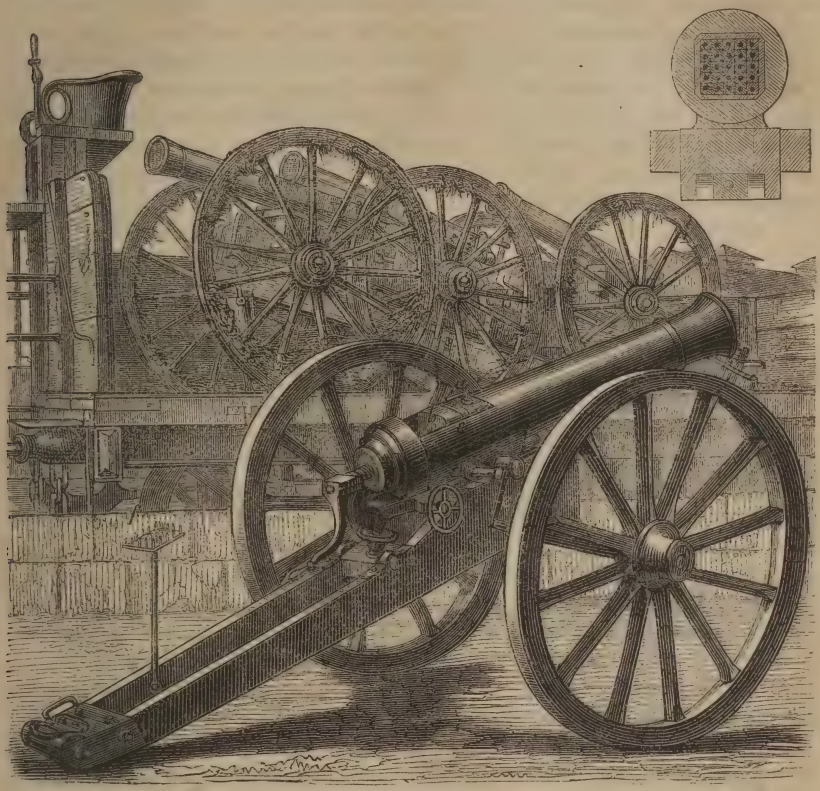
der Augenblick zum Sturm günstig. Nachdem die verbarrikadirten Thore durch Granaten gesprengt waren, rückten von Norden die Bayern, von Westen die Preußen in Sturmkolonnen gegen Weißenburg vor. In der Stadt kommt der Kampf noch einmal zum Stehen, neue französische Kolonnen erscheinen, empfangen die Bayern mit Salven und scheinen bereit, den Kampf mit dem Bajonnete aufzunehmen, aber schon sind sie von den preußischen Bataillonen im Rücken gefaßt. Von beiden Seiten ertönen, hier die bayerischen, dort die preußischen Sturmtrommeln, Bayern und Preußen dringen im Sturmschritt bis in das Weichbild der Stadt ein, beide wetteifernd in Tapferkeit und Hingebung für das gemeinsame Vaterland. In kaum einer halben Stunde war die erste Stadt auf französischem Boden mit stürmender Hand erobert und die Besatzung zum großen Theil gefangen genommen.

Während dieses tapfern Ringens wurde an einer anderen Stelle nicht minder blutig gestritten; es galt, den eigentlichen Schlüsselpunkt der Schlachtstellung, die Anhöhe des Geisberges zu nehmen, welche der feindliche Heerführer mit seinen tüchtigsten Truppen besetzt hielt. Drei Batterien schwerer Geschütze und eine Batterie der berüchtigten Kugelspritzen oder Mitrailleusen, welche in der Minute Salven von zusammen 400 Kugeln abgiebt, schleuderten ihre mörderischen Geschosse gegen die im Thale der Lauter sich sammelnden preußischen Sturmkolonnen. Hinter Hopfenstangen und Weinstöcken an den Berggeländen lagen heimtückisch die Turkos auf dem Bauche und bestrichen den Abhang des Berges mit dem scharfen Feuer ihrer schnellfeuernden und weittragenden Chassepotgewehre. Auf dem Gipfel des Geisberges aber, hinter dem ummauerten Schlosse der Schafenburg, standen die feindlichen Hauptmassen, und ihre geschlossenen Kolonnen harrten darauf, die Stürmenden, wenn sie erschöpft den Bergeshang erklommen, mit dem Bajonnet herabzustoßen.

Alle diese furchtbaren Vertheidigungsanstalten nicht achtend, rückten die unerschrockenen preußischen Königsgrenadiere und an ihrer Seite ein posensches Infanterieregiment kaltblütig und ohne einen Schuß zu thun vor. Unter ihrem alten Feldruf „Es lebe der König, Hurrah!“ stürmen sie mit gefälltem Bajonnete den Berg hinan. Je näher sie dem Gipfel zudringen, um so dichter schlägt der Kugelhagel in ihre Glieder, um so mehr der Tapfern, Gemeine wie Offiziere, sinken zu Boden. Auch der Führer des Armeecorps, General von Kirchbach, welcher die Fahne des gefallenen Fahnenträgers ergreift, stürzt schwer getroffen nieder; zahlreiche Hände statt seiner beeilen sich, in diesem glorreichen Augenblicke das geliebte Panier zu tragen.

Auf einen so energischen Sturmlauf mit solcher Todesverachtung war der Feind nicht gefaßt. Obenein richten in diesem Augenblicke wohlgezielte preußische Granaten große Verwirrung in der Batterie der feindlichen Höllenmaschinen an. Da wenden die Kugelspritzen und jagen, um nicht dem gewaltigen Sturm des Feindes zum Opfer zu fallen, davon; aber schon haben preußische Jäger die Bespannung des einen Geschützes erschossen, und mit aufgepflanztem Hirschfänger erobern sie das erste Geschütz in diesem Feldzuge und manchen schönen Ehrenpreis, der im Vaterlande auf diese Trophäe gesetzt war.

Ein blutiges Handgemenge entspinnt sich auf dem Kamme des Berges und um das Gehöft, aber die tapferen Preußen lassen sich den Sieg nicht mehr entwinden. Schon zeigen sich auf dem linken Flügel auch die Vortruppen des heranrückenden elften preußischen Corps.



Eine erbeutete Mitrailleuse.

Da macht der tapfere französische Heerführer Abel Douai, schon halb an einem günstigen Ausgange verzweifelnd, einen letzten Versuch; mit dem Degen in der Faust führt er seine Reserve hinter dem Gebäude auf dem Geisberg vor und stürzt sich, den Tod suchend, mitten ins Gewühl, immer vorstürmend, bis er von einer Kugel getroffen leblos zu Boden sinkt.

Jetzt werden die Franzosen auf allen Seiten in die Flucht geschlagen, verfolgt von den Kugeln der preußischen Batterien, sodann von der hervorbrechenden Reiterei des V. Corps, welche außer den schon gemachten Gefangenen noch viele andere, darunter auch zahlreiche Turkos (im Ganzen an tausend Mann) einbrachte.

Bald nach Erstürmung des Geisberges erschien der Kronprinz in der ersten Linie der Truppen, überall mit enthusiastischem Jubel begrüßt. Er erkundigte sich theilnehmend nach dem Schicksale der Verwundeten und traf die Anordnungen für die Benutzung des Sieges und für den weiteren Vormarsch am folgenden Tage.

Die Truppen schlugen auf den eroberten Höhen südlich der Lauter ihre Bivuaks auf. Sie überhoben sich nicht des errungenen Erfolges, denn Alle fühlten, daß dieser erste Sieg auf französischem Boden nur das blutige Vorspiel zu kommenden noch ernsteren Kämpfen sei; aber das Bewußtsein einer ruhmvollen Waffenthat erfüllte die Brust aller Mitkämpfer mit freudigem Selbstvertrauen und bestärkte sie in der festen Zuversicht, daß trotz aller Turkos, Chassepots und Mitrailleusen deutscher Muth und deutsche Treue in dem begonnenen Kampfe doch endlich den Sieg davon tragen werde.

2. Der Tag von Wörth.

(6. August 1870.)

Von einer geweihten Stimmung beseelt, setzten die deutschen Truppen der kronprinzlichen Armee schon am nächsten Tage ihren Vormarsch weiter fort, hinein in das schöne elsässische Land, zunächst in südwestlicher Richtung auf Zabern und Hagenau zu. Als am Nachmittag das bayerische Corps von der Tann das freundliche Sulz passirte, kam von der Vorhut die Meldung, daß man feindliche Vorposten auf den Hügeln bei Wörth und auf den Bergen jenseit der Sauer erkennen könne. Infolge dieser Meldung bezogen die Truppen enge Bivuaks und stellten Vorposten aus. Den heißen Tagen folgten jetzt strömende Gewitterregen, die zuletzt in einen allgemeinen Landregen übergingen. Auf nasser Erde und unter nassem Himmel ist schlecht bivuakiren, aber in der Noth lernt man sich in Alles finden, und als erst die Kochfeuer brannten, das Fleisch in den Feldgeschirren kochte, da stellte sich auch der alte Lagergenosse, der über manche Mühen und Beschwerden hinweghilft, ein frischer, kerniger Humor, bei unsern Kriegern ein. Die Waffenbrüder aus dem Norden und Süden Deutschlands rühmten Einer des Anderen Tapferkeit, Einer lobte vom Anderen das bessere Schießen, Einer warf es dem Anderen vor, daß er sich in der Schlacht zu sehr vordrängen wolle. Alte gute Lieder erschollen wieder, die hier im Elsaß seit den Zeiten der „frommen deutschen Landsknechte" nicht gehört waren: „O Strasburg, o Strasburg, du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben manch tapferer Soldat" u. s. w., oder auch: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus, und du, mein Schatz bleibscht hier? Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn mer Träuble schneid't, kehr' i ein, mein Schatz' bei Dir!" und was der schönen Lieder noch mehr waren; dazwischen hindurch hörte man aber immer wieder den Schlußvers: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!" — Nach und nach verstummen die Lieder, erlöschen die Feuer, und der bleierne Schlaf hängt sich an die Augenlider unserer von Kampf und Marsch ermüdeten Krieger.

Schon mit dem Morgengrauen begrüßen sich die Patrouillen der Vorposten durch kleine Scharmützel, und die bayerischen Vortruppen gewinnen Fühlung mit dem Feinde; sie erkennen, daß die ganze Armee Mac Mahon's, welche über Nacht mittels der Eisenbahn noch Zuzug vom V. Corps (Failly) und VII. Corps (Felix Douai) erhalten hat, in fester Position bei Wörth bereit steht, die Scharte von Weißenburg auszuwetzen.

Das Städtchen Wörth im Elsaß liegt nahe dem Zusammenfluß der Sauer und des Sulzbaches, auf dem Punkte, wo das Thal aus der Gebirgsregion debouchirend zwischen Hügeln ruht, welche, mit Wein bepflanzt, das herrlichste Wiesenland umsäumen. Ehemals mit Mauern umgeben, die während der Kriege im Elsaß zerstört wurden, war das Städtchen mit seinem Schlosse, von dem nur noch ein Thurm steht, ein fester Punkt, hat jetzt aber jegliche Bedeutung verloren und zählt nur noch etwa 1100 Einwohner. So war der kleine Ort im gegenwärtigen Kampfe auch nur als ein vorgeschobener Posten der französischen Armee anzusehen. Denn die Hauptmacht des Feindes hielt die schroffen Höhen nahe bei dem Städtchen besetzt, deren Abhänge mit Weinspalieren bepflanzt und deren Kuppen mit dunkelschattenden Laubwäldern gekrönt sind. Der französische Feldherr Mac Mahon hatte sein Hauptquartier hinter dem Centrum seiner Armee in dem stattlichen Schlosse bei dem von Deutschen bewohnten Dorfe Fröschweiler aufgeschlagen, etwa eine halbe Meile westlich von Wörth an der Straße nach Reichshofen und Zabern gelegen.

Gegen acht Uhr Morgens flogen die ersten Granaten der bayerischen Vortruppen von den Höhen bei Görsdorf in Wörth hinein und über die Dächer des Ortes fort nach den jenseitigen Anhöhen. Links von dem bayerischen Corps von der Tann entwickelte sich das V. Corps über Tiefenbach zum Angriff auf Wörth; der bei Weißenburg verwundete General v. Kirchbach läßt es sich nicht nehmen, an diesem neuen Ehrentage seines Armeecorps das Kommando wieder zu führen. Weiter links rückt das XI. Corps (v. Bose) bei Gunstedt und Morsbrunn vor, während die Württemberger und Badener auf dem äußersten linken Flügel heranmarschiren. Nachdem die Eingänge zur Stadt im kühnen Anlauf genommen sind, entspinnt sich ein erbitterter Kampf in den Straßen, weiterhin bei dem Uebergange über die Sauer. Unerschrocken durchwaten die wackeren Schlesier, bis an die Hüften im Wasser, Gewehr und Patronentasche hoch haltend, das Wasser, nicht achtend das mörderische Feuer von den jenseitigen Hügeln. Als sie aber drüben den steilen Uferrand erklimmen, werden sie mit einem wahren Hagel von Kugeln überschüttet. Der Kamm der Anhöhen ist gespickt mit Kanonen und Kugelspritzen, hinter den Weinstöcken liegen die Tirailleurs der Zuaven und Turkos versteckt. Eine furchtbare Kanonade ertönt, untermischt mit dem rauschenden Knattern der Mitrailleusen und dem unaufhörlichen Prasseln des Tirailleurfeuers. Man sieht keinen Feind, aber die rechts und links fallenden Opfer zeigen, wie geschäftig er ist. Unmöglich ist es, unter solchem Feuer gegen die Höhen anzustürmen. Diesen Augenblick benutzen die Turkos und Zuaven zu einem plötzlichen Vorstoß und drängen durch ihre Uebermacht

unter wildem Geheul unsere Tapferen zurück in die Straßen der Stadt. Die Einwohner des Ortes selbst, die sich ihrer deutschen Abkunft nicht mehr erinnern, brechen in höhnenden Jubel aus, als sie den Rückzug der deutschen Truppen sehen; aus den Dachluken herab werden französische Fahnen zur Begrüßung der vermeintlichen Sieger geschwenkt, ja, hier und da vergißt man sich so weit, aus den Fenstern auf die zurückweichenden Preußen zu feuern.

Aber schon dringen frische preußische Truppen von Osten her in die Stadt, die zurückgeworfenen schließen sich ihnen an; mit furchtbarer Erbitterung tobt der Kampf jetzt in den Straßen. Wehe dem, der sich den unaufhaltsam vordringenden Preußen mit bewaffneter Hand entgegenstellt oder auf der Flucht noch säumt. Die Kugel ist blind, das Eisen kalt. Hier reicht ein alter Mann mit zitternder Hand einem französischen Soldaten noch einen Trunk Wasser vor die Hausthüre. Die Kugel, die diesem galt, trifft den Alten, und ein blühendes Mädchen wirft sich wehklagend über den sterbenden Vater, dessen Unschuld sie unaufhörlich betheuert, indem sie kläglich um Hülfe schreit. Aber wer hört sie? — Vorüber brausen die flutenden Sturmwellen des Kampfes, weiter, höher hinauf, als vorher, und wieder stauen sie sich an den feuerspeienden Hügeln drüben. Nochmals geht es durch die Stadt zurück, nochmals wagen es die Thörichten, aus Fenstern und Dachluken auf die Zurückgehenden zu feuern, aber schon verkündet der gleichmäßig grelle Ton der Sturmtrommeln die nahende Hülfe; es rücken die Kolonnen eines niederschlesischen Regimentes und eines westfälischen Füsilierregimentes ein in die Schlachtlinie; auch erhält die bayerische und preußische Artillerie Verstärkung.

Gleichzeitig haben die Truppen des **XI.** Corps, darunter die hessischen und die thüringischen Mannschaften bereits die Thalabhänge südlich der Stadt überschritten und drängen den Feind dort zurück. Die „blinden" Hessen, so blind sie auch zu stürmen verstehen, so sehen sie doch klar und zielen scharf, so oft ein Turkogesicht dort hinter den dunklen Weinstöcken hervorlugt, und die wackern Thüringer eröffnen ein Feuer aus ihren Zündnadelgewehren, als wollten sie mit dem Krachen ihrer Salven den schlummernden Kaiser daheim im Kyffhäuser erwecken. General von Bose, durch einen Streifschuß bereits an der Hüfte verwundet, bleibt dennoch zu Pferde an der Spitze seines Corps, bis eine zweite Kugel ihn noch schwerer trifft; aber ehe er noch das Schlachtfeld verläßt, sieht er auch seinen Sohn, der als Rittmeister und Adjutant bei dem Generalkommando steht, an seiner Seite bluten; ein Ehrentag für ihr Haus!

Während in der Fronte der Kampf noch hin und her wogt, haben inzwischen auf dem rechten Flügel die Bayern, welche dort den Sulzbach, ein reißendes Gebirgswasser mit steilen Rändern, überschritten, die feindliche Schlachtlinie umgangen, und schon eröffnen in der linken Seite des Feindes die bayerischen Schützen ihr Feuer. Aber auch auf dem linken Flügel droht der feindlichen Position eine Umgehung. Durch den Niederwald und durch das brennende Elsaßhausen rückt die württembergische Division vor, um noch rechtzeitig in das Gefecht einzugreifen und dem Feinde seinen Rückzug durch den Wald von Fröschweiler zu erschweren.

Auf beiden Seiten umfaßt und in ihrem Rückzuge bedroht, gerieth die französische Armee in eine immer bedenklichere Lage. Auf einem Hügel bei Fröschweiler hält der berühmte, erst spät auf das Schlachtfeld gekommene Marschall Mac Mahon auf seinem großen schwarzen Rosse. Immer weiter sieht er seine gelichteten Bataillone von einem unwiderstehlichen Feinde zurückgedrängt, und vergebens sucht er durch Reserve auf Reserve, welche er den Deutschen entgegenwirft, das Gefecht nur zum Stehen zu bringen. In den Weinbergen, wo vorhin Turkos und Zuaven lagen, nisten sich immer dichter und näher die preußischen Tirailleurs ein und breiten sich schon in dichten Schwärmen, gefolgt von Compagniekolonnen, gegen den Wald auf dem Kamme der Anhöhe aus. Der Gedanke an eine mögliche Niederlage macht den Marschall blind und läßt ihn Unmögliches versuchen. Er befiehlt der Küraſſierdivision Bonnemain, bergabwärts gegen die Flanke der vorrückenden Kolonnen zu attakiren. Hinter dem grünen Laubholz hervor brechen plötzlich die blanken Schwadronen der gepanzerten Reiter gegen die Mitte der preußischen Aufstellung vor. Ein prächtiger Anblick! Das Sonnenlicht bricht sich in den Stahlpanzern zu so viel Sonnen als Küraßträger! Die Erde dröhnt unter den schweren Hufen ihrer Rosse, wie ein Gewittersturm brausen sie über das Schlachtfeld daher.

Einen Augenblick nur stutzen die preußischen Regimenter, dann aber knattert's plötzlich von allen Seiten hinter den Rebenspalieren und Hopfenstangen, ein furchtbares mörderisches Schnellfeuer aus nächster Nähe streckt die fränkischen Reiter nieder, — statt des blanken Küraſſierregiments sieht man nur noch einen wirren Knäuel von Reitern und Rossen, von wirbelnden Staubwolken umgeben; Alles stürzt durch einander, hier jagen Thiere ohne ihre Reiter in Todessprüngen angstvoll über das Feld, dort sucht sich unter dem zusammengebrochenen Rosse der schwergepanzerte Küraſſier emporzuarbeiten. Zwei stolze Küraſſierregimenter sind aus einander gefegt, wie Spreu vom Winde.

Es war Mac Mahon's letzter Versuch, der Schlacht eine günstige Wendung zu geben. Die Folgen der doppelten Umgehung durch die Bayern und durch die Württemberger werden schon immer fühlbarer, und in der Front dringen die Truppen des V. und XI. Corps unter dem Feuer ihrer Schützen über ihre eignen Todten im siegreichen Sturme vorwärts. Der Kronprinz selbst verläßt die Anhöhe, von wo er bisher die Schlacht geleitet, und sprengt in das vorderste Treffen, mit ihm die Fürsten der Thüringer Länder, welche Zeugen des Waffenruhms ihrer Regimenter sein wollen. Hurrah! ertönt es von allen Seiten. Aus Busch und Strauch aufgescheucht, fliehen die feindlichen Tirailleurs in breiten Schwärmen über das Feld gegen das brennende Fröschweiler. Noch versucht am Waldessaum ein Regiment Turkos Stand zu halten, aber von den Preußen in der Front, von den jetzt eingetroffenen Württembergern in der Flanke angegriffen und auch im Rücken bedroht, müssen sie bald auch diesen Widerstand aufgeben und lassen lange Reihen von Leichen und Schwerverwundeten am Walde liegen.

Aus allen Positionen vertrieben und verfolgt, behält der Feind kaum Zeit, seine Geschütze in Sicherheit zu bringen. Dreißig Kanonen und sechs Mitrailleusen fallen in die Hände der Preußen und Bayern, dazu werden weitere drei Kanonen und eine Mitrailleuse von den Württembergern auf der Verfolgung bei Reichshofen erobert. Auch zwei französische Adler, die das Fliegen verlernt haben, sind erbeutet. Lange Züge Gefangener werden an den Lagerplätzen der siegreichen deutschen Truppen, die auf dem Schlachtfelde Biwaks bezogen haben, vorüber geführt, darunter besonders Turkos und Zuaven, jene mit wildem thierischen Ausdruck im dunklen Gesicht, die Zuaven großentheils mit der Physiognomie ausgelernter Pariser Galgenvögel, welche sich indessen doch lieber todtschießen, als aufhängen lassen.

Das Tageslicht hat sich zur Dämmerung geneigt, und allmählig senkt sich ein friedlicher Abendhimmel über das blutige Schlachtfeld. Je mehr aber der Himmel dunkelt, desto heller leuchten die Flammen in den brennenden Dörfern. Friedliche Hütten sind in Schutt und Asche, blühende Gefilde in ein Erntefeld des Todes verwandelt. Der Boden ist aufgerissen von den eisernen Geschossen; Todte und Verwundete, Freund und Feind liegen neben einander auf dem Schlachtfeld. Dort bei den Truppen ertönen Siegesweisen und Siegesjubel, hier beginnt das stille Samariterwerk. Manchem Verwundeten bringen deutsche Turner den ersehnten, vielleicht den letzten Labetrunk; manchem Sterbenden, der sein Loos, aber doch nicht dasjenige seiner Brüder kennt, wird gleichsam zum Abschiede die kalte Hand gedrückt. „Wer hat gesiegt?“ — so stammelt er noch einmal mit bleichen Lippen, und nachdem er die erflehte Antwort erhalten, lehnt er sich still und friedlich zurück und haucht den letzten Athem aus. Johanniter mit dem Krankenwagen lesen die Verwundeten auf, die ganze Nacht hindurch suchen sie mit Laternen, Sänfte um Sänfte, Bahre um Bahre, — wer kann Allen helfen! Mancher bleibt auch die ganze Nacht unter freiem Himmel allein unter Todten, allein unter Gottes Schutz.

Groß war die Zahl der Opfer an beiden ruhmvollen Tagen, dem 4. und dem 6. August. Manches Regiment beim V. Corps hatte die Hälfte seiner Offiziere verloren; manche Compagnie mußte, nachdem sämmtliche Offiziere vom Hauptmann abwärts gefallen, von einem Feldwebel oder sogar von einem Unteroffizier geführt werden. Im Ganzen waren auf deutscher Seite gegen 300 Offiziere und mehr als 7000 Mann todt oder verwundet. Aber weit größer werden die Verluste des Feindes geschätzt, welcher mindestens 12,000 bis 17,000 Mann, durch Tod oder Verwundung und im Ganzen an 8000 Mann durch Gefangennehmung einbüßte. Auch die von den deutschen Truppen gemachte Beute war nicht gering anzuschlagen. Unter Anderem wurden mehrere Zeltlager, darunter auch das Zelt des feindlichen Feldherrn sammt allem Zubehör an Gepäck, Mobiliar und Kassenbestand erobert; die Württemberger nahmen sogar in einem Stabswagen die noch gefüllte Kriegskasse mit einem Baarinhalt von 220,000 Francs in Gold.

Gefangennahme von Turkos durch preußische Jäger.

In voller Auflösung floh die Armee Mac Mahon's, auf welche die große Nation so stolze Siegeshoffnungen gesetzt hatte, südwärts in das Innere Frankreichs, überall Schrecken und Furcht vor dem Feind, den schrecklichen „Prussiens" verbreitend. Es bestätigte sich hierdurch, was wir schon oben von dem ungünstigen Aufmarsch der französischen Heerkörper an der Grenze gesagt hatten. Um nicht von ihrer natürlichen Rückzugslinie (zunächst an die Mosel) abgedrängt zu werden, mußten die geschlagenen Franzosen, statt fechtend Schritt vor Schritt zurückzuweichen, über Hals und Kopf in fluchtartiger Unordnung rückwärts eilen. Allein so verblendet war die französische Siegesgewißheit bei Ausbruch des Krieges gewesen, daß man bei der Aufstellung des Heeres an eine mögliche Niederlage mit ihren unvermeidlichen Folgen gar nicht gedacht zu haben scheint. Diese Verblendung rächte sich jetzt mit wahrhaft vernichtender Gewalt. Ehe es dem französischen Marschall bei aller Umsicht und Energie gelang, die Reste seiner aufgelösten Truppen zu sammeln und zu einem nur einigermaßen kampffähigen Heereskörper wieder zu ordnen, verging eine geraume Zeit, welche die deutschen Heere, wie wir später sehen werden, zu entscheidenden Schlägen benutzen konnten.

3. Bei Forbach und Saarbrücken.

(6. August 1870.)

Das gleiche Schicksal, welches der französischen Südarmee bei Wörth widerfahren, traf zur selben Zeit die bei Saarbrücken an die deutsche Grenze vorgeschobenen, vom General Frossard kommandirten Truppentheile der französischen Nordarmee, und auch in diesem Falle bestätigte sich die Verblendung und Selbstüberhebung der Franzosen beim unbedachtsamen Aufmarsch ihrer Heerkörper. Während die vereinigten deutschen Truppen unter dem preußischen Kronprinzen sich durch den denkwürdigen Sieg bei Wörth den Eingang in Frankreich sicherten, brachte derselbe Tag auch unseren beiden anderen Armeen, die weiter nördlich bei Forbach und Saarbrücken das Thor in Feindes Land erbrachen, blutige und ruhmvolle Lorbern.

Wir erinnern uns der glorioſen Eroberung des kleines Grenzortes Saarbrücken durch eine gewaltige Heeresmacht unter den Augen des Kaisers und seines Sohnes Lulu; Beide waren kurz darauf in das sichere Hauptquartier nach Metz zurückgefahren, während General Frossard als Befehlshaber der dort lagernden Truppen es sich in Saarbrücken bequem machte. Dieser General liebte sehr die Tafelfreuden und war deshalb von dem Volkswitz seiner guten Mahlzeiten halber „General Freßsack" genannt. Bei einem solennen Diner, zu welchem er auch den Bürgermeister von Saarbrücken zugezogen hatte, erhielt er von diesem die Bestätigung, daß den drei französischen Divisionen am 2. August nur eben so viel preußische Compagnien gegenüber gestanden hatten; in prophetischer Vorahnung rief er: „Wenn dem wirklich so ist, dann wehe Frankreich! Jeder Mann von diesen Leuten war ein Held."

Drei Tage voll banger Besorgniß waren für die Bewohner Saarbrückens vorüber, da erschienen am 6. August gegen Mittag die Spitzen der deutschen

Armee, zunächst Regimenter der Kavalleriedivision Rheinbaben, dann auch das Fußvolk der vierzehnten Division, bestehend aus Hannoveranern, Westfalen und Rheinländern. Die französischen Truppen unter Frossard, welche im Begriff standen, ihre dortige Stellung zu verlassen, stellten ihren Marsch sofort ein und nahmen den Kampf an. Die in ihrer Streitlust hastig vorgedrungene Division v. Kamecke sah sich bald mit einem um mehr als das Vierfache überlegenen Gegner, der eine vortreffliche Position inne hatte, in ein Gefecht verwickelt, das trotz der hingebenden Tapferkeit der Westfalen und Hannoveraner, welche letztere hier zum ersten Male unter preußischer Fahne fochten, einen verhängnißvollen Ausgang hätte nehmen können. Aber der Kanonendonner, welcher von den Anhöhen, vernehmlich von dem Speicher-Berge, weithin in das deutsche Land schallte, übte eine magnetische Anziehungskraft auf alle preußischen Truppen, die in meilenweiter Umgegend theils in Cantonnements lagen, theils auf dem Marsche sich befanden. Die alte Soldatenregel „Im Feldzuge marschirt Alles nach dem Kanonendonner!“ ist tief in das preußische Blut übergegangen. Voran eilten die Führer nach den Höhen des Schlachtfeldes, um die Lage des Gefechtes zu überblicken und dem Marsche ihrer Truppen die Richtung zu geben. Die Adjutanten, vom alten York die „lebendigen Schlachtfeldstelegraphen“ genannt, sprengen nach allen Richtungen, um den Truppen die Befehle zu überbringen: der Telegraph ruft die entfernteren Abtheilungen herbei. So sehen wir denn in den Mittagsstunden auf allen Straßen die blauen Heersäulen sich zusammenziehen nach dem Schlachtfelde von Saarbrücken, die Infanterie im schnellsten Marschtempo oder auf Dampfes Flügeln, die Kavallerie wechselnd im Trab und Galopp, die Artillerie in der Eilmarschformation, d. i. die Mannschaften auf den Protzen und Munitionswagen aufgesessen und die letzteren den Geschützen unmittelbar folgend, Alles gelockt von dem Kanonendonner bei Speichern, welcher wie der Takt zu ihren vaterländischen Weisen: „Fort braust ein Ruf wie Donnerhall!“ immer lauter tönt, je näher sie dem Schlachtfelde kommen.

So befanden sich schon um drei Uhr Nachmittags im Ganzen 27 preußische Bataillone auf dem Schlachtfelde gegenüber einer furchtbaren Position, die der Feind mit 52 Bataillonen sowie mit zahlreichem Geschütz und Mitrailleusen besetzt hielt.

Wie eine natürliche Festung erhebt sich der Speichern-Berg im Süden der Stadt Saarbrücken mit jähen Abhängen und mit bastionsartigen Vorsprüngen, auch mit sogenannten Schützengräben durchzogen, welche sich die französischen Soldaten an 2 Meter tief in das Erdreich eingeschnitten hatten. Der Kamm der Höhe aber war mit Kanonen und Mitrailleusen gespickt. Die französischen Offiziere hielten diese Position für so uneinnehmbar, daß sie in ein schallendes Hohngelächter ausbrachen, als die Nachricht sich verbreitete, die Preußen bereiteten sich zum Angriff gegen den Berg vor.

Aber was sollten die wackern Brandenburger, die Sieger von Wartenburg, vor denen selbst der alte York den Hut abzog, und die Stürmer der Düppelschanzen, für unmöglich ansehen!

„Die blauen Himmelsjungen,
Der Eb'ne bestes Blut,
Sie haben keine Berge,
Doch steigen sie gar gut.
Wenn's König Wilhelm beföhle,
Sie stiegen, Mann für Mann,
Durch dreifach Höllenfeuer
Den Chimborasso hinan! —"

Als um $3^1/_2$ Uhr General von Goeben, der Führer des VIII. Corps, eingetroffen war, übernahm er sogleich die Leitung der Schlacht. Die 14. Division (von Kamecke) setzte den Angriff in der Front mit erneuter Energie unter blutigen Opfern fort und warf den Feind über den Schanzenberg und über die brennende Fabrik von Stiring zurück; das Leibgrenadierregiment Nr. 8 und das brandenburgische Nr. 48 erstiegen den waldbedeckten Abhang in der rechten Flanke des Feindes; der Oberst von Reuter führte sein brandenburgisches Grenadierregiment Nr. 12, das, soeben mit der Eisenbahn angekommen, die Strecke vom Bahnhofe nach dem Schlachtfelde im Laufschritt zurückgelegt hatte, um nur rechtzeitig an den Feind zu kommen, gegen den kahlen und äußerst steilen Abhang des Rothen Berges und ging, wie stets im Leben, so auch jetzt im Tode den Seinen auf der blutigen Ehrenbahn voran. Er fiel als eines der ersten Opfer seines Regimentes unter dem mörderischen Kugelregen, der den Abhang bestrich. Aber unbekümmert um das Kugelgezisch und ohne auf die Kameraden zu achten, die rechts und links fielen, erklommen die tapferen Grenadiere, auf die Gewehrkolben sich stützend und an jedem Busch und Strauch sich anklammernd, Fuß für Fuß mit glühendem Antlitz den steilen Hang. Ein vieltausendstimmiges Hurrah erscholl von dem erstürmten Kamm weit hinaus über das Feld, denn gleichzeitig war es auch den anderen Regimentern gelungen, den bewaldeten Bergabhang in der rechten Flanke des Feindes zu ersteigen. Oben auf dem Plateau der Anhöhe aber erreichte der Kampf seinen Höhepunkt. An vielen Stellen gerieth man schon Mann gegen Mann mit Kolben und Bajonnet an einander. Inzwischen hatte der Feind vom Corps Bazaine Verstärkungen erhalten und begann ein mörderisches Granatenfeuer auf die tapferen Brandenburger. Doch in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr kam von fast unerwarteter Seite Hülfe, und wieder war es die deutsche Artillerie, welche zur maßgebenden Frist das entscheidende Wort sprach. Es war nämlich dem Major von Lyncker gelungen, einen schmalen Gebirgspfad zu erspähen, der in steiler Böschung und in der Breite von kaum einem Geleise an dem Berge in die Höhe stieg. Was bei einem Friedensmanöver eine Unmöglichkeit scheinen würde, das Erklimmen dieser Höhe, ward im Augenblick der Gefahr unter unsäglichen Anstrengungen von Mann und Roß hier ausgeführt. „Nu kommt unsere Artillerie, die werden ihm det wol besorgen!" riefen die Brandenburger, als sie die Geschütze von schaum- und schweißbedeckten Rossen hinaufziehen sahen. Blitz und Schall! Schuß auf Schuß! die feindliche Artillerie hat ihren Meister gefunden, und die vordringenden feindlichen Bataillone werden mit Granaten empfangen.

Feierliche Bestattung eines tapferen Feindes (General Douaine).

Dennoch wüthet die Schlacht hier wie an anderen Punkten mit unverminderter Heftigkeit fort. Vom Rothen Berge bis zum Wald von Stiring, wo die Hannoveraner von Mittag ab fochten und wo der heldenmüthige preußische General von François an der Spitze einer Brigade gefallen war, währt der erbitterte Kampf ohne Unterbrechung. Indessen war mit Erstürmung des Speicher-Berges der eigentliche Schlüssel der feindlichen Stellung erobert und die Hauptkraft des Gegners gebrochen. Mittlerweile war es auch frischen Truppen der brandenburgischen fünften Division, welche im Laufe des Gefechtes neu angekommen waren, auf dem rechten Flügel gelungen, den Feind in seiner linken Flanke zu umgehen. Als der französische General diese Kolonnen bei Forbach heranrücken sah, beschloß er eiligst den Rückzug anzutreten und denselben durch eine furchtbare Kanonade zu decken; hierbei kam ihm allerdings die bereits hereingebrochene Dunkelheit sehr zu Statten.

Die Preußen aber ruhten auf ihren Lorbern auf den Feldern, wo sie dieselben erstritten hatten. Trotz der Erschöpfung, da die meisten Regimenter den Tag über marschirt waren und gekämpft, aber nichts gegessen hatten, schlug doch jedes Herz voll frischen, freudigen Hochgefühles. Wetteifernd hatten die Regimenter der neuen Provinz Hannover neben den altbewährten Westfalens und der Kurmark gefochten und die Treue für das gemeinsame Vaterland mit ihrem Blute besiegelt; Wunder der Tapferkeit waren von Allen gethan worden.

Wie so mancher todestreue Krieger durchwachte die Nacht blutend mit unverbundenen Wunden und getröstete sich in seinen Schmerzen nur, weil er ja sterben dürfe für seinen König und sein Vaterland! Welches Bild bietet sich uns bei einem Blicke durch die Spalte der halb offenen Thüre in der Kirche zu Speichern, bei dem matten, flackernden Scheine der ewigen Chorlampe in der Nacht nach der Schlacht! An der Evangelienseite des Kirchenschiffes, deren Bänke entfernt sind und deren Boden mit einer dürftigen Streu bedeckt ist, liegen die schwer getroffenen Opfer der Frossard'schen Armee, bekleidet oder auch halb nackend, die Einen schweigsam mit halbgeschlossenen Augen und zusammengepreßten Lippen, die Andern untröstlich jammernd und wehklagend. Ueber den Köpfen der an die Wände und Beichtstühle gelehnten Verwundeten und Verstümmelten erblickt man im matten Halbdunkel die schönen Gemälde des Leidens und Kreuzweges Christi, welche ringsum die Wände schmücken. Aerzte und barmherzige Schwestern sind thätig, die Qualen der Leidenden zu mildern, aber ihre Hülfe reicht nicht aus für so viele Leiden, und draußen auf dem Kirchhofe zwischen den Gräbern warten noch so Viele unbedeckt auf Verband und auf Pflege.

Noch ernster redet der Anblick des mit Blut und Leichen, mit todten Pferden, zerbrochenen Waffen und Getrümmer aller Art bedeckten Schlachtfeldes, welches der dämmernde Morgen enthüllt. Tiefe, schaurige Stille waltet auf den Gefilden, wo am Tage zuvor der Erdboden unter dem Kampfgewühl erzitterte. Auf der kahlen Hochfläche des Berges liegen die Todten, Mann bei Mann, dicht neben einander, in ihren rothen und blauen Uniformen schon weithin sichtbar, wie rother Mohn und blaue Kornblumen, die zwischen den

Stoppeln stehen geblieben nach der Mahd. Ueberall finden die Todtengräber Arbeit und hauen mit Spitze und Hacke tiefe Gräber in den Schoß des rothen Felsens, der die Todten aufnimmt, ein großes Ehrengrab für die Helden allesammt, Freunde wie Feinde. Bei diesem letzten Liebeswerke an den Gefallenen schweigt natürlich aller Haß und alle Erbitterung, welche die Feinde im Kampfe getrennt hat; hier redet nur noch die Stimme der Menschlichkeit. Aber wahrer Heldenmuth und ritterlicher Sinn ehren auch im gefallenen Feinde die Tapferkeit. So geschah es am nächsten Abend nach dem Schlachttage, als es galt, einem an seinen Wunden gestorbenen französischen Heerführer, dem Brigadegeneral Douaine, die letzte Ehre zu erweisen. Dieser tapfere Offizier, bei Vertheidigung des Speicher-Berges schwer verwundet, war in das nahe liegende Saargemünd transportirt und hier alsbald verschieden. Ein gerade in diesen Ort eingerücktes preußisches Bataillon ward beordert, den tapferen Todten zu Grabe zu geleiten. Dumpf wirbelten die Trommeln des preußischen Bataillons durch die Straßen der französischen Stadt; hinter dem letzten Zuge des Bataillons schritt der Regimentsadjutant, welcher auf einem Kissen das Ordenszeichen des tapfern Todten, das Offizierkreuz der Ehrenlegion, dem Sarge vorantrug. Dieser war bedeckt mit den Uniformstücken des Todten und wurde von preußischen Unteroffizieren getragen. Nun folgten sämmtliche, im Orte anwesende deutsche Offiziere, welchen sich die französische Bevölkerung in großer Zahl anschloß. Beim Einsenken des Sarges löste General von Woyna eine Blume von dem Todtenschmuck und legte sie auf den Sarg mit den schlichten Worten: „Diese Blume weiht ein preußischer Kriegskamerad dem tapfern Soldaten im Tode!“ Wie ein Hauch tiefer Rührung durchzog es bei dieser tiefgefühlten Anerkennung die Herzen aller Anwesenden. Es war, als ob die Leichenfeier der französischen Gloire, welche durch deutsche Soldaten zu Grabe getragen, hier durch eine sinnige Huldigung des siegreichen Feindes selbst für das französische Gemüth gemildert wäre.

Die Gesammtzahl der Verluste an Todten und Verwundeten mag auf beiden Seiten 11—12,000 Mann betragen, davon kommen auf preußische Seite mehr denn 5000; ein Regiment allein hatte 32 Offiziere und 835 Mann verloren. Aber die Früchte des Sieges entsprachen auch den Verlusten. Einige Tausend Gefangene, zwei Zeltlager, vierzig Pontons, mehrere Munitionswagen und unermeßliche Vorräthe an Lebensmitteln, Wein, Lagermobiliar u. s. w. fielen den Siegern in die Hände. Mit dem Speicher-Berge war auch in dieser Gegend, wie schon weiter südlich bei Weißenburg und Wörth, das Thor von Frankreich erbrochen. Singend und jubelnd zogen am folgenden Tage die beiden Armeen, des General von Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl, an dem französischen Grenzadler vorüber. Ueber die Trümmer der französischen Gloire dahin ging der Siegeslauf der deutschen Heere. Kavallerie von allen drei Armeen folgte dem fliehenden Feinde überall auf den Fersen durch Elsaß und Lothringen bis unter die Mauern von Metz, und ihre Fanfaren tönten wie der Morgenruf des erwachten Vaterlandes.

Vorgehen auf der ganzen Linie.

III.

Die Schlachten bei Metz.

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Strasburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!

Die blutigen Schlachten an der Ostgrenze Frankreichs hatten unseren braven Truppen den Weg in feindliches Gebiet offen gelegt. Infolge ihrer glänzenden, wenn auch mit schweren Opfern erkauften Siege war zum Heil und Segen unseres gesammten Vaterlandes der Krieg in Feindes Land hinüber gespielt worden. Die aufgelösten Scharen Mac Mahon's vermochten nicht mehr die natürliche Vormauer Frankreichs gegen den deutschen Südwesten, die Berge der Vogesen, zu vertheidigen; sie mußten sich, um Zeit und Ruhe zur Sammlung und Ordnung zu gewinnen, weit in das Innere ihres Landes bis über die Mosel hinaus zurückziehen. Der deutschen Südarmee, welche ihnen auf dem Fuße folgte, fielen als nächste Frucht ihrer Siege die kleinen Festungen Lützelstein, Lichtenberg und Marsal mit leichter Mühe in die Hände, und nach einer Woche hielt bereits der preußische Kronprinz in Nanzig, der alten Hauptstadt der lotharingischen Herzöge, seinen Einzug. Man erinnert sich, daß einst nach der Schlacht bei Roßbach, in welcher der große Ahn des preußischen Thronfolgers (am 5. November 1757) die Reichsarmee sammt ihren französischen Verbündeten auf's Haupt schlug, die launigen Verse:

„Und wenn der große Fritze kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

gedichtet wurden. Heute dagegen sang man im deutschen Heere:

„Mac Mahon, Mac Mahon,
Unser Fritze hat ihm schon!"

So schnell war der ritterliche Heerführer aus dem preußischen Königshause auch bei den braven süddeutschen Truppen beliebt geworden! Am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig geboren und in seinen kriegerischen Aktionen stets vom Erfolg begünstigt, erschien Kronprinz Friedrich Wilhelm in seiner ritterlichen Gestalt Allen wie das Lieblingskind des Sieges, und gar bald gewöhnten sich auch die wackeren Süddeutschen daran, den geliebten Heerführer nicht anders als „unseren Fritze" im soldatischen Verkehr zu nennen.

Aber auch die übrigen Armeen, welche nach dem Siege bei Saarbrücken weiter nordwärts in Frankreich vorrückten, verloren keine Zeit und drangen in wenigen Tagen bis nahe an die Mosel vor, wo sich unter dem Schutze des großen Bollwerkes Frankreichs, der starken Festung Metz, die französische Hauptarmee konzentrirt hielt.

Die Wirkung der Kunde von der französischen Niederlage war in Paris eine ungeheuere. An einem Tage (6. August) zwei Schlachten verloren, das war zu viel für den gottvergessenen Dünkel der „großen Nation"; die erregte Weltstadt Paris schüttelte sich darob wie im Fieber. Einen Tritt erst hatte ein deutscher König und sein Thronfolger an der Spitze deutscher Heere auf den französischen Boden gethan, und schon wankte der Thron des Napoleoniden. An Stelle des eitlen Gramont und des gleißnerischen Ollivier mußten andere Kreaturen des Kaiserreichs, um den drohenden Sturm zu beschwichtigen, berufen werden. In Paris trat an die Spitze der Regierung der rücksichtslose Marschall Cousin Montauban, Graf von Palikao, und der Kaiser Napoleon selbst gab, um Volk wie Armee zu beruhigen, den Kommandostab an Marschall Bazaine ab, welcher nun unter seinem Befehle die französische Hauptarmee in und um Metz vereinigte, nämlich außer den Trümmern des geschlagenen II. Corps (Frossard), das bisher von ihm selbst befehligte III. Corps (jetzt Decaen), das IV. Corps (l'Admirault), das VI. Corps (Canrobert) und die kaiserlichen Garden (Bourbaki). Alle diese Heerscharen suchten jetzt ihr Heil unter den Kanonen von Metz. Mit dem Heere zugleich und ihm nach drängte sich in die Stadt jener unermeßliche Troß, der jeder großen Armee, insbesondere der französischen, sich anhängt: endlose Wagenzüge mit Proviant und Munition, Marketender, obdachloses Gesindel, flüchtige Landbewohner, die Haus und Hof aus Furcht vor den „Prussiens" verlassen hatte. Alle Häuser füllten sich mit Einquartierung, die Lazarethe mit Verwundeten, ehe hier eine Schlacht geschlagen war; in den Straßen kreuzte sich Fuhrwerk aller Art, — es gehörte eine eiserne Hand dazu, um Ordnung in dieses wüste Getriebe zu bringen.

Ganz anders natürlich als in Frankreich war der Eindruck der ersten Waffenthaten in Deutschland. Der Siegesruf der deutschen Heerscharen fand einen begeisterten Wiederhall in allen vaterländischen Gauen, so weit die deutsche Zunge klingt: in allen deutschen Ortschaften ein unermeßlicher Jubel. der sich durch die verschiedensten Freudenbezeigungen, in den größeren Städten durch Illumination und Flaggenschmuck der Gebäude, offenbarte. Die musterhafte Haltung aber und das siegreiche Vorrücken der deutschen Kriegsscharen konnte wol von unparteiischer Seite kaum eine beredtere Würdigung finden, als sie das große englische Weltblatt den Gebildeten aller Nationen durch folgende Worte klar machte: „Stetig und sicher sind die blauen Heersäulen in Frankreich vorgerückt, Schritt vor Schritt haben sie die östlichen Departements in ihre Gewalt gebracht und ihren Pfad in das Herz des Landes hinein verfolgt. Die ganze Armee bewegt sich mit der Einheit eines einzigen Wesens. Ohne Lärm, ohne Hast, aber auch ohne einen nur augenblicklichen Aufenthalt zieht sie dahin, augenscheinlich entschlossen, den wohlüberlegten Plan in Ausführung zu bringen. Wir sehen in der Art des Vorrückens die Anzeichen, daß der Feldzugsplan lange bestimmt war, ehe eine Kolonne den französischen Boden betreten hatte, so sehr trägt derselbe in jedem Stadium seiner Entwicklung den Stempel eines einzigen Geistes. Die Wirkung dieser Beobachtung wird noch erhöht durch den Gegensatz zu den

feindlichen Heeren; — kein schrecklicheres Zerstörungswerkzeug als das deutsche Heer hat je seine blutige Bestimmung erfüllt. Es ist die physische Kraft einer gesammten Nation, die, geübt und disziplinirt, mit so allgemeiner und bereitwilliger Mitwirkung des Einzelnen gegen den Feind arbeitet, daß sie durchbricht, wie ein einziger Mann unter dem Antrieb von Herz und Kopf. Vor dem militärischen Gesetz sind alle Preußen gleich, und in dem Kriege, der jetzt tobt, ist das deutsche Heer das deutsche Volk in Waffen.

Gegen Mitte des August stand die erste Armee (Steinmetz), welche den kürzesten Weg hatte, nahe vor Metz das Hauptquartier der zweiten Armee (Prinz Friedrich Karl) befand sich in Pont-à-Mousson. Die dritte Armee (Kronprinz von Preußen) hatte Nanzig erreicht, wohin am 16. August ihr Hauptquartier verlegt wurde.

Sogleich wurden die nöthigen Anordnungen getroffen, um die Verbindung der drei Armeen unter einander und mit dem Innern Deutschlands für den Ersatz und Nachschub, den Transport der Gefangenen u. s. w. zu regeln. Eine direkte Eisenbahnverbindung von der Grenze bis Nanzig und noch weiter westwärts ward in aller Eile ausgeführt. Schwere Wagen mit Baumaterial bewegten sich auf allen Straßen; viele tausend Hände waren thätig, um den Damm aufzuschütten, die Schwellen zu legen, die Schienen zu strecken, und in kurzer Zeit ging das Riesenwerk seiner Vollendung entgegen.

Die große Spinnmaschine des deutschen Heeres, der Feldtelegraph, spann ihr Drahtnetz über den Häuptern der Truppen, von einem Hauptquartier zum andern und rückwärts nach den großen Telegraphenstationen, weit über das Land. Einige Meilen Weges mit diesem verhängnißvollen Draht zu überspinnen war das Werk weniger Stunden. Jede Bewegung der feindlichen Armeen wurde auf diesem Wege sofort von einem Hauptquartier an das andere berichtet, und die Befehle zu den Operationen der eigenen Armeen nach dem Plane des Oberfeldherrn und seines großen Strategen wurden mittels des geheimnißvollen Drahtes mit Blitzesschnelle allen Truppenkörpern mitgetheilt.

In den Dörfern und Gehöften, welche nahe an den großen Straßen gelegen, wurden Lazarethe errichtet, aus den Schulstuben zu diesem Zwecke die Bänke entfernt und Matratzen und Decken auf dem Boden ausgebreitet. Von dem Dach zeigte die weiße Fahne mit rothem Kreuz die Bestimmung des Hauses an.

Inzwischen fing die französische Armee unter dem Schutze der festen Mauern von Metz allmählig an, sich von ihrem Schrecken zu erholen und frischen Muth zu schöpfen. Der neue Oberbefehlshaber, Marschall Bazaine, faßte am 14. August den Entschluß, mit dem größeren Theile seiner Truppen von Metz nach Chalons zurückzugehen und, mit der inzwischen neu geordneten Armee Mac Mahons vereinigt, auf der weiten Ebene dort eine entscheidende Feldschlacht zu wagen. Nicht ahnte er die große Nähe der Preußen (erste Armee), welche von seinen Kundschaftstruppen bis dahin noch nicht bemerkt worden waren; hinter Mauern und Zäunen, zwischen Büschen und Hecken, in Gärten und Höfen lagen die preußischen Patrouillen und berichteten sofort Alles, was in der Nähe der Festung und im feindlichen Lager sich ereignete.

1. Die erste Schlacht vor Metz; bei Courcelles.

(14. August 1870.)

Ein stiller, friedlicher Sonntagshimmel wölbte sich über den Fluren; überall läuteten die Glocken zum Kirchgang. In den Bivuaks der preußischen Truppen war das Feldmahl bereits eingenommen, und die meisten unserer Krieger hatten sich zur behaglichen Mittagsruhe, die Tornister unter den Kopf gelegt, auf die Streu gestreckt; denn im Felde soll der Soldat schlafen, so oft er Zeit dazu hat, um desto munterer zu sein, so bald es noth thut. Da lief von den Vorposten die Meldung ein, der Feind schicke sich an, sein Lager zu verlassen und den Rückzug über die Mosel anzutreten.

Sogleich verändert sich die Scene. Auf allen Straßen und querfeldein sprengen zurückkehrende Ordonnanzen mit Befehlen, die Bivuaks werden aufgehoben, anstatt der friedlichen Sonntagsstille herrscht plötzlich buntes kriegerisches Leben auf dem Felde.

Es lag nämlich nicht im Plane der deutschen Heerführer, den Feind so billigen Kaufes aus seiner Festung abziehen zu lassen, sondern diejenigen Truppen, welche zuerst den Abzug der Franzosen gewahrten, griffen die letzteren so heftig an, daß der Feind auf seiner ganzen Linie wieder Front machen mußte.

Von der ersten Armee unter Steinmetz, zu welcher jetzt außer dem VII. (von Zastrow) und VIII. Armeecorps (von Goeben), auch das I. Armeecorps (von Manteuffel) gestoßen war, standen am 14. August Vortruppen dieses letzteren Corps bei Courcelles (Chaussy) an der Straße von Saarbrücken nach Metz; links daneben, d. h. südlich, des VII. Corps bei der Ortschaft Pange an der Nied; den rechten Flügel deckte die dritte Kavalleriedivision unter Graf v. d. Gröben bei St. Barbe, den linken Flügel die erste Kavalleriedivision unter v. Hartmann bei Frontigny. Es war vier Uhr Nachmittags, als einige Regimenter des VII. Corps den Angriff auf dem linken Flügel eröffneten, kurz darauf rückte auch die erste Division unter Bentheim gegen die Ortschaften Montoy und Noisseville vor.

Von Seiten des Feindes war auf die erste Nachricht des erfolgten Angriffs nicht nur das ganze III. Corps (Decaen) in seine Stellung bei Colombey-Montoy wieder eingerückt, sondern auch das II. Corps (Frossard) eilte zur Unterstützung desselben aus der Festung herbei; auch das IV. Corps (l'Admirault) stellte den schon begonnenen Moselübergang ein und entwickelte sich auf dem linken Flügel.

Ein heftiger Kampf entspann sich auf der ganzen Linie. Von einem Flügel zum andern rollte der Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer, dazwischen für Sekunden das ruckweise Knattern der Kugelspritzen. Für die Deutschen war der Angriff um so schwieriger, weil der Feind sich seiner neuen Fechtart gemäß überall in Schützengräben einpostirt hatte, aus welchen man nur die Köpfe hervorragen sah. Sobald eine derartige Position mit blutigem Schweiß erobert war, hatte man auf geringe Entfernung wieder eine zweite

vor sich, und es gehörte die zähe Ausdauer unserer Westfalen und Lithauer dazu, um in einem solchen Kampfe, wo der Feind immer von Neuem aus der Erde zu wachsen schien, nicht zu ermüden.

An manchen Stellen kamen die beiderseitigen Schützen einander so nahe gegenüber zu liegen, daß sie sich Auge in Auge sehen konnten. In den Gräben zu beiden Seiten einer Chaussee lagen dort die französischen, hier die preußischen Tirailleure und hielten sich hinter den Steinhaufen und Sträuchern so verdeckt, daß nur hin und wieder Einer vom Andern etwas zu sehen bekam und das Feuer daher nach und nach matter wurde. Einem breitstämmigen Ostpreußen mochte das langweilig werden, und mit den Worten: „Paßt uf, nu mot ick mir mal Eenen griepen!“ sprang er mit ein paar Sätzen über die Landstraße, packte einen Zuaven drüben im Genick und brachte ihn unter dem schallenden Gelächter seiner Kameraden als Gefangenen zurück.

Von beiden Seiten waren nach und nach mehr Kräfte in das Gefecht gezogen worden, auch hatten 14 Batterien der preußischen Artillerie an dem Kampfe Theil genommen. Da brach, bei schon nahender Dunkelheit, der Feind plötzlich mit stärkeren Truppenmassen gegen die rechte Flanke des ersten preußischen Corps bei Noisseville vor. Kaum hatte der General von Manteuffel den gegnerischen Versuch, ihn zu umgehen, erkannt, so führte er seine Reserven im Sturmschritt gegen den Feind vor. Auf der ganzen Linie wirbelte jetzt der Sturmmarsch, aus allen Positionen wurde der Feind zurückgeworfen, ohne Halt bis unter die Kanonen seiner Festung. Erst am Fuße des Glacis der Außenwerke von Metz hielt ihr Siegeslauf inne, als sie bereits den Alarm in den Straßen der Festung hörten und die feindliche Besatzung auf die Wälle eilte. Eine weitere Verfolgung war nicht möglich, weil schon die schweren Festungsgeschütze zu spielen anfingen.

Die Zahl der Opfer, welche der Kampf gefordert hatte, war nicht gering. Man zählte auf preußischer Seite nahe an 4000 Todte und Verwundete. Die Verluste der Franzosen waren nicht minder groß; sie mußten einen beträchtlichen Theil ihrer Verwundeten auf dem Felde liegen lassen, deren Pflege nun den Siegern zufiel. Die Mehrzahl der französischen Todten trugen ihre Wunde am Kopfe, weil nur dieser aus den Schützengräben sich gezeigt hatte. In manchen dieser Gräben lagen die Todten so dicht neben einander, wie sie vorher in Reih und Glied gestanden hatten. Man zählte in einem einzigen Graben 781 Todte.

Napoleon III., welcher davon geträumt hatte, mit dem Kanonendonner einer siegreichen Schlacht seinen Namenstag zu feiern und durch eine ordentliche Feldschlacht unter den Wällen von Metz seine vergilbten Lorbern aufzufrischen, hatte sich kurz vor Beginn der auf dem rechten Ufer der Mosel entbrannten Schlacht nach dem Gute Longeville, eine halbe Stunde westlich Metz, an der Straße nach Verdun, am linken Ufer der Mosel, begeben, wo er die Nacht in dem Hause des Obersten Hénoque zubrachte. Kaum graute der Morgen, so pfiffen auch schon einige Granaten, vom anderen Ufer her gesendet, über das Dach, unter dem der Kaiser und sein Sohn geruht hatten.

Der Kaiser nahm sich kaum Zeit, seine Morgentoilette zu beendigen, dann stieg er zu Pferde und ritt nach La Maison neuve, von da nach Le Point du Tour, auf einem Plateau unweit Gravelotte, wo er sein Hauptquartier für den Tag einrichtete.

Zu derselben Zeit brach König Wilhelm mit seinem Gefolge aus dem Hauptquartier zu Herny auf und stieg, bei Coligny (eine Meile östlich von Metz) angekommen, zu Pferde, um in der Nähe der äußersten Vorposten das Terrain zu rekognoszieren.

Auf einem Hügel hielt der königliche Greis, die preußische Feldmütze auf dem weißen Haupte, und blickte durch sein Fernrohr nach der Festung und nach den Ufern des vielfach sich windenden Flusses hinab. Alles still, hier wie drüben! Kein Franzose mehr auf dem diesseitigen Ufer der Mosel zu sehen, es sei denn, daß er mit gebrochenem Auge auf der Wahlstatt lag. Nur auf den Hügeln jenseit des Flusses stiegen Staubsäulen empor und dazwischen sah man glitzernde Waffen. Es schienen feindliche Kavallerie-patrouillen, welche auf Kundschaft ritten, ob die Straßen auf dem linken Ufer, d. h. der Rückzugsweg der französischen Armee nach Verdun und Chalons, noch frei sei. Auch von anderen hochgelegenen Punkten machte man dieselbe Wahrnehmung, welche auf die gedachte Absicht des Feindes schließen ließ. Nach gewonnenem Ueberblick über das Terrain fertigte der König an die verschiedenen Truppenführer seine Befehle ab und schickte sich dann an, die Bivuaks seiner braven Krieger abzureiten.

Auf den Feldern, wo sie gestern ihre blutigen Lorberen gepflückt hatten, ließen die braven Preußen vom ersten Armeekorps (Manteuffel) ihre Kochfeuer flackern. Das Mittagsmahl, ein Stück Fleisch mit Reis und Kartoffeln, stand bereits am Feuer. In den Feldküchen der Offiziere gab es wol auch mitunter ein Stück Wildpret oder einen Hasen. Hier und dort hatte man eine pikante Lektüre an dem Tagebuche eines gefallenen französischen Offiziers gefunden. Wieder Andere schrieben ihrerseits auf ein loses Blatt oder auf eine Adreßkarte eine Freudenbotschaft an die ferne Heimat: „Ich habe gestern bei Metz mitgefochten und Gott hat mich gesund erhalten!“ — Da schmettern auch schon Posthornklänge, heimische Posthornklänge auf den Höhen von Metz. Der Feldpostillon erscheint, mit Leinewandbeuteln und Ledertaschen behangen und bald von Gruppen lustiger Soldaten umringt, die ihm von allen Seiten ihre Briefe entgegenstrecken, und er hat doch nur zwei Hände, um sie abzunehmen. Plötzlich verbreitet sich, von einem Bivuak zum andern, wie ein Lauffeuer, die Kunde: „Der König kommt, der König!“ — Alles fängt an, sich den Staub abzuklopfen, die Knöpfe blank zu reiben, die Haare glatt zu streichen, die Mützenkokarde sich gerade über die Stirne zu schieben, als wollte Jeder persönlich dem Könige gefallen, und mit einem donnernden jubelnden Hurrah, das sich von Bataillon zu Bataillon, von Treffen zu Treffen fortpflanzt, erwiedern die preußischen Krieger den Morgengruß ihres königlichen Kriegsherrn.

2 Der Tag von Vionville und Mars-la-Tour.

(16. August 1870.)

Während das I. Armeekorps am 15. August in den Bivuaks auf dem rechten Ufer der Mosel verblieb, begannen an demselben Tage das VII. und VIII. Corps ihren Linksabmarsch nach der Mosel, welche sie oberhalb Metz bei Corny und Arry überschreiten sollten.

Auch im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, zu Pont-à-Mousson, traf der Befehl zum Uebergang über die Mosel ein, der von den Truppen der zweiten Armee in und bei Pont-à-Mousson, theils auf den vorhandenen, theils auf künstlich hergestellten Brücken, im Laufe des Nachmittags begonnen wurde und bis tief in die Nacht dauerte.

Allen diesen Truppenbewegungen lag ein tief durchdachter Plan zu Grunde. Man wollte dem Feinde, dessen Abmarsch von Metz durch den gestrigen Kampf verzögert war, mit den Truppen der zweiten Armee, falls er doch noch seinen Rückzug nach Westen wieder versuchen sollte, von Süden her in den Weg treten und ihm ein donnerndes „Zu spät!" zurufen. Weiterhin beabsichtigte man, nach Vereinigung des größten Theiles beider Armeen auf dem linken Ufer, den Feind von Westen her gänzlich in die Festung zurückzuwerfen und von allen seinen Verbindungen mit Paris abzuschneiden. Hierdurch wäre zugleich dem feindlichen Heere die Verbindung mit Mac Mahon's Truppen unmöglich gemacht worden, und die dritte Armee konnte dann von Nanzig aus unbehindert ihren Marsch auf Chalons und nach Paris antreten.

So einfach dieser Plan an sich erscheint, so genial war er angelegt und so glänzend wurde er ausgeführt. Um dies richtig zu beurtheilen, denke man vor Allem an die bedeutenden Schwierigkeiten, welche allein schon die schnelle Vorwärtsbewegung großer Heerkörper mit sich bringt. Man stelle sich vor, daß ein einziges Armeecorps, wenn es auf einer Chaussee marschirt, eine Länge von drei Meilen bedeckt, welche bei Engwegen, zwischen hohen Bergrücken hin oder bei schmalen Flußübergängen noch um Vieles zunimmt. Das Ueberschreiten eines Flusses in der unmittelbaren Nähe einer feindlichen Armee und im Angesichte einer großen Festung, die Direktion der Proviant- und Munitionskolonnen sowie der Ambulancen auf den richtigen Fleck, der Aufmarsch der Corps jenseit des Flusses und die Schwenkung derselben, wobei der linke Flügel einen weiten Bogen durch schwieriges Terrain zurückzulegen hat, um in einer ganz veränderten Front an den Feind zu kommen, dies Alles ist ein strategisches Manöver, das nur von vorzüglich ausgebildeten Truppen ausgeführt werden kann und das in der Kriegsgeschichte aller Zeiten als großartig und bewundernswürdig gelten wird.

Von drei Straßen, welche Marschall Bazaine für den Rückzug von Metz auf Verdun wählen konnte, geht die kürzeste in fast gerader westlicher Richtung über Gravelotte, Rezonville, Vionville, Mars-la-Tour, Maizeray und Mauheulle. Gegen diese waren die nächsten Bewegungen der deutschen Armeen von Süden her gerichtet. Gelang es der zweiten Armee, diese Straße

vor dem Feinde zu erreichen und sich auf derselben ihm vorzulegen, so konnte an den folgenden Tagen die Umgehung fortgesetzt, der Feind von Westen her gegen die Festung zurückgeworfen und daselbst eingeschlossen werden.

So war der Vormarsch der zweiten Armee für den 16. August angeordnet. Das III. Corps (von Alvensleben II.) sollte die Straße von Metz nach Verdun bei Vionville und Mars-la-Tour zu erreichen suchen, das IX. Corps (von Manstein) und das X. Corps (von Voigts-Rhetz) sollten nach vollendetem Uebergange über die Mosel in der Richtung über Gorze ihnen folgen.

Es war ein heißer und beschwerlicher Marsch durch das bergige Uferland der Mosel. Hatte man hier den Kamm eines Berges glücklich überstiegen, so sah man in der Tiefe schon wieder eine Schlucht und drüben einen neuen Berghang. Wer in leichter Bluse mit schattigem Sommerhut das lothringische Bergland am Wanderstabe durchschreitet, mag diesen romantischen Wechsel von Berg und Thal (unten ein friedliches Dorf, droben eine alte Burgruine) wol lieblich und anmuthig finden. Anders ist es für die Männer in Pickelhaube und Waffen, deren lange Heerzüge auf der staubigen Straße bergauf und bergab sich winden und deren eigentliche Arbeit erst beginnt, wenn sie an dem Ziele ihres Marsches, auf dem Kampfplatze, angekommen sind. Von den flimmernden blauen Heersäulen, die wir am Morgen des 16. August auf allen Straßen des hügeligen Landes, von der Mosel gegen die Straße nach Verdun, im Anmarsch sehen, waren die meisten Truppen erst zwischen Mitternacht und 3 Uhr Morgens in ihren Nachtlagern angekommen und jetzt seit 5 Uhr Morgens wieder auf dem Marsche. Dennoch schallte freudiger Gesang aus ihren Kehlen: „Dem Sohne des Muthes und der Ehre reicht ein Jeder so freudig die Hand" u. s. w., mitunter freilich auch ein ahnungsvolles: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zu frühem Tod!"

Gegen 10 Uhr entdeckte man den Feind. Auf dem Plateau bei den Dörfern Tronville, Vionville und Flavigny erkannte man das schimmernde Zeltlager der Franzosen. Der kommandirende General des III. Corps, von Alvensleben II., beschloß sogleich, mit allen Truppen, die er zur Hand hatte, den Angriff, um dem Feinde diese Position streitig zu machen und auf die Straße Metz-Verdun vorzustoßen.

Nach heißem Kampfe wurden die Höhen genommen, auch die Dörfer Vionville und Flavigny in kühnem Anlauf erobert. Der Rand des Plateau und das Gehölz von St. Arnould wurden besetzt, aber die heißeste Arbeit sollte jetzt erst beginnen. Der Feind, welcher wohl wußte, von welcher Wichtigkeit diese Stellung für die Fortsetzung seines Marsches war, nahte in dichten Kolonnen zur Wiedereroberung des Plateau.

Es war eine Riesenaufgabe für das brandenburgische Armeekorps, den Kampf gegen eine mehr als dreifache Uebermacht zu unterhalten. Mit immer neuen Kräften wiederholte der Feind seine Angriffe, und die Brandenburger hatten ihnen nur immer wieder dieselben Regimenter, aber auch dieselbe Tapferkeit entgegenzusetzen. Der ganze kühne Kriegsplan wäre gescheitert, wenn sie hier dem überlegenen Feinde das Feld hätten lassen müssen.

Erstürmung der feindlichen Position.

Die gewonnene Position mußte behauptet werden, es koste, was es wolle, und dieses Gefühl, „es muß!“ hatte sich jedem Brandenburger in die Seele geprägt.

Der Feind sammelte sich zu seinen Offensivstößen stets in einem Gehölz, nördlich Vionville, aus welchem er dann überraschend in dichten Massen vorbrach. Ihm diesen Stützpunkt zu entreißen, war jetzt die wichtigste Aufgabe, umsomehr, als die Meldung eintraf, daß der Feind ein frisches Corps, das bereits auf einer anderen Straße den Weg nach Verdun eingeschlagen, zur Verstärkung heranziehe. Gleichzeitig nahm auch die feindliche Artillerie eine nähere Position und überschüttete das Plateau mit einem Hagel von Granaten und Shrapnels. Feindliche Infanteriemassen avancirten am Waldsaum von Vionville entlang und im Walde selbst und gewannen dort Terrain. Um diese Zeit hatte die Reiterbrigade unter General von Bredow (Magdeburger Kürassiere und altmärkische Ulanen) das Schlachtfeld erreicht und in einer Schlucht von Vionville Stellung genommen. Ihr tapferer Führer erhielt sofort Befehl, die feindliche Infanterie am Waldessaume zu durchbrechen und Alles, was vom Feinde dort stände, aufzuräumen.

Der General verstand, was von ihm gefordert wurde; nicht eine gewöhnliche kühne Reiterattake, etwa zur Erbeutung von Geschützen und Trophäen, sondern ein todesmuthiges Niederreiten und Durchbrechen der feindlichen Linien, wovon das Schicksal dieses Schlachttages abhing. Die Kürassiere, unter Graf von Schmettow, einem berühmten Reiter in der preußischen Armee, formirten das erste Treffen mit dem linken Flügel am Waldsaum, die Ulanen ungefähr 100 Schritt zurück das zweite Treffen auf dem rechten Flügel, der General selbst vor der Mitte der Brigade:

„Und es beginnt das Reiten, so bei Roßbach einst begann,
An dem wir wieder kennen, daß man es wieder kann!
Und Alles, was drunter, muß über den Ritt,
Die Straßen steigen, verwolken und fliegen mit,
Bis Reiter, Roß und Straße eine Wolke, nichts mehr,
Ziehend über die Ebene, ein Wetter tief und schwer.“

Zwei Tirailleurlinien werden überritten; von der nächsten Batterie behalten nur zwei Geschütze Zeit, ihr Feuer abzugeben, dann sitzen die Kürassiere schon mitten in der Batterie; der Kommandeur der Batterie hebt seinen Revolver, aber der Pallasch des Grafen von Schmettow ist schneller als die Kugel des Revolvers; der Batteriekommandeur liegt im Blute, neben ihm und rings um ihn der größte Theil seiner Mannschaft. Aber weiter, weiter! es ist nicht Zeit, mit „so billigen Trophäen“ sich zu begnügen. Eine feindliche Infanteriekolonne wird niedergeritten und auseinander gesprengt; von panischem Schrecken ergriffen, sieht sie erst ihren Feind, nachdem er schon über sie hinweggejagt ist, und feuert ihm nach, als er schon die zweite Batterie attakirt. Auch hier wird die Mannschaft von den Pferden gehauen oder in die Flucht getrieben, und immer noch weiter geht die wilde Jagd durch das mörderische Feuer, das sie von allen Seiten umkracht, bis an eine neue Infanteriekolonne. Jetzt aber schwenken plötzlich aus einer Waldlücke französische Kürassiere und

werfen sich in Flanken und Rücken der durch den wilden Ritt und die feindlichen Kugeln gelichteten Schar. Aber auch diese vermögen nicht, den rasenden Ritt aufzuhalten; Leutnant Campbell erfaßt schon mit kräftiger Faust die Standarte des französischen Kürassierregiments, aber sogleich sieht er einen Wald von blitzenden Schwertern über sich, um den zu strafen, der sich an ihrem Palladium vergreift. Nach heftigem Kampfe wird er von seinen Kürassieren herausgehauen; dann aber schwenkt die ganze wolkenumdampfte Reitermasse rechts ab, und in wirrem Knäuel jagt Alles durch einander; Kürassiere, Ulanen, dazwischen auch einige Spahis, Altmärker, Franzosen und die wilden Horden Afrika's mitten durch das höllische Feuer der Chassepots und Mitrailleusen in die Aufstellung bei Vionville zurück.

„Blas Appell!" rief hier der Kommandeur dem Trompeter zu; der stieß auch in die Trompete, aber sie gab einen Ton, der durch Mark und Bein ging; denn auch sie hatte einen Schuß erhalten. Nur klein war die Schar, die sich um die Standarte sammelte; kaum mehr als der vierte Theil von denen, die ausgeritten waren, und auch von diesen hatten die meisten ein Wahrzeichen aus dem Getümmel davongetragen, sei es auch nur eine Beule in der Stahlhaube oder ein zerschmettertes Säbelgefäß. —

Fünf Stunden lang hatten die tapferen Brandenburger, mit Hülfe ihrer Artillerie und Dank ihrer opfermuthigen Reiterei, den wiederholten Angriffsstößen des Feindes Stand gehalten; da endlich brachte ihnen die plötzliche Kunde, daß mit Prinz Friedrich Karl Unterstützung herankomme, neuen Muth und frische Siegeshoffnung. Schon griffen die Spitzen des X. Armeecorps in das Waldgefecht bei Vionville ein, und andere Abtheilungen dieses wie des IX. Corps hatten nach dem Schall des Kanonendonners bereits ihre Marschrichtung genommen. Die Infanterie legte ihr Gepäck ab, befestigte nur die Kochgeschirre an den gerollten Mänteln und setzte im beschleunigten Schritt den Marsch fort, die Batterien eilten nach dem Schlachtfeld voraus. Von den in immer größerer Zahl vom Schlachtfelde zurückkommenden Verwundeten hörte man, wie die Schlacht stünde und wie die höchste Eile für das rechtzeitige Eintreffen von Verstärkung durchaus nöthig sei. Ohne Zeit zu einem Trunk Wasser zu behalten, stürmten die Kolonnen in der brennenden Sonnenhitze vorwärts.

Nachmittags drei Uhr war es, als zuerst die beiden Regimenter der Brigade v. Wedell nach beschwerlichem Marsche die Nähe des Schlachtfeldes westlich von Mars-la-Tour erreichten. Sobald die ersten Bataillone dieses Dorf passirt hatten, suchte der Feind durch heftiges Granatfeuer ihren Marsch aufzuhalten. Doch mit unerschütterlicher Ruhe gingen die tapferen Westfalen weiter und erstiegen den Berghang jenseit des Ortes. Hier aber brach sich ihr Vorstoß an den weit überlegenen Infanteriemassen, welche der Feind plötzlich auf den Höhen entwickelte. General v. Wedell starb hier den Heldentod und seine Regimenter traten unter schweren Verlusten den Rückzug an. Dieses Mal waren es die Gardedragoner unter Graf v. Brandenburg II., welche sich der feindlichen Infanterie in die rechte Flanke warfen und das Schlachten-

glück, allerdings mit theuren Opfern, wieder herstellten. Unter den Gefallenen stehen die beiden Regimentsführer, v. Auerswald und Graf v. Finkenstein, obenan, die vor der Fronte ihrer Schwadronen gegen die feindlichen Linien ansprengten und den Heldentod fanden; dann folgen viele andere nicht minder glänzende Namen, wie v. Kleist, Prinz Reuß, Graf Schwerin u. s. w. Ehre den ritterlichen Führern! Heil jedem braven Reitersmann, der in jauchzender, wogender Reiterschlacht einen fröhlichen, seligen Soldatentod gestorben!

Um dieselbe Zeit führte die Kavalleriedivision v. Rheinbaben eine glänzende Attake auf dem linken Flügel aus. Zuerst trafen Dragoner mit den Chasseurs d'Afrique zusammen, welche letztere nach ihrer beliebten Fechtweise auf dreißig Schritt Entfernung ihre Chassapotkarabiner abfeuerten und dann zurückeilten. Die Dragoner jagten ihnen nach und erblickten plötzlich die ganze Kavallerie der kaiserlichen Garde vor sich, fünf Regimenter in Linie. Inzwischen waren aber die übrigen Regimenter der Division Rheinbaben aufmarschirt und schlossen sich den Dragonern an. Dann eilten beide feindliche Reitermassen in regelrechter Attake gegen einander, im Trab, Galopp, endlich Carrière bis zum rasenden Anprall. Ein wüthendes Handgemenge, ein tolles Durcheinander von Pallasch, Säbel und Lanze, dazwischen feuerten die Franzosen ihre kurzen Schußwaffen aus nächster Nähe ab, Staub und Pulverdampf umhüllten das Gewühl. Dann lockert sich der wüste Knäuel: die Garde ist geworfen, wird aber auf der Flucht noch von den Magdeburgischen Husaren eingeholt; der feindliche Reiterhaufen wird gefangen und ein großer Theil seiner Leute von den Pferden gehauen.

Während dieser Kavalleriegefechte versuchte die feindliche Infanterie immer neue Angriffsstöße in der Front, um die Straße nach Verdun wieder zu gewinnen. Aber schon hatte sich der Eisenringel unserer braven Truppen immer dichter vorgeschoben und gab keinem Druck mehr nach. Auch trafen noch zu guter Stunde Theile des VIII. Corps unter General v. Barnekow ein, welche jedes weitere Vordringen der Franzosen auf den Flügeln verhinderten und in der linken Flanke des Feindes immer mehr Terrain gewannen. Hierbei stießen sie auf die Elitetruppe der französischen Garden, welche zwischen Rezonville und Gravelotte in Reserve standen. Doch machte die hereingebrochene Dunkelheit der Schlacht nunmehr ein Ende.

Das Ergebniß des heißen Kampftages stellte sich dahin, daß alle Versuche der Franzosen, sich die Straße nach Verdun frei zu machen, gescheitert waren. Mit eisernen Klammern dort gepackt, mußte sich der Feind wieder nach Metz zu, in die Gegend hinter Rezonville und Gravelotte, zurückziehen, was er unter dem Schutze einer furchtbaren Kanonade auf der ganzen Front zu bewerkstelligen suchte.

Zwölf Stunden hatte das blutige Ringen gedauert und mit Behauptung der eroberten Position war ein glänzender Sieg erstritten, entscheidend für den ganzen ferneren Fortgang des Krieges. Ein ernstes, stilles Biwak folgte dem heißen Tage, denn nahe an vierzigtausend Streiter hatten auf diesen Feldern heute den Tod oder Wunden empfangen. Die Preußen allein schätzten

ihren Gesammtverlust auf 17,000 Mann; viele Regimenter und Bataillone hatten ihre Führer und mehr als die Hälfte ihrer Offiziere verloren. Die Verluste des Feindes waren noch größer; auch hatte er 2 Adler, 7 Kanonen und gegen 3000 Gefangene eingebüßt.

Ehre den tapferen Brandenburgern, welche, in fünfstündigem Ringen alleinstehend, durch hingebende Tapferkeit alle Angriffe eines weit überlegenen Gegners zurückgewiesen hatten. Ehre der heldenmüthigen Reiterei, welche den Glanz der Tage von Roßbach und Zorndorf erneuert und mit ungestümen Attaken dem Feind jeden augenblicklichen Erfolg wieder entrissen hatte! Ehre der unerschütterlichen Artillerie, welche in gut gewählter Position, unbekümmert um einschlagende Geschosse des Feindes, lud, richtete und traf. Ehre vor Allem den Gefallenen, die mit bleichem Antlitz und gebrochenem Auge auf der Wahlstatt lagen, keinen Lorberzweig in den Händen, aber einen Liebesgruß an die Heimat noch auf den Lippen! —

In der Nacht um zwei Uhr war die Siegesbotschaft vom Prinzen Friedrich Karl, welcher auf dem Schlachtfelde bei Gorze verblieb, im großen Hauptquartier des Königs zu Pont-à-Mousson eingetroffen. Alles kam auf sofortige Benutzung der errungenen Vortheile an. Falls der französische Oberfeldherr Marschall Bazaine am folgenden Tage seinen Versuch, nach Verdun durchzubrechen, abermals wiederholen sollte, mußte man gerüstet sein, ihm mit einer noch stärkeren Truppenmacht in den Weg zu treten. Schon in der ersten Morgenfrühe des nächsten Tages (17. August) wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen von Pont-à-Mousson, wo am Abend zuvor das XII. Corps, die Mannschaften aus dem Königreiche Sachsen, eingetroffen war. Dieses Corps sowie die preußische Garde brachen in der Frühe auf, um noch an demselben Tage in der Gegend des vortägigen Schlachtfeldes anzulangen. Die erste Armee war bei Arry und Corny über die Mosel gegangen; das II. (pommersche) Corps wurde bei Pont-à-Mousson herangezogen.

Der König begab sich frühmorgens am 17. August über Gorze, wo er mit Prinz Friedrich Karl zusammentraf, auf die Wahlstatt des vorigen Tages. Von den Höhen bei Flavigny überblickte der Oberfeldherr mit dem General von Moltke und mit Prinz Friedrich Karl die französische Aufstellung. Der Feind schien eine sehr feste Position unweit Gravelotte bezogen zu haben, wahrscheinlich um seinen Marsch auf der nördlichsten Straße, die von Metz nach Verdun führt, zu decken. Man beschloß deshalb, daß die erste Armee den Feind bei Gravelotte festhalten, die zweite aber staffelweise gegen die Rückzugslinie vorgehen sollte.

Ehe der König darauf das Schlachtfeld verließ und in sein Hauptquartier nach Pont-à-Mousson zurückkehrte, begrüßte er noch die Truppen, welche am Tage zuvor auf diesen Feldern so ruhmvoll gefochten hatten. Ob auch ihre Reihen stark gelichtet waren und mancher Führer fehlte, der oft seine Reiter mit Stolz dem Könige vorübergeführt hatte, doch las er in dem Auge jedes Kriegers den festen Entschluß, daß er heute, morgen und immer wieder für seinen König zu kämpfen und zu fallen bereit sei.

3. Der Tag der Königsschlacht, bei Gravelotte.

(18. August 1870.)

Vom frühen Morgengrauen des 18. August an waren alle Heeressäulen der ersten und zweiten Armee in Bewegung, um die vorgeschriebenen Manöver auszuführen. Schon gegen vier Uhr begab sich der König von Pont-à-Mousson zu Wagen nach Gorze, wo er Helm und Schärpe anlegte und sein braunes Schlachtroß, den „Romeo", bestieg. Es war sechs Uhr früh, als er mit seinem Gefolge die Höhen südlich Flavigny erreichte. Dort, zwischen den Dörfern Vionville (zu seiner Linken) und Rezonville (zu seiner Rechten), nahm der Oberfeldherr seinen Stand, empfing die Meldungen, ertheilte Befehle und leitete also persönlich den Gang der Schlacht an diesem Tage.

Es sollte ein neuer glorreicher Tag für die preußische und für die deutsche Geschichte werden. Wenn je eine glückliche Vorbedeutung an Zahl oder Tag sich knüpfte, so war es in diesem Falle. Der achtzehnte ist ein glänzendes Datum in der Geschichte unseres Volkes. Am achtzehnten des Juni wurden die Siege bei Fehrbellin und bei Waterloo erfochten; von dem achtzehnten des Januar (1701) datirt die Königswürde des preußischen Fürstenhauses; am achtzehnten des Oktober (1813) wurde die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und von demselben Monatstage datirt die Geburt des ritterlichen preußischen Kronprinzen, dieses Lieblingskindes des Sieges.

Man hatte in Erfahrung gebracht, daß der feindliche Heerführer, statt seinen Rückzug weiter zu verfolgen, bei Gravelotte eine feste Stellung genommen und bereit schien, die Schlacht anzunehmen. Infolge dessen ließ König Wilhelm den linken Flügel (das XII. Corps und die preußische Garde) eine weite Schwenkung nach rechts ausführen, um den Feind auf dessen rechtem Flügel zu umgehen; inzwischen fiel dem Centrum (IX. Corps) das direkte Vorgehen in der Front zu, während die erste Armee auf dem rechten Flügel (VII. und VIII. Corps) den Feind auf dessen linken Flügel beobachten und dort festhalten sollte. Hinter dem IX. Corps im Centrum rückte in zweiter Linie noch das III. und X. Corps sowie eine Kavalleriedivision vor; in letzter Linie folgte noch als letzte Reserve das II. Corps, welches erst am Morgen von Pont-à-Mousson ausgerückt war.

Die Entscheidung stand zu erwarten, sobald das XII. Corps auf dem äußersten linken Flügel die beabsichtigte Umgehung des Feindes vollendet hatte und in dessen rechter Flanke erschienen war.

Der von den französischen Kolonnen besetzte Höhenzug überragte weithin das Terrain, auf welchem die deutschen Heersäulen ihren Marsch bewerkstelligen sollten. An den Abhängen der Höhen hatten die Franzosen Schützengräben in zwei bis drei Reihen (Etagen) über einander angelegt und eröffneten von diesen gedeckten Stellungen aus ein mörderisches Feuer mit ihren weittragenden Chassepots, während die feindliche Artillerie von dem Kamme der Höhen aus feuerte. Die Dörfer auf den Höhen bildeten, von starken Backsteinmauern umgeben, jedes für sich ein besonderes Fort.

Gegen diese fast unangreifbar erscheinende Position befanden sich die deutschen Heerkörper am 18. August Vormittags im stetigen Vorrücken. Jeder Krieger bereitete sich, im Vorgefühl der entscheidenden Bedeutung dieses Tages, ernst und still auf die ungewisse Zukunft vor, und die Feldgeistlichen erschienen in der Mitte der Truppen, um ihnen noch ein Wort der Erhebung auf den blutigen Gang mitzugeben.

Gegen Mittag verkündete Kanonendonner im Centrum die eigentliche Eröffnung der Schlacht; ein furchtbarer Artilleriekampf entspann sich zwischen mehr als achtzig Geschützen auf jeder Seite, in verhältnißmäßig naher Entfernung. Anfangs schien die französische Artillerie vermöge ihrer günstigen Stellung auf der Höhe im Vortheil; je länger aber der Kampf dauerte, desto mehr kam das taktische Uebergewicht der deutschen Artillerie zur Geltung, und von vier Uhr Nachmittags an stellten die französischen Batterien allmählig ihr Feuer ganz ein. In gleicher Weise brachten auch die Geschütze der ersten Armee auf dem rechten Flügel die feindlichen Kanonen zum Schweigen, worauf sich zwischen der beiderseitigen Infanterie ein blutiges Waldgefecht entwickelte, welches längere Zeit hindurch ohne Entscheidung hin und her wogte. Vergebens unternahmen die deutschen Truppen gegen die feindlichen Höhen wiederholte Angriffsstöße, welche stets an dem wahren Höllenfeuer scheiterten, womit die Franzosen dort aus den übereinander angelegten Schützengräben den ganzen Abhang bestrichen. So war der blutige Kampf im Centrum und auf dem rechten Flügel bereits mehrere Stunden im Gange, als nach vier Uhr durch das Eingreifen des Gardecorps und bald darauf durch das Erscheinen der Sachsen auf dem linken Flügel die Schlacht eine neue Wendung nahm.

Von der Garde, welche kurz nach Mittag gegenüber dem feindlichen rechten Flügel bei St. Privat la Montagne Stellung genommen hatte, gingen vorerst zur Unterstützung des Centrums die beiden bekannten Regimenter, „Kaiser Alexander" und „Königin Elisabeth", gegen die Ortschaft Armanvillers vor und hielten dort, unter schweren Verlusten, bis zum Abend gegen eine gewaltige Uebermacht Stand. Die anderen Gardetruppen rückten um drei Uhr Nachmittags, als sich die Spitzen des sächsischen Corps zeigten, im Verein mit diesem auf das Dorf St. Marie aux Chênes vor, und sie eroberten dasselbe trotz des tapfersten Widerstandes der Franzosen, welche sich bis aufs Aeußerste wehrten und nur zu einem kleinen Theile gefangen gaben, während alle Uebrigen dort erschossen, erstochen oder erschlagen wurden; geflohen war keiner. Aber wenn nun auch mit dem Dorfe St. Marie aux Chênes schon die letzte, dem Feinde noch gebliebene, Rückzugsstraße nach Verdun erreicht worden, so kam es doch noch darauf an, ihm seinen wichtigsten Stützpunkt an dieser Straße, das Dorf St. Privat la Montagne, zu entreißen, welches die Hauptkräfte der Franzosen besetzt hielten. Zu dem Ende fiel den preußischen Garden der Angriff in der Front zu, während die Sachsen das Dorf umgehen und von Norden her bedrohen sollten.

Die preußischen Grenadierregimenter, Kaiser Franz und Königin Augusta, beide verbunden durch dieselben glorreichen Erinnerungen der

Kriegsgeschichte, erhielten zuerst den Befehl zum Vorrücken. In größter Ordnung und Schnelligkeit näherten sie sich, jede Deckung des wellenförmigen Terrains wohl benutzend, dem Dorfe; dann brachen sie plötzlich aus den deckenden Schluchten hervor und trieben den Feind von allen Höhen in das Dorf selbst zurück. Jetzt aber eröffnete der Feind vom Dorfe her ein mörderisches Feuer; das wie eine Burg auf dem Berge ragende Dorf hüllte sich in dichtweiße Pulverwolken, und nur die rothflammenden Salven und zuckenden Feuerstrahlen bezeichneten den Stand des Feindes. Die ganze Erdfläche bis auf 2000 Schritt vom Dorfe erschien mit einem Bleiregen überströmt.

Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere waren, um das Gefecht ihrer Truppen besser leiten zu können, hoch zu Roß geblieben, aber ihnen sämmtlich waren auch binnen wenigen Minuten die Pferde unter dem Leibe erschossen. Kein Signal, kein Kommandowort war unter dem donnernden Gekrach des Gewehrfeuers mehr zu hören; dazwischen ließen die Mitrailleusen das unheimlich schnarrende Geräusch ihrer Salven ertönen. Aber unbeirrt und todesmuthig durchmaßen die preußischen Grenadiere das höllische Feuer.

Sie stürmten vorwärts, Mann für Mann,
O seliges Kämpfen und Werben!
Des Königs von Preußen Garde kann
Nur siegen oder sterben!

Inzwischen — es war $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends geworden — waren die sächsischen Heersäulen, auf deren Mitwirkung man bei dem kühnen Angriff gerechnet hatte, auf der anderen Seite erschienen und es galt nun, durch den vereinten Sturm beider Heereskörper, der preußischen Garden und der Sachsen, dem Feinde sein letztes Bollwerk zu entreißen. Keine würdigere Gelegenheit konnte ihnen geboten werden, die neue Waffenbrüderschaft zu besiegeln. Denn die Franzosen, ihres alten Kriegsruhmes eingedenk, vertheidigten jedes Haus und jeden Fuß breit des brennenden Dorfes mit verzweifelter Tapferkeit, und überschütteten dasselbe von außen her mit Granaten. Indessen von allen Seiten drangen die preußischen und sächsischen Bataillone herein und sperrten den Fliehenden den Weg, sodaß hier eine große Anzahl von Gefangenen den Siegern in die Hände fiel.

Mit der Erstürmung dieses letzten Bollwerkes war die Entscheidung auf dem linken Flügel gefallen. Anders stand die Sache auf dem rechten Flügel, wo gegen sieben Uhr Abends der Feind in dichten Schützenschwärmen, dahinter starke Kolonnen, vorbrach, die dort sehr zusammengeschmolzene Infanterie der ersten Armee überrannte und das Dorf Gravelotte selbst bedrohte. Ledige und verwundete Pferde rannten im vollen Laufe die Dorfstraße hinab, Granaten schlugen in das Dorf, von welchem jedes Haus ein Spital bildete, ja sogar auf die Verbandplätze, wo die Aerzte sich in Ausübung ihres Berufes befanden. Nur das Feuer der preußischen Artillerie, welche über die Köpfe der eigenen Infanterie fort ihre Geschosse in die feindlichen Kolonnen sandte, hielt im Verein mit einigen schnell im Laufschritt herangeeilten Reserven den Andrang des Feindes noch auf, welcher durch seinen verzweifelten Vorstoß sich die Straße über Gravelotte und Mars-la-Tour wieder zu öffnen hoffte.

König Wilhelm, der auf einer Höhe bei Rezonville seinen Stand genommen, ritt in diesem bedenklichen Augenblicke selbst mit seinem Stabe näher auf Gravelotte zu, um die Gefahr zu übersehen. Obschon in der Nähe des Königs bereits feindliche Granaten einschlugen, erwog er doch ruhig die Größe der Gefahr, welche den Seinigen drohte. Er befahl das Vorrücken des zweiten (pommerschen) Corps, welches nach seinem weiten Marsche von Pont-à-Mousson her das Schlachtfeld erst soeben erreicht hatte und vom Chef des Generalstabs, von Moltke, in diesem denkwürdigen Moment gegen den Feind dirigirt wurde.

Ihren heldenmüthigen Führer, General von Fransecky, an der Spitze, ziehen die Pommern mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel, unter dem donnernden Jubelruf: „Es lebe der König, Hurrah!“ vor den Augen ihres Königs vorüber, tauchen hinab in den dunklen, waldigen Grund, wo schon so viele Tapfere in ihrem Blute liegen, und erscheinen wieder jenseits zum Sturme der verschanzten Höhen. Der ganze Berg hüllt sich in Pulverdampf vom Kamme bis zum Fuße; aus allen Gräben zücken die rothen Feuerstrahlen durch die Dunkelheit; aber nicht achtend der schweren Opfer, welche ihren Weg bezeichnen, stürmen die wackeren Pommern unaufhaltsam vorwärts bis auf den Gipfel des Berges und verjagen dort den Feind mit dem Bajonnet.

Der Sieg war errungen. Aus allen seinen Positionen vertrieben, sah der Feind kein Heil mehr als unter den Kanonen von Metz, wo die ganze Armee Bazaine's nun wie mit einem eisernen Gürtel umschlossen wurde. Die Nacht brach herein, und bei dem Scheine der brennenden Dörfer richteten die müden Truppen auf den eroberten Siegesfeldern ihre Nachtlager ein.

Es war für sie eine ernste und stille Nacht; denn ringsumher lagen ja noch unbeerdigt die Leichen treuer Kameraden, welche noch am Morgen hoffnungsvoll und siegesfreudig mit ihnen ausgezogen waren. Weit über 500 Offiziere und mehr als 14,000 Mann deckten todt oder verwundet die blutige Wahlstatt. Allerdings sind auch die Verluste der Franzosen, von denen etwa 4000 gefangen wurden, jedenfalls nicht geringer anzuschlagen.

Die Gesammtzahl der beiderseitigen Verluste an Todten und Verwundeten während der drei Schlachttage vor Metz kann man aber auf nahezu 80,000 annehmen. So blutig war seit der gleichfalls mehrtägigen Völkerschlacht bei Leipzig kein Kampf mehr gewesen!

Die bei Metz eingeschlossene Armee der Franzosen dort gefangen zu halten, war nun die eine Hauptaufgabe für die deutschen Heere, während die andere darin bestand, den Siegeslauf gegen Paris fortzusetzen und auf dem Wege dorthin wo möglich die neue Armee Mac Mahon's aus dem Felde zu schlagen oder, wenn thunlich, zu vernichten. Ehe wir aber sehen, wie glänzend diese beiden großen Aufgaben von unseren Armeen gelöst wurden, wollen wir einen Blick auf die rastlose Thätigkeit eines besonderen Elementes im deutschen Heere richten, wir meinen die deutsche Reiterei, durch deren kühnes Vordringen und wirksame Streifzüge unseren braven Truppen der Vormarsch in Feindes Land wesentlich erleichtert und der Aufenthalt daselbst nicht wenig gesichert wurde.

Vormarsch sächsischer Ulanen.

IV.

Deutsche Reiter in Feindesland und ihre Heldenthaten.

Wie plötzlich sich die Anschauungen über den Werth und die Bedeutung eines Gegenstandes vermindern können, davon bietet in unseren Tagen die Leistungskraft der Kavallerie ein merkwürdiges Beispiel dar. Die glorreichen Zeiten dieser Waffengattung, als noch ein Zieten und Seydlitz, Lützow und Blücher durch ihre kühnen Reiterthaten allgemeine Bewunderung erregten, schienen für immer vorüber. Es hatte während des letzten Jahrzehnts in manchen kriegerischen Kreisen die Meinung Boden gewonnen, daß bei der hohen Vervollkommnung der Schußwaffen in unseren Tagen die Wirksamkeit der Kavallerie nur noch eine sehr untergeordnete sein könne. Infolge dessen war sogar von mancher Seite zu Gunsten der anderen Waffenarten eine Verminderung der Reiterei befürwortet worden. Allerdings hatte während der letzten großen Kriege in Europa die Kavallerie nicht jene Verwendung, die ihr wol gebührt hätte, gefunden. Diese Unterlassung beweist jedoch nichts gegen den Werth dieser Waffe oder gegen ihre Leistungsfähigkeit. Man hat vielmehr, wie der gegenwärtige Krieg tausendfach gezeigt hat, sehr wohl daran gethan, trotz Hinterlader und gezogener Geschütze, in jenen 74 Linienkavallerie-

regimentern des Norddeutschen Bundes eine Reitermasse zu organisiren, wie sie die Welt kaum jemals beisammen gesehen! „Heute fühlt Jeder", sagt die „Kriegszeitung", „daß ohne die Fühlhörner der großen Plänklerlinie das rasche Vordringen unserer Heere in Frankreich unmöglich gewesen wäre und daß es nur unseren unübertrefflichen Ulanen, Dragonern und Husaren zu danken ist, wenn kaum anderthalb Monat nach Ausbruch des Krieges deutsche Rosse bereits Seinewasser trinken."

Aus dieser glänzenden Thätigkeit unserer deutschen Reiterei verdienen nun mehrere Einzelleistungen, die als wahre Heldenthaten an die vergangenen glorreichen Zeiten der Kavallerie erinnern, besonders hervorgehoben zu werden. Ehe wir jedoch auf solche Schilderungen eingehen, wollen wir noch, um auch unparteiische Stimmen zu vernehmen, einige Mittheilungen darüber folgen lassen, wie andere Nationen über unsere Kavallerie gegenwärtig urtheilen.

1. Wie unsere Nachbarn über unsere Reiter denken.

Die ersten Reiter, welche im gegenwärtigen Feldzuge von sich reden machten, waren die in Saarbrücken stehenden Ulanen, und auch bei späteren Gelegenheiten sind Ulanenregimenter vielfach verwendet worden. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn unter den preußischen Reitern gerade die Ulanen in englischen sowol als in französischen Blättern eine bevorzugte Stellung erlangt haben. Daß dieser Soldat derselbe Reiter ist, den man anderswo „Lanzier" nennt, scheint Niemand in den Sinn zu kommen; man hat von der Bewaffnung und den Diensten, welche derselbe leistet, eine unbestimmte Ahnung, in welche sich der Gedanke mischt, daß der Ulan oder „Hulan", wie die Franzosen schreiben, eine Art deutscher Kosak sei, dem die Neigung zu kühnen Reiterstückchen sozusagen mit der Muttermilch eingeflößt werde.

Ein sehr gelesenes englisches Blatt, der „Daily Telegraph", widmet unsern verwegnen Reitern eine ganze Spalte voll des ungeheucheltsten Lobes. Die „deutschen Ulanen", welche den Marsch der großen Armee durch Frankreich möglich machen, sind zunächst intelligente Leute, jung, gebildet und mit ausgezeichneten Karten ausgerüstet. Aufgelöst in kleine Abtheilungen, wie es gerade ihre Aufgabe mit sich bringt, gut beritten und sorgfältig instruirt, führen sie ihre Aufträge mit einer bewundernswerthen Verwegenheit und sachgemäßen Ruhe aus. Vorsichtig reiten sie ihre Straße, halten scharfe Rundschau und schonen, wenn sie können, grundsätzlich ihre Rosse für einen scharfen Ritt, sobald ein solcher noth thut. Ihre Hauptwaffe ist ein schwerer Revolver, der für derartigen Dienst höchst geeignet ist. Sie sind angewiesen, sich auf nutzlose Gefechte nicht einzulassen. Ihnen liegen wichtigere Dinge ob.

Die leichte Kavallerie, Dragoner und Ulanen, zerstreuen sich über das Land vor der Front und bereiten den nachrückenden Armeen den Weg, ziehen Erkundigungen ein, schaffen Lebensmittel herbei: es sind die Fühlhörner des Heeres. Hinter ihnen folgen Infanteriemassen und in einiger Entfernung von der Front das Hauptquartier mit dem Stabe. Bei dem trefflich organisirten Kundschafts- und Sicherheitsdienst unserer Reiterei, in Verbindung

mit der vorzüglichen preußischen Feldgendarmerie, steht nicht zu befürchten, daß hinter dem Rücken der vorwärtsstürmenden deutschen Heeresmassen sich der Aufstand organisire oder Unordnungen zur Tagesordnung werden könnten. Mit Recht schreibt der feldkundige Wickede an die „Kölnische Zeitung“: „Der Nutzen, den diese weitausgedehnten Reiterzüge unserer Sache bringen, ist sehr groß. Durch sie werden Rekrutentransporte, die Ansammlung von Mobilgardisten, die Anlegung von Magazinen, kurz alles Derartige, was zur Verstärkung der französischen Armee dienen kann, verhindert und somit die Streitkraft des Feindes wesentlich geschwächt. In allen Departements, in denen unsere Reiterschwadronen ihre Streifzüge machen, ist eine Volkserhebung in Masse unmöglich, da solche sogleich im Keim erstickt würde.“

Unter solchen Umständen sind unsere Ulanen für die Franzosen von 1870 solche Schreckgestalten geworden, wie im Jahre 1813 den Franzosen es die Kosaken und Baschkiren gewesen sind, während der heutige französische Turko- und Spahi-Spuk sich in eitel Dunst aufgelöst hat. Ein militärischer Berichterstatter schreibt aus Metz dem „Constitutionnel“: „Diese Ulanen nähern sich unsern Vorposten mit wunderbarer Kühnheit und Geschicklichkeit, sie spähen unsere Stellungen aus, ehe wir ihrer gewahr werden können, und wenn wir sie zufällig erblicken, verschwinden sie auf räthselhafte Weise. Sie erscheinen gleichsam wie Legionen von Gnomen, die aus der Erde hervorsteigen und wie mit einem Zauberschlage verschwinden.“ Unsere Ulanen können sich auf diese Art von Anerkennung Etwas einbilden!

„Vier Ulanen“, jammert Texier am 22. Aug., nach seinem Besuche in Chalons, „reichen hin, um eine Stadt von 60,000 Seelen zu nehmen und Geld, Lebensmittel und Cigarren zu requiriren, und noch dazu gute Cigarren, sechs Stück für den Mann täglich!“ —

Ein belgisches Blatt berichtet, wie am 19. August „ein Dutzend Ulanen“ die Telegraphendrähte nach Verdun abschnitten. „Gegen die Verschlagenheit dieser Reiter ist nicht aufzukommen; sie charakterisiren den Geist und die Gewandtheit der ganzen preußischen Kriegsführung.“ — „Die Preußen überhaupt sind Gegner, wie wir sie noch nicht gefunden haben. Sie kennen unsere östlichen Departements besser als wir, und sie kommen durch die dichtesten Gehölze mit ihrer Artillerie, mit schweren Packwagen und leichter Bagage. Sie wissen nichts von jenen Massen von Wagen, die unserer Armee folgen und die bei ihnen im Falle eines Rückzuges sehr hinderlich sein würden. Dann sind ihre Reitervortruppen stets auf dem Qui vive. Sie haben eine andere Art von Gefechtsweise als wir und scheuen sich nicht, Bataillone zu opfern, um Divisionen zu erhalten. So oft sie eine Position aufgeben, lassen sie stundenweit kleine Ulanenscharen zurück, die unablässig rekognosziren und unsere Generale glauben machen, daß ihnen eine bedeutende Heeresmacht folge.“

Doch unsere jungen Leser werden nun genug der fremden Anerkennung unserer flotten Ulanen und sonstigen Kavalleristen haben und mögen uns jetzt ihre Aufmerksamkeit bei der Erzählung einiger besonders kühner und verdienstvoller Reiterthaten schenken.

Preußische Husaren fouragirend.

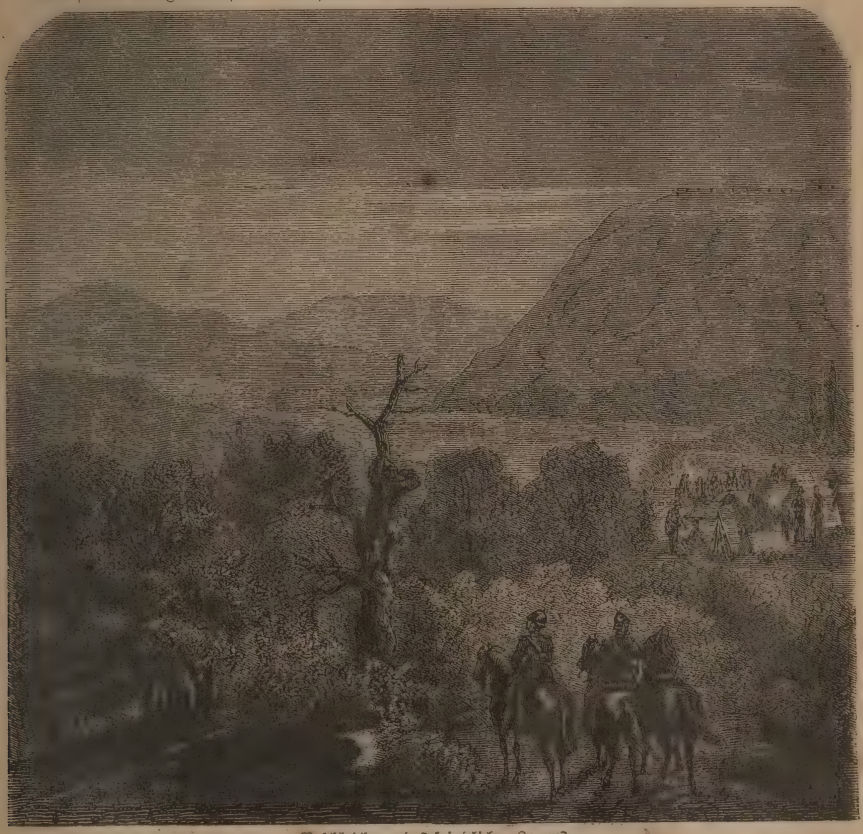
2. Der Kundschaftsritt durch Niederbronn.

Wer noch daran zweifeln wollte, daß die Tage kühner Reiterstreiche aus der guten Zeit der Zieten und Seydlitz wiedergekehrt seien, der lasse sich nun erzählen von dem verwegenen Erforschungsritt vier süddeutscher Reiteroffiziere über die feindliche Grenze und von ihrem längeren Aufenthalte in Feindesland.

Am 26. Juli 1870 überschritt der württembergische Hauptmann Graf Zeppelin, begleitet von drei badischen Dragoneroffizieren (Leutnants von Villers, von Wechmar und Winsloë, ein geborener Engländer), bei Lauterburg den Rhein. Ihnen folgten zur Bedeckung und Bedienung noch vier gut berittene Ordonnanzdragoner. Wohlgemuth trabten die acht Reiter im ersten Morgengrauen über die Grenze ins Elsaß hinein. Den Säbel geschwungen und unter lautem Hurrahruf sprengten sie durch die Gassen des französischen Grenzortes Lauterburg. Hinter diesem Städtchen stießen sie bei Neuweiler auf eine französische Patrouille, bestehend aus einem Gendarmen und einem Lanzier. Der Erstere von Beiden ward gefangen genommen, Letzterer ward vom Pferde gehauen; doch gab man dem Gendarmen auf sein flehentliches Bitten die Freiheit wieder und setzte nun den verwegenen Ritt ins Land hinein fort, Zeppelin auf dem Pferde des gefällten Lanziers, da sein edles Thier durch einen Lanzenstoß verwundet worden. Nach einem anstrengenden Ritt gelangte die muthige Schar bis hinter die französischen Linien; sie zerstörte zwei Telegraphenlinien des Feindes und sah sich während ihres 36stündigen Aufenthaltes im Feindeslande genau Alles an, worauf es zunächst ankam. Hierbei machte Leutnant Winsloë, welcher als eifriger Jäger in diesen Partien früher viel gejagt hatte und daher genau Bescheid wußte, den Führer.

Während der zwei Tage hielt sich die abenteuernde Gesellschaft vorsichtig meist am Rande des Waldes, wohin man sich zurückzog, sobald sich etwas Beunruhigendes wahrnehmen ließ. Hauptmann von Zeppelin hatte unterdessen werthvolle Notizen über die Stellung des Feindes gesammelt, und man beschloß nunmehr, am zweiten Morgen sich auf den Heimweg zu machen. Gegen Mittag nöthigte die Erschöpfung von Mann und Roß zu einer Rast in dem an der Eisenbahn von Hagenau nach Bitsch liegenden Dorfe Niederbronn. Daselbst verzehrte auch ein Handelsjude sein frugales Mittagsbrot; man dachte nichts Uebles, als dieser plötzlich verschwand. Die Offiziere scherzten und plauderten beim Essen; Leutnant Winsloë war eben im Begriff, nach den in einer Scheuer abgestellten Pferden zu sehen, als in den Straßen des Weilers Alarm entstand. Im Nu war das Haus umstellt, man eilte zu den Pferden, welche nicht sogleich bei der Hand waren; bereits knallten die Pistolen; es galt, sich durch eine ganze feindliche Escadron, welche von dem verrätherischen Juden herbeigerufen worden war, zu schlagen. Leutnant von Wechmar schoß den vordersten Angreifer, einen französischen Wachtmeister, vom Pferde, gerieth aber bald ins Gedränge und ward gefangen; von Villers unterlag gleichfalls der Uebermacht, ebenso die vier verwundeten Ordonnanzdragoner. Leutnant Winsloë, ein sehr kräftiger Mann, guter Reiter und Fechter, ward

nach verzweifelter Gegenwehr von den Franzosen zusammengehauen. Nur Graf Zeppelin schlug sich auf seinem kräftigen Thiere glücklich durch; er erhielt zwar eine Menge Hiebe, kam aber endlich, ein erbeutetes französisches Offizierspferd an der Hand, abgehetzt und von Schweiß triefend, glücklich wieder bei den bayerischen Vorposten an, wo er mit lautem Jubel begrüßt und seine mitgebrachten Nachrichten mit Dank empfangen wurden.



Beschleichung des feindlichen Lagers.

Aus dieser Affaire haben nun die französischen Lügenposaunisten die „Schlacht bei Niederbronn" zusammenphantasirt. Die Wahrheit von der Sache ist, daß man die ausgesandte Escadron nicht für hinreichend hielt, den befürchteten Ueberfall von deutscher Seite abzuwehren, und daß sich infolge dessen ein ganzes französisches Regiment Chasseurs unter General von Bernis in Bewegung setzte, um gegen 8, sage acht deutsche Reiter zu streiten. Das freilich verschwieg man wohlweislich dem Siegeshymnen anstimmenden Frankreich.

3. Auskunftungsritt gegen die Felsenfeste Bitsch.

Die verschiedensten Gerüchte und Anschauungen kursirten hinsichtlich der Stärke und Beschaffenheit des feindlichen Lagers bei Bitsch. Um Gewißheit darüber zu erhalten, wurde Leutnant von Münchhausen mit einem Zuge Dragoner entsendet, sich in der nächsten Umgebung von Bitsch umzusehen. Während der Nacht rückte er über die Grenze, postirte seinen Zug in einem Walde, als er sich Bitsch näherte, und drang dann allein mit einem verlässigen Gefreiten weiter vor. Seine Begleiter ließ er Stellung auf einer der die Gegend beherrschenden Höhen nehmen, von wo er den Hauptausgang der Feste nebst dem Lager genau beobachten konnte. Er selbst beabsichtigte, das französische Lager vor Bitsch zu alarmiren, während der Gefreite genau die Truppenmassen merken sollte, welche sich entwickeln würden. Mit einem Regenmantel angethan, die Mütze auf dem Haupte, durchschlich der Offizier mit seinem treuen Rosse gewandt die Vorposten und drang bis tief ins feindliche Lager hinein, wo die Meisten der Ruhe pflogen. Plötzlich hält er sein Pferd an, drückt die Pickelhaube fest auf den Kopf, zieht seinen Säbel und bringt mit lauter Stimme dem Könige von Preußen ein kräftiges Hurrah aus. Hierauf wendet er, grüßt und verlacht die erstaunten französischen Gasser und macht sich auf und davon. Wol gaben ihm unzählige Schüsse das Geleite, doch das Glück ist dem Kühnen hold. Leutnant von Münchhausen entkam, ohne mit dem Chassepot nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. Durch das Feuern der Truppen alarmirte sich das ganze Lager, und es entsendete die Festung drei Bataillone nebst einer Batterie und Kavallerie. Der gewandte Gefreite beobachtete dieses Alles genau und stattete Rapport darüber ab. Hierbei warf er nun keineswegs mit 20—30,000 Mann um sich herum, die Stärke des Lagers zu bezeichnen, sondern berichtete einfach: „Es sind ihrer mehr Mann, als ich je bei einer Herbstwaffenübung zusammen gesehen habe.

4. Ein Erforschungsritt nach Thionville.

Wir lassen diesen achtstündigen Rekognoszirungsritt eines preußischen Kavalleriekommandos gegen Thionville durch einen der betheiligten Reiter selbst beschreiben, indem wir hierbei dem zuerst durch die „Kölnische Zeitung" veröffentlichten Feldbriefe desselben folgen. Darin heißt es:

„In den Dörfern waren Thüren und Fenster fest verschlossen; kein Mensch, kein lebendes Wesen ließ sich sehen. So ritten wir singend und guter Dinge durch mehrere Orte bis zwei Meilen vor Bouzonville, wo wir Halt machten. Es war gegen 12 Uhr Nachts. Wir legten uns, wie wir waren, vor die Pferde nieder; um 4 Uhr ging's weiter. Der erste Zug der dritten Schwadron unter Leutnant von Voigts-Rhetz war kommandirt, die Flanke der Division zu decken und das Terrain auf der Straße von Bouzonville nach Thionville zu untersuchen. Ich befand mich dabei; 22 Mann stark trabten wir vom Regimente weg. Vor dem ersten Dorfe wurden auf der Anhöhe rechts zwei schwarze Punkte bemerkt, welche sich hin und her be-

wegten. Voigts-Rhetz glaubte, es seien feindliche Vedetten; ich ritt hin und fand — zwei Bäumchen, welche sich im Winde hin und her bewegten. Also zurück! Bei meiner Meldung wurde herzlich gelacht. Wir passirten nun nach einander Bouzonville, Thalheim, Kedange und mehrere kleinere Orte.

Vor Kedange zerstörten wir den Telegraphen, welcher nach Metz führte, und ritten weiter — mit leerem Magen. Gegen 11 Uhr, zehn Kilometer von Thionville, meldete die Spitze, daß sich feindliche Dragoner zeigten. Es wurde Halt gemacht und im Schritt auf eine Anhöhe der Chaussee geritten. Wirklich sahen wir die Kerle unten vor dem Dorfe mit Einladen von Hafer beschäftigt. Voigts-Rhetz ließ aufmarschiren und sandte eine Patrouille nach links um das nahe Dorf, und mich mit einer andern Patrouille nach rechts, um dort zwei Gehöfte zu untersuchen. Es ließ sich nichts sehen. Nichtsdestoweniger stand doch der Feind vor uns. Wir zogen die Pallasche, befestigten die Pistolen am Riemen und trabten weiter bis an das Dorf, wohin sich der Feind zurückgezogen. Unteroffizier Golz ging mit einer Patrouille von drei Mann nach links, ich mit zwei Mann nach rechts. Voigts-Rhetz mit 16 Mann verfolgte die Dorfstraße. Als ich eben von meiner Seite durch einen schmalen Weg in das Dorf einlenke, sehe ich die Dragoner, welche, da sie uns gewahrten, alsbald Reißaus nahmen. Das Dorf war weiter nicht besetzt; die Bewohner sagten, es sei nur die feindliche Patrouille dort gewesen. Ich ward nun mit zwei Mann als Spitze vorausgeschickt. Vor dem Dorfe, etwa tausend Schritte, zieht sich ein Wald hin. Dort konnte man durch das Fernrohr Leute mit grauen Röcken bemerken. Ich machte Halt und ließ dies melden. Der Leutnant kommandirte: „Im Trabe weiter!" Als ich an den Wald kam, sprangen ungefähr ein Dutzend Nationalgardisten aus dem Busch heraus, aber statt zu schießen, warfen sie Alles weg und liefen über den Weg in den Wald, der bis Thionville geht. Etwas weiter bemerkten wir die Dragoner. Voigts-Rhetz meinte: „Wir müssen sie haben, ich baue auf Sie!" — Gut! — Ich wählte mir vier Mann aus, welche auch alle herzlich gern mitmachten; wir ritten im Trabe, die Augen nach allen Seiten offen haltend, die Helme fest im Nacken und den Pallasch in der Hand, weiter. Als die Dragoner uns wieder sahen, machten sie sich weg gegen das Dorf zu, wir sprengten in Carrière durch dasselbe den Dragonern nach. Bis auf hundert Schritt waren wir heran, als wir hinter uns, ebenfalls in Carrière, unsere Leute kommen hörten. Furcht kannte ich in diesem Momente nicht. Vier Dragoner, mit den Säbeln auf die Pferde hauend, eilten vor uns her, wir ihnen nach. Voigts-Rhetz, dessen Pferd besser lief als die unserigen, holte uns ein und stürmte mit uns weiter. Auf zwanzig Schritte an den Kerls schoß Voigts-Rhetz, doch versagten alle Züge seines Revolvers. Die Jagd ging weiter, da plötzlich sahen wir vor uns eine Zugbrücke und Leute nach allen Richtungen aus einander stäuben. Wir waren an den Wällen von Thionville angelangt. Nun krachten plötzlich Schüsse. v. Voigts-Rhetz kommandirte nun „Kehrt!" Wir trabten eine Strecke zurück. Die Kugeln flogen gewiß eine Meile weit über uns weg. Niemand ward getroffen, nur

ein Pferd verwundet. Ein Mann kommt uns nachgetrabt und fleht, ihn mitzunehmen. Es war ein preußischer Gefangener, welcher in Thionville auf den Wällen mit Abhauen von Holz und Einsenken von Vorräthen beschäftigt gewesen. Dieser erzählte uns, als wir Halt machten, daß die Thorwache, als die Dragoner herangesprengt seien, gleich Alles weggeworfen und sich aus dem Staube gemacht; er habe den Augenblick benutzt und sei, als er unser ansichtig geworden, entsprungen. Er theilte uns ferner mit, daß Thionville nur von zwei Escadrons Dragonern und Nationalgarden besetzt sei und man dort eine furchtbare Angst vor den Preußen habe. Als wir uns in Marsch setzten, sah ich einen französischen Soldaten; dahin sprengen und ihn gefangen nehmen, war rasch geschehen, obgleich der Kerl keinen Pardon annehmen wollte. Es war ein Nationalgardist. Ich führte ihn dem Leutnant zu. Zwei andere Leute hatten den mit drei Pferden bespannten Dragonerfouragewagen eingeholt und brachten ihn. Der Gefangene wurde darauf gesetzt, und nun ging's durch die Dörfer im Trabe zurück, da wir glaubten, der Feind werde uns verfolgen, was jedoch nicht geschah. Wir ritten wieder bis Kedange zurück. Dort brachten uns die Bewohner Fleisch und Wein in Hülle und Fülle und baten, „nur nicht die Häuser zu zerstören." Als wir eine Stunde gerastet, kommandirte mich der Leutnant mit zwei Mann und dem Rapporte, dem Wagen und dem Gefangenen, das Regiment wieder aufzusuchen. Also weiter, wiewol todmüde, vom Regimente zur Division, wo ich dem Grafen von der Gröben alle Details erzählen mußte. Er drückte mir die Hand und sagte, dies sei ein brav Stück gewesen; er ging selbst mit mir zum Regimentskommandeur und sagte, ich solle noch in dieser Nacht zum Generalkommando, den Gefangenen abzuliefern und Rapport abzustatten. Da mein Pferd nicht mehr konnte, erhielt ich einen Wagen. Ich lieferte den Gefangenen in Barize ab und erstattete schriftlichen Rapport, worüber man mir sehr viel Lobeserhebungen machte. Excellenz von Steinmetz ließ mir Essen und zwei Flaschen Wein bringen und gab mir sofort den Gegenbefehl. Ich hatte eben dieses Schreiben angefangen, als ich wieder fort mußte nach Barize. Der Weg führte zwischen unseren und den französischen Vorposten durch, doch ich kam glücklich an Ort und Stelle an."

5. Preußische Reiter in Nanzig, Luneville und anderen Orten.

In der französischen Deputirtenkammer ereignete sich eine Scene, deren Eindruck sich kaum schildern läßt. Um was es sich handelte, erfahren wir aus der „Esperance de Nancy" vom 13. August, wie folgt: „Gestern Freitag den 12. August um 3 Uhr Nachmittags — ein trauriges Datum für uns und unsere Nachkommen", heißt es dort, „haben vier preußische Reiter von der Stadt Nancy, der ehemaligen Hauptstadt Lothringens, Hauptstadt des Departement de la Meurthe, Besitz genommen. Fügen wir hinzu, daß Nancy eine offene Stadt ist, daß es keinen einzigen Soldaten mehr beherbergte und daß die Kommunalbehörde im Interesse der Stadt Ruhe anempfohlen hatte. Eine halbe Stunde nach Ankunft der vier Ulanen erschienen 28

Preußen und nahmen von dem Bahnhofe Besitz, dessen Inspektor für gefangen auf Ehrenwort erklärt wurde. Der Maire wurde aufgefordert, vor dem Führer des kecken Streifzugs, welcher zwischen Saint-Max und der Straße von Essey kampirte, zu erscheinen. Während dieser Zeit ritt ein Ulanenoffizier mit zwei Gemeinen im Galopp durch die Stadt, um die Oertlichkeit zu rekognosziren. Als der Maire zurückgekehrt war, hatte die Gemeinde für die Sieger die Summe von 50,000 Francs nebst bedeutenden Rationen Hafer zu votiren. Sie hatten nicht weniger als 300,000 Francs verlangt und fanden, daß 50,000 Francs für eine mit so schönen Gebäuden gezierte Stadt nur eine Bagatelle wäre. Im Uebrigen verloren die Preußen keine Zeit. Auf der Eisenbahn insbesondere mußten zwanzig Bürger unter preußischem Befehle die Schienen bis Maxville ausheben, wo sie in den Kanal geworfen wurden. Die Telegraphenpfähle wurden ebenfalls umgeschlagen. Die Ulanen vermehrten sich nach und nach auf 150 an der Zahl. Zwei Hotels von Nancy, das „Hotel Saint-Georges" und das „Hotel de la Chartreuse", wurden aufgefordert, je 75 Mann zu speisen. Vorgeschrieben wurde: Suppe, Suppenfleisch, Gemüse, ein Liter Wein und sechs Cigarren per Mann. Man hatte außerdem für heute früh 4 Uhr Kaffee verlangt, aber um 4 Uhr waren alle Ulanen verschwunden."

Wahrlich, das Herz hüpft vor Freude und Behagen, wenn wir an die Demüthigung dieser Prahlhänse von Franzosen denken. Vier Ulanen nehmen Besitz von einer Stadt von über 50,000 Einwohnern, legen Kontribution auf und sind verschwunden, ehe sichs die weisen Herren vom Rathe versehen.

Nicht minder herzerfreuend ist das muthige oder vielmehr anmuthige Thun und Beginnen einer anderen Reiterschar — diesmal Husaren vom preußischen 2. Leibhusarenregiment. Als der Kronprinz von Preußen am 12. August gegen Abend vor Luneville eintraf, wurde ihm durch einen Offizier des obengenannten Regiments der große, schwer vergoldete Schlüssel der Stadt auf einem rothen Sammtkissen mit prunkhaft goldenen Borten überreicht. Der eben gedachte Offizier hatte als Spitze der Avantgarde die Gegend rings um die Stadt und das Land von Luneville durchstreift; nichts vom Feinde stellte sich ihm entgegen. So gelangte er mit seiner kleinen Abtheilung Husaren in die Stadt. Er machte dem Maire einen kurzen Besuch, belegte die öffentlichen Kassen mit Beschlag und bat sich den Schlüssel der Stadt aus, welcher ihm ohne jedes Zögern ausgehändigt ward.

In Bezug auf Kühnheit und Leistungsfähigkeit wetteifern Ulanen, Husaren und Dragoner. Schon am Abend des 9. August ward ein echt preußisches Reiterstückchen durch den dem Generalkommando des 10. Corps, General von Voigts-Rhetz, angehörigen Premierleutnant von Podbielski, vom 1. hannöverschen Dragonerregiment Nr. 9, ausgeführt, der in Begleitung des Leutnant von Treskow von den 13er Ulanen und mit 15 Pferden von Saargemünd aus vier Meilen weit über unsere Vorposten hinausritt, um die Stellung des Feindes zu rekognosziren. Er gelangte noch während der Nacht bis in die Nähe von Falkenberg, wo er auf feindliche Biwaks stieß. Durch

die französischen Linien im Schutze der Dunkelheit hindurchreitend, gelang es ihm, einen feindlichen Offizier und vier Infanteristen gefangen zu nehmen; der Erstere entkam zwar wieder, indem er auf dem Transport in ein am Wege befindliches Haus schlüpfte, die Letzteren aber wurden an die nächsten preußischen Vorposten abgegeben. Premierleutnant von Podbielski traf am 11 Mittags wieder beim Generalkommando ein.

Wie es die gelehrten, fast allwissenden Schlauköpfe anfangen, um aller Orten zu reussiren, darüber erhalten wir Belehrung von einem durchaus unverdächtigen Zeugen. „In diesen Tagen", so berichtet das Pariser Journal des „National", „erschien ein Detachement preußischer Ulanen in einem Dorfe, durch welches erst 24 Stunden vorher die französische Armee passirt war. Mit großer Mühe hatten unsere Truppen 3000 Rationen von den Bauern erhalten, die Preußen verlangten nun gar 25,000. Es wurde ihnen geantwortet, daß die Erfüllung dieser Forderung unmöglich sei. Wenn die Ulanen alle Einwohner ausplünderten, so würden sie nicht den vierten Theil von den verlangten 25,000 Rationen finden. Darauf zog der Kommandant der Ulanen mit größter Seelenruhe einige Notizen hervor, blätterte darin (man vergesse nicht, der „National" erzählt) und sagte nach einer Weile: „Wo ist Schulz?" „Hier", antwortete ein Bauer, ganz roth vor Stolz, von einer so hohen Persönlichkeit gekannt zu sein. — „Du hast drei Kühe, hundert Hühner; ich weiß, wo Dein Hafer verborgen ist, vorgestern hast Du Dein Mehl versteckt. Thu' mir den Gefallen und mache die Sache kurz ab und hole dies Alles so rasch wie möglich herbei!" Also entschied der Kommandant. Und hierauf las er nach und nach die Namen aller Einwohner ab und bewies ihnen, daß er eben so gut wie sie selbst ihre Hülfsquellen zum leiblichen Leben kenne. Eine Stunde später waren die 25,000 Rationen zusammengebracht." Wenn die Franzosen nicht so gräßlich lögen, so möchte man das Ulanenstückchen für wahr halten.

6. Unsere Reiter in Chalons, Rheims und Metz.

Die Besetzung von Chalons durch preußische Reiterei — diesmal sind es jedoch 5, sage fünf, Dragoner, und zwar nicht unvermeidliche Ulanen — welche ihrer Armee vorangingen, schildert der „Progrès de la Marne" wie folgt: „Im Galopp sprengten die preußischen Reiter durch die verschiedenen Viertel der Stadt und verlangten endlich nach dem Maire, dessen Wagen sie zuvor requirirt hatten. Sie forderten diesen auf, ihnen in ihr Cantonnement zu folgen. Herr Perrier, der Beamte, weigerte sich entschieden und erwiederte dem Anführer des kleinen Trupps, wenn man ihn sehen wolle, so wäre er in dem Stadthause zu finden. Diese Antwort schien dem Offizier zu genügen. Die fünf Preußen gaben nun Herrn Perrier seinen Wagen zurück und verließen die Stadt in der Richtung von Bauchet.

Am folgenden Tage, den 24. August gegen Mittag, erschien aufs Neue in Chalons eine Abtheilung preußischer Dragoner, 10 Offiziere und 300 Reiter. Vor dem Hotel de Ville angelangt, stellten sie sich auf, und der kom-

mandirende Offizier, ein großer, schöner Mann mit starkem Bart, fragte in gutem Französisch, ob der Maire zugegen wäre, und wartete ruhig das Erscheinen des Herrn Perrier ab. Der Offizier begrüßte ihn und trug ihm auf, sogleich ein Frühstück für 10 Offiziere und 300 Mann zu beschaffen, dann zwei Privatfuhrwerke nebst Kutscher, um einige Offiziere nach Epernay und La Veuve zu fahren; endlich ersuchte er den Stadtvorsteher, ihm einen Hunderttalerschein in französisches Geld umzuwechseln.

Einbringung eines französischen Spions.

Perrier nahm diesen Befehl entgegen, und fragte: in welchem Auftrage er ihm dies befehle, ob mit dem Rechte des Stärkeren, worauf man ihm mit „Ja" antwortete. Darauf erwiederte der Maire: „Gut, Ihr Wille soll geschehen." Er schickte nun einen seiner Freunde, um die verlangte Summe, nämlich 375 Francs, holen zu lassen, wofür er ihm zum Andenken oder als Rarität den Hunderttalerschein übergab. Während also vor dem Hotel de Ville verhandelt ward, trafen die Preußen einerseits Vorkehrungen, um alle Briefe und Zeitungen abzufassen, andererseits, um sich nicht überrumpeln zu lassen. Zu diesem Zwecke bemächtigten sie sich der Post und des Präfekturbureaus, wo sie ohne Zweifel offizielle Depeschen vorzufinden hofften. Zugleich stellten

sie zwei Posten an jedes Thor der Stadt, mit dem Befehle, Niemanden hinauszulassen. Chalons, eine Stadt von 20,000 Einwohnern, war also von diesem Augenblicke an besetzt. Außer den am Thore aufgestellten Schildwachen waren noch außerhalb der Stadt Vedetten nach allen Richtungen vorgeschoben und hinter Gebüsch versteckt. Man sah sie 3 Kilometer vor der Stadt auf allen Wegen. Auf dem Kleefelde, wohin ein Theil des Detachements seine Pferde gebracht hatte, waren gleiche Sicherheitsmaßregeln getroffen. Dadurch wird bestätigt, was wir freilich schon wußten, mit welcher äußersten Vorsicht die Preußen in Feindesland operiren. Es hielte schwer, sie zu überraschen, selbst wenn man in ihrer unmittelbaren Nähe ist. Außerdem führen die Offiziere ausgezeichnete Karten bei sich, welche sie jeden Augenblick sorgfältig studiren und zu Rathe ziehen, so daß ihnen jeder Weg, jeder Fußsteig bekannt zu sein scheint. Andererseits suchen die Offiziere, wenn sie in eine Stadt kommen, sich jede mögliche Auskunft zu verschaffen. Sie sahen alle Register nach und nahmen mehrere Karten mit. Weiterhin stellten sie Nachsuchungen bei den Buchhändlern an. Mehrere Nummern des „Progrès", Karten vom Kriegsschauplatz und vom Marnedepartement nahmen die Herren mit und hinterließen uns dafür einen Bon von 15 Francs. Gegen Mittag schienen einige Kanonenschüsse, welche in ziemlich langen Zwischenräumen in der Richtung von Sainte-Menehould her fielen, ihre Verwunderung zu erregen; sie beriethen sich mit einander und verdoppelten ihre Wachsamkeit; obgleich die Kanonen fortgesetzt donnerten, verließen sie Chalons erst um 6 Uhr Abends."

Die Einbringung jenes Boten mit wichtigen Depeschen des in Metz eingeschlossenen Bazaine, für den Grafen Palikao in Paris bestimmt, ist gleichfalls der unermüdlichen Thätigkeit unserer Reiter zu verdanken. Ueber die Ergreifung jenes Abgesandten wird Folgendes erzählt: Am 24. August Nachts ging dem General v. Steinmetz die Nachricht zu, daß gegen Morgen jener Bote aus Metz abgehen solle, und zwar als Franziskaner verkleidet, mit dem Abzeichen der Genfer Konvention versehen, angeblich um Verwundeten, die in der Umgegend liegen, beizustehen. Infolge dessen erging der Befehl an alle Wachen, jede verdächtige, in welcher Kleidung immer vorbeipassirende Person anzuhalten. Außerdem wurde Rittmeister Poisl vom 11. Ulanenregiment beordert, mit einer halben Escadron umher zu streifen. Richtig stießen, wie angemeldet, vier Mann von den 14er Ulanen bei Bois de Saulcy auf einen Bruder Franziskaner, der die Häuser besuchte, in denen Verwundete lagen. Der angebliche Friedensbürger wurde angehalten und vor den Rittmeister gebracht, welcher dem Franziskaner ein Glas Wein zur Stärkung anbot. Der Franziskaner benutzte die scheinbar gute Stimmung des Offiziers, um sich darüber zu beklagen, daß er von den Ulanen in seinem frommen Berufe gestört worden. Poisl bedauerte, daß seine Leute seine fromme Beschäftigung nicht zu würdigen wüßten. Man ging nun zu einem anderen Unterhaltungsthema über, sprach davon, daß wol der Friedensschluß bald bevorstehe, und der Rittmeister bemerkte ganz beiläufig, ob der Franziskaner nichts davon gehört habe, daß vor einigen Tagen ein Franziskaner von den Franzosen wegen Spionirens gehängt worden sei. Der Bruder zitterte und bat, ihn zu ent-

lassen, weil die Pflicht ihn rufe. „Ja wohl," meinte Poisl, „aber zuvor haben Sie die Güte, die Briefe des Marschalls Bazaine, die Sie nach Paris überbringen sollen, auszuliefern." Nach einer Drohung des Rittmeisters, daß er sofort erschossen werde, wenn er dem Befehl nicht Folge leiste, deutete er bleich und zitternd auf seine Sandalen, die zerschnitten wurden. Zwischen den Doppelsohlen befanden sich drei Briefe an Trochu, Palikao und ein Operationsentwurf für Mac Mahon. Aus den Korrespondenzen erfuhr man, daß wenn Bazaine nicht innerhalb 10 Tagen entsetzt würde, er einen Verzweiflungsschritt thun müsse. Die Truppen litten an Allem, heißt es weiter, und Proviant fehlt für die nächste Zeit. In dem Briefe an Palikao kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „Verhindern Sie, daß Sr. Majestät Befehle, Proklamationen für Soldaten oder Volk bestimmt, in die Oeffentlichkeit dringen. Ich habe an die Truppen einen Appell gerichtet, im Namen des Vaterlandes auszuharren." Aus dem Plane, den Bazaine hinsichtlich seiner Entsetzung entwirft, ersieht man, daß er sehr wenig Kunde von dem Stande der Dinge haben mußte, denn er räth, bei Chalons sich um jeden Preis zu halten, um neuere Truppen von Paris zu erwarten und dann über Clermont, Dun, Briey auf Metz zu rücken. Der Spion wurde nach Spandau abgeführt.

7. Reiterei im Gefecht.

Sehen wir uns nun auch die deutsche Reiterei im Gefecht, in der Schlacht an. Daß die Kavallerie in Böhmen 1866 von beiden Seiten nicht so gebraucht worden ist, daß ihre großartige Gefechtskraft in entscheidenden Momenten glänzende Erfolge gewinnen konnte, ist gewiß. Die Oesterreicher haben bei ihrer zahlreichen, vielgerühmten leichten Reiterei nicht einmal ausreichende Nachrichten vom Feinde gehabt; die Preußen hätten nach dem Sieg bei Königgrätz, durch ihre Reiterei, wenn sie diese sofort zur Verfolgung nachgehen ließen, das aufgelöste feindliche Heer fast ganz vernichten können. Diese Thatsachen haben denn bei Vielen, welche jetzt im Kriege alles Heil von den Fernwaffen, den gezogenen Feuerwaffen, erwarten, und den Nahkampf mit blanker Waffe kaum noch für möglich halten, zu der Meinung verführt, daß die Kavallerie für die Schlacht ganz entbehrlich sei. Graf Bismack-Bohlen, der jetzige Generalgouverneur im Elsaß, hat diese irrige Ansicht trefflich widerlegt und gesagt, daß, so lange es noch Pulverdampf giebt und die großen Schlachten nicht wieder in der reinen Ebene, sondern in mannichfach bedecktem und wellenförmigem Terrain geliefert werden, sich selbst in sogenannten „rangirten Bataillen" für Kavallerie immer Gelegenheit finden werde, überraschend zum Angriff hervorzubrechen und dadurch selbst Infanterie, die noch nicht gelitten hat, zu zersprengen. Der jetzige Gouverneur von Strasburg, General v. Otlach, der stets in der Infanterie gedient hat, ließ in einem Vortrage, den er nach dem Kriege von 1866 in Berlin hielt, die Kavallerie ihren Anfechtern zurufen: „Laßt uns nur los! Wir werden euch beweisen, daß unsere Zeit keineswegs vorüber ist, daß wir noch immer leisten können, was wir zu Friedrich's des Großen Tagen geleistet haben."

Das hat die Reiterei auch in den jetzigen Schlachten glänzend zur Wahrheit gemacht. Schon ihr großartiger Gebrauch nach den ersten Siegen, um durch ihre weit vorgetriebenen Scharen den Franzosen alles Erkennen der Operationen, welche die deutschen Heere unternahmen, unmöglich zu machen, und ferner nach den Schlachten bei Metz und Sedan, als sie die französischen Departements überschwemmten, Schrecken verbreiteten und das beabsichtigte Massenaufgebot des Volkes verhinderten, wird die Gegner der Reiterei belehrt haben, daß ihr Geschrei nach Verminderung der Reiterei sehr thöricht gewesen sei. Aber auch in den Schlachten selbst, unter den für Kavallerie ungünstigsten Umständen, bei schwierigem Terrain, im vorherrschendsten Feuer und gegen intakte Infanterie, hat sie ihren alten Ruhm erneuert und jenes, von Denen, welche das Wesen der Reiterei nicht kennen oder es nur vom einseitigen Standpunkte beurtheilen, erhobene Geschrei wird nun wol verstummen.

Der französischen Reiterei folgen wir nicht. Sie war von je der deutschen nicht gewachsen, weil sie ihr in den Grundelementen: dem guten Reiten und der sorgsamen Pferdewartung, bedeutend nachsteht. Ohne letztere kommen die Pferde im Kriege bald herunter, und auf elenden, kraftlosen Gäulen kann auch eine vom besten Geiste beseelte Reiterei nichts leisten. Daß die französische Kavallerie ein hohes moralisches Element besitzt, hat sie überall bewiesen; bei Wörth schickte Mac Mahon in der unbegreiflichen Hoffnung, seine Niederlage noch abzuwenden, zwei Regimenter in den sichern Tod und sie ritten unerschrocken an. Bei Sedan hat die Tapferkeit, mit welcher die feindliche Reiterei dreimal unsere siegreiche Infanterie, wenn auch vergebens, angriff, die Anerkennung König Wilhelms gefunden. Vorher schon bei Mars-la-Tour hatte sie ein großartiges Gefecht mit der preußischen Kavallerie bestanden, in welchem sie zwar das Feld räumen mußte, doch aber die schon verbreitete Meinung widerlegt hatte, daß sie wol auf Infanterie, gegen welche sie doch weit weniger Aussicht auf Erfolg habe, aber ungern auf deutsche Kavallerie anbeiße. Sie hatte diese Meinung freilich selbst verschuldet, indem sie wirklich mehrfach, auch wo sie die Uebermacht besaß, einem Zusammenstoß mit deutschen Reitern ausgewichen war.

Lassen wir das dahingestellt, folgen wir der deutschen und hier speziell der preußischen Reiterei in die Schlacht von Mars-la-Tour oder Vionville, welcher ihr Glanz- und Ehrentag mit schwer erkauften blutigen Lorbern geworden ist. Der Armee des Prinzen Friedrich Karl waren außer der Kavallerie, welche den Infanteriedivisionen zugetheilt war, jeder ein Regiment, zwei selbständige Kavalleriedivisionen zugewiesen, von welchen die des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin zuerst ins Gefecht kam, namentlich die rothen Ziethenschen Husaren, die auch, als schon die Dunkelheit eingebrochen war, auf den weichenden Feind noch einhieben, und so das letzte Wort auf dem eroberten Schlachtfelde behielten.

Bei dem Vordringen des Feindes gegen Vionville, wo brandenburgische Infanterie sich nur mit Aufbietung aller Kraft behauptete, erhielt bekanntlich ein Theil der Kavallerie Befehl, sie zu unterstützen und die Franzosen aufzuhalten.

Verfolgung von Turkos durch Husaren.

Das X. Armeecorps, die Hannoveraner, waren noch nicht heran. Die Zietenschen Husaren, an ihrer Spitze wieder ein Zieten, der sie jetzt befehligte, ritten an, sie wurden von einem mörderischen Feuer empfangen; der Oberst war einer der ersten, welche fielen, immer mehr Sättel leerten sich, aber unaufhaltsam ging der Lauf vorwärts. Die feindliche Infanterie, ganz frische Truppen, welche zum Angriff in die Schlacht rückte, mußte Halt machen, Carrés formiren, schon erwarteten sie den letzten Choc, als die Trompeten die Reiter abriefen. Der Zweck war erreicht, die Franzosen hatten ihren Vorstoß aufgegeben, die erwartete preußische Infanterie von andern Corps war unterdessen herangekommen und die Kavallerie hatte ihre Aufgabe hier vor der Hand erfüllt.

Sie wurde später wieder auf das Plateau gezogen, wo das lange blutige Ringen der Infanterie und Artillerie noch immer zu keiner Entscheidung geführt hatte. Das Erscheinen feindlicher Reitermassen machte es nothwendig, ihr mit gleicher Waffe zu begegnen, doch gingen jene, als sich die preußischen Regimenter zeigten, in Eile wieder zurück. Eben formirten sich diese zur Attacke, da kam ihnen von französischer Seite her ein schwarzes Husarenregiment entgegen, das unsere Ulanen, auf welche sie gerade stießen, für Franzosen hielten. Es war von ihnen nicht zu verlangen, daß sie alle Dolmans der französischen Husaren kennen und wissen sollten, daß sie keine schwarzen, sondern nur blaue, graue und braune haben. Der Ruf: „Hurrah, Preußen!" belehrte sie aber, daß sie keine feindlichen Reiter vor sich hatten; es waren die braunschweig'schen Husaren; sie ließen dieselben mit lauter Begrüßung durch ihre Intervallen und gingen nun weiter vor, trotz des furchtbarsten Feuers. Auf einmal sahen sie wieder Husaren vor sich, diesmal wirklich feindliche, kaum 150 Schritt entfernt. Ohne sich zu besinnen, schwenkte die erste Schwadron unserer 15. Ulanen (Schleswig-Holsteiner) links, die dritte rechts, den Franzosen in beide Flanken — es entstand bei ihnen ein lautes Geschrei: au Secours du maréchal Bazaine! man war plötzlich auf die Escorte des französischen Marschalls und seines Stabes gestoßen. Sie riß natürlich mit ihrem Feldherrn aus, aber die Lanzen der Preußen erreichten doch noch viele und stachen sie von den Pferden. Bazaine erwähnt in seinem Schlachtbericht ausdrücklich dieses Zwischenfalles persönlicher Gefahr. Er mag als ein Beweis der oben angeführten Behauptung gelten, daß Kavallerie in großen Schlachten noch heute überraschende Angriffe ausführen kann.

Die preußischen Regimenter gingen nun wieder, um aus dem Höllenfeuer der Geschütze, Mitrailleusen und Chassepots zu kommen, hinter den deckenden Höhenkamm zurück, wo sie nun etwa eine Stunde verblieben.

Unterdessen hatten auch andere Regimenter Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen. General v. Bredow, der eine Brigade der fünften Kavalleriedivision führte, erhielt Befehl, gegen das Centrum des Feindes vorzugehen, um Zeit für die heranrückende Infanterie zu gewinnen. Er führt seine beiden Regimenter, das 7. Kürassier- und 16. Ulanenregiment, in starker Gangart vor, sie leiden große Verluste durch das Granat- und Shrapnellfeuer, und von schräg links durch die Chassepots der Infanterie. Gegen diese wenden

sich die Ulanen und durchbrechen das erste Treffen, die Kürassiere werfen sich auf die 8 Geschütze, welche gegen sie im Feuer stehen, hauen die Bedienungsmannschaft nieder und nehmen die Batterie. General von Bredow will nach diesen glücklichen Erfolgen Appell blasen lassen, aber seine beiden Signaltrompeter sind erschossen, die Jagd geht weiter, auf das zweite Treffen der feindlichen Infanterie, welcher Spahis, die algierischen Reiter, zu Hülfe kommen. Als endlich die siegreichen Regimenter sich wieder in ihrer ersten Aufstellung sammeln wollen, müssen sie das erste Treffen der Franzosen, das sich hinter ihnen wieder formirt hat und ihnen den Weg abschneiden will, nochmals durchbrechen. Sie verloren in diesem glänzenden Angriffe allerdings viel Leute und Pferde, das 7. Kürassierregiment war mit 11 Zügen (5 waren detachirt) angeritten und konnte nachher kaum 4 rangiren, es fanden sich aber nach und nach viele im Getümmel versprengte Kürassiere wieder ein. Französische Blätter meldeten irrthümlich, das Regiment des Grafen Bismarck sei vernichtet, der Reichskanzler trägt allerdings den weißen Koller mit gelben Abzeichen, aber es ist die Uniform des 1. schweren Reserve-Reiterregiments, dessen Chef er ist. Dasselbe stand damals bei der Küstenarmee und rückte erst im September nach Frankreich.

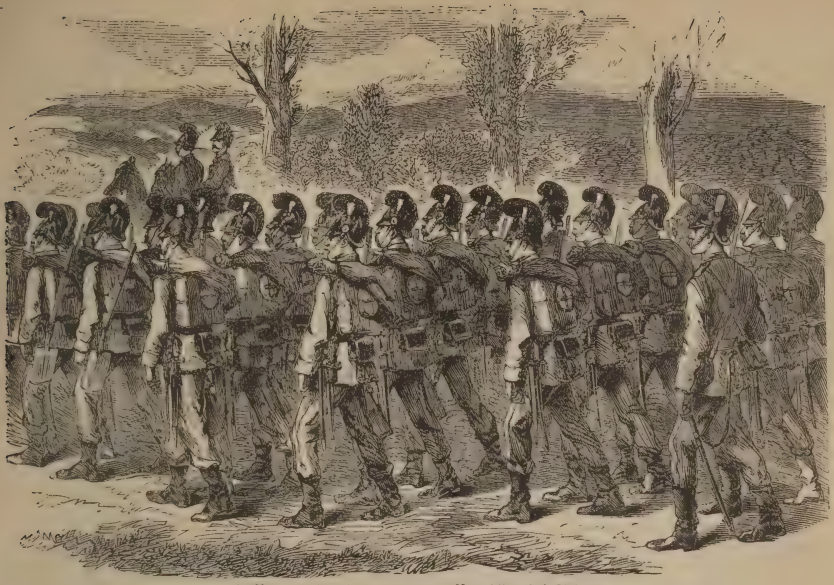
Etwas später, als die Brigade Bredow machte auch die Gardedragonerbrigade unter Führung des Grafen Brandenburg, welche der fünften Kavalleriedivision für diesen Tag überwiesen war, einen glänzenden Angriff. Es kam darauf an, feindliche vordringende Infanteriemassen zum Stehen zu bringen, darum sollten diese in der rechten Flanke attackirt werden. Dabei waren mehrere Hecken in der Formation zu Dreien zu überspringen, die letzte schon im feindlichen Feuer, dann marschirte das erste Gardedragoner-Regiment auf und ging zur Attacke, der Oberst von Auerswald weit voraus. Der Angriff war von Erfolg gekrönt, aber der Verlust ungeheuer: von den 18 Officieren der 3 Schwadronen (eine unter dem Prinzen von Hohenzollern war abkommandirt) waren 14, darunter der Commandeur und sämmtliche Rittmeister, todt oder verwundet und von den drei Schwadronen konnte am folgenden Tage nur eine formirt werden. Der Sohn des Grafen Bismarck, Portepeefähnrich, war verwundet in Gefangenschaft gerathen, fand aber nachher Gelegenheit, glücklich zu entkommen. Auch das zweite Gardedragoner-Regiment verlor seinen Commandeur, Grafen Finckenstein, bei einer seiner wiederholten Attacken auf feindliche Infanterie.

Gegen Abend, als der letzte Sonnenschein auf den Höhen lag, im Thale aber schon Schatten, wurde auch die Brigade Barby der fünften Kavalleriedivision, bestehend aus dem 4. Kürassier-, 19. Dragoner- (Oldenburger) und 13. Ulanenregiment (Hannoveraner) zum Vorgehen befehligt. Drei andere Regimenter schlossen sich ihr noch an. Sie sollte den rechten feindlichen Flügel umgehen, mit welchem der Feind noch einen energischen Vorstoß unternahm, der den bereits glücklichen Erfolg des Tages wieder zweifelhaft machen konnte. Darum sollte die Reiterei sich ihm in die Flanke werfen und Alles niederreiten, was sich ihr in den Weg stellte.

Hierbei hat sich ganz besonders das 13. Ulanenregiment ausgezeichnet. Als von der Höhe bedeutende französische Reitermassen im Thale erblickt wurden, riefen die Leute, welche sich längst schon nach einem Zusammentreffen gesehnt, dem die feindliche Kavallerie immer ausgewichen war: „Da sind sie! da sind sie!“ und waren kaum mehr zu halten, daß sie nicht schon auf unsinnige Entfernung anritten. Fünf Regimenter, meist französischer Gardekavallerie waren es, welche den Preußen hier begegneten, die Ulanen stießen auf die „Dragoner der Kaiserin“ und Chasseurs (d'Afrique), welche nach alter französischer Manier, die immer bestraft worden ist, die Attacke stehenden Fußes annahmen, letztere mit einer wirkungslosen Salve und erst auf 50 Schritt ansprengten. Sie wurden übergeritten und im Handgemenge räumte die Lanze gewaltig unter ihnen auf. Ebenso hatten sich die oldenburgischen Dragoner auf die prachtvollen Gardelanciers, die Kürassiere auf die französischen Harnischreiter geworfen. Nach einem längeren Kampfe wurden die Franzosen überall zurückgetrieben und noch weit bis zur völligen Dunkelheit verfolgt. Der Commandeur des 13. Ulanenregiments aber, Oberstlieutenant von Schack, dessen Pferd verwundet wie ein Hirsch hoch aufgesprungen war, aber seinen Reiter noch brav zum Angriff getragen hatte, zu welchem er noch laut das begeisternde Hurrah gerufen, kam den Seinigen im Getümmel aus den Augen und ob er gestürzt, zertreten, gefangen, wer weiß es! Wir fügen diesen näheren Ausführungen und Ergänzungen zur Schilderung der Schlacht bei Vionville (S. 42) noch folgende dort nicht erwähnte Scene hinzu, die sich nach schon abgebrochenem Kampfe noch ereignete.

Als das Feuer auf dem Schlachtfelde schwieg und die Nacht einbrach, ließ Prinz Friedrich Karl nochmals das Zietensche, gefolgt von dem 16. Husaren-Regiment vorgehen, den Feind zu verfolgen. Hören wir darüber noch einen Mitkämpfer. „Kaum hatten wir die Schützenlinien unserer Infanterie passirt, als dicht vor uns dunkle Infanteriemassen auftauchten. Nicht wissend, ob es Freund oder Feind war, hielten wir unwillkürlich die Pferde an, doch bald blitzten und knatterten uns die Salven entgegen. Jetzt galt kein Besinnen, das Signal: Marsch! Marsch! ertönt und in wenigen Augenblicken sind wir im feindlichen Carré. Ein furchtbares Gemetzel beginnt jetzt, ein schrecklicher Kampf, Mann gegen Mann; was unsere Säbel verschonten, warfen die Pferde zu Boden. Doch ein zweites Carré steht hinter dem ersten, das seine Salven rücksichtslos in das dichte Chaos richtet. Auch dieses wird niedergeritten, doch immer neue feindliche Infanteriemassen stellen sich uns entgegen, es ist ein ungleicher Kampf, aber kein Signal zum Rückzug erfolgt und auch das dritte Carré wird durchbrochen, unser Major auf seinem hellleuchtenden Schimmel immer der erste. Jetzt erst geht das Regiment zurück.“

Gebe man nach diesen Thatsachen der Reiterei die Ehre, die ihr gebührt! Auch an kompetentester Stelle ist ihr, wie berichtet wird, die Anerkennung geworden, daß die siegreiche Entscheidung in der Schlacht bei Vionville und Mars-la-Tour durch die Kavallerie gebracht worden sei.



Die Bayern im Vormarsch auf Bazeilles bei Sedan.

V.

Die Tage von Sedan.

(1—2. September 1870.)

Das dreitägige Schlachten vor Metz war vorüber, die feindliche Hauptarmee unter Marschall Bazaine eingeschlossen und vorläufig zur Ruhe verwiesen. In einem zu Pont-à-Mousson abgehaltenen Kriegsrath ward über die weitere Führung des Krieges entschieden. Zunächst beschloß man die Bildung einer vierten Armee unter dem Oberbefehle des bereits mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Kronprinzen von Sachsen; dieser Armee wurden das IV. preußische und XII. (sächsische) Armeecorps, sowie das preußische Gardecorps zuertheilt. Derselben war die Aufgabe gestellt, neben der dritten unter dem Kronprinz von Preußen stehenden Armee in der Richtung auf Paris zu operiren. Beide Armeen nahmen am 19. August ihren Marsch nach Westen auf; die Armee des Kronprinzen von Preußen überschritt die Maas, und nirgends zeigte sich ein Hinderniß. Die Vorposten der dritten Armee standen schon an der Aube und Marne, das bergige, waldige Terrain schwand und sanft dachte sich der Boden nach Westen zu ab, jener Richtung zu, in welcher die stolze Hauptstadt Frankreichs das Ziel des Feldzuges liegt.

Inzwischen hatte der französische Marschall Mac Mahon in Chalons die Trümmer seiner geschlagenen Truppen gesammelt und aus denselben sowie aus frischen Streitkräften eine neue Armee von weit über hunderttausend Mann gebildet. Vergeblich hatte er dort auf die Vereinigung mit Marschall Bazaine geharrt, welcher in Metz eingeschlossen stand. Nachdem Mac Mahon

aber von dem Stande der Dinge bei Metz Nachricht erhalten, faßte er, anstatt nach Paris zu gehen und sich mit den dortigen Streitkräften zur Vertheidigung der Hauptstadt zu verbinden, den Entschluß, durch einen kühnen Flankenmarsch, auf einem Umwege an der belgischen Grenze entlang, unversehens in die Nähe von Metz zu gelangen, um, mit Bazaine vereint, unsere Heere von zwei Seiten her anzugreifen. Die Wiedervereinigung der beiden getrennten französischen Armeen war das Endziel der Marschveränderung Mac Mahons.

Diesem Allem zu begegnen, erfolgte das Vorrücken unserer Armeen auf drei Linien. Während der Kronprinz von Preußen von Nanzig aus in einer südlichen Richtung über Commercy, Bar le Duc, Saint Dizier und Vitry in das Gebiet zwischen der Marne und der Aube vorrückte, ging die neugebildete vierte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen auf einer etwas nördlicheren Linie von Pont-à-Mousson über die mittlere Maas in der Richtung auf Chalons und Rheims. Noch weiter nördlich aber führte General v. Steinmetz seine vor Metz durch nachgerückte Reserven und Landwehren ersetzten Truppen über Verdun nach Rheims, mit seinem Flügel zugleich den Bereich bis an die belgische Grenze berührend, um einem etwaigen Vorstoß Mac Mahon's zu begegnen. Unter diesen Verhältnissen schlossen sich die auf Paris vorrückenden Heere nach Norden zu dichter zusammen und drängten so die feindliche Armee nordwärts in der Richtung auf die Festungen Mezières und Sedan, also bis hart an die belgische Grenze. Infolge dessen konnte es dem feindlichen Heerführer Mac Mahon, in dessen Hauptquartier sich auch der über Verdun und Chalons zurückgegangene Kaiser Napoleon selbst befand, keinenfalls gelingen, unbemerkt in die Nähe von Metz behufs Vereinigung mit Marschall Bazaine zu gelangen.

Das erste Zusammentreffen unserer vorrückenden Armeen mit Truppen Mac Mahons geschah am 27. August bei Buzancy, wo sächsische Reiter auf französische Chasseurs trafen und letztere zersprengten. Es war nun anzunehmen, daß auch die Hauptmasse des feindlichen Heeres in der Nähe, etwa bei Beaumont oder bei Nouart, vor unseren Truppen sich befände. An letzterem Orte kam es auch am 29. August, an demselben Tage wo Marschall Mac Mahon in der Festung Sedan an der belgischen Grenze sein Hauptquartier nahm, zu einem weiteren Zusammenstoß. Am darauf folgenden Tage aber, den 30. August, standen preußische, sächsische und bayerische Heertheile unter dem Kronprinzen von Sachsen der französischen Armee unter Mac Mahon gegenüber. Es kam bei Beaumont zu einer Schlacht und auch diesmal erlag der gepriesenste Heerführer der Franzosen den vereinigten Anstrengungen der Deutschen. Dieser Sieg ward am nächsten Tage durch weiteres Vorrücken der deutschen Truppen auf Carignan verfolgt. Der Marschall ward geschlagen und von Beaumont bis über die Maas bei Mouzon zurückgedrängt. Ohne Zaudern ward letzterer Sieg am Tage darauf, 31. August, vor Sedan weiter verfolgt; bereits gegen Abend war der Feind durch die Tapferkeit der Deutschen, in deren Reihen preußische Garden, Sachsen, Hessen, Bayern mit einander wetteiferten, aller Orten geschlagen und in die Stadt zurückgeworfen.

Inzwischen fanden aber auch bei Metz wieder heftige Kämpfe statt. Marschall Bazaine, von dem Plane Mac Mahon's unterrichtet, unternahm in der Richtung auf die Ortschaft Noisseville einen wohlvorbereiteten energischen Ausfall aus Metz, dessen Kraft nur an der unerschütterlichen Zähigkeit und Tapferkeit des I. Corps scheiterte. An 36 Stunden dauerte dieses Ringen, in welchem die starken stämmigen Ostpreußen ihren Gegnern mit Kolben und Bajonnet den Rückzug zu ihrem Gefängniß in der Festung wiesen.

Um Sedan, wo die nächste Entscheidung fiel, hatten zu gleicher Zeit die verschiedenen Truppentheile der ersten wie zweiten Armee am Abend des 31. August und am 1. September Stellung genommen und den Platz förmlich eingeschlossen. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle, die Garde war gegen Givonne im Anmarsch, das V. und XI. Corps gegen St. Menges und Fleigneux. Hier bildet die Maas einen scharfen Bogen und so war von St. Menges bis Donchery kein Corps aufgestellt, in diesem Orte aber deckten Württemberger zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières. In der Front gegen Sedan stand der Rest der Bayern. Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte. Um 8 Uhr Morgens begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und während dessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde.

Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Vertheidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und es zog sich allmählig der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählig an, nachzulassen, eiligst liefen aufgelöste Bataillone aus Wäldern und Dörfern zurück. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres V. Corps anzugreifen, welche letztere jedoch vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste und Alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb Nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardiren zu lassen. Dieses Bombardement währte jedoch nicht lange; der menschenfreundliche Sinn des königlichen Kriegsherrn ging in volles Mitleid auf beim Anblick der vielen brennenden Dörfer und Gebäude; er ließ durch einen Parlamentär die Kapitulation antragen. Inzwischen hatte man von feindlicher Seite, wo die Noth auf's Höchste gestiegen war, bereits den entsprechenden Entschluß, zu kapituliren, gefaßt. Es war 7 Uhr, als General-

adjutant v. Reille und Oberstlieutenant v. Bronsard zum Könige kamen, welcher durch jene erst erfuhr, daß der Kaiser selbst im feindlichen Lager zugegen sei. Der König spricht sich darüber in einem Briefe an seine Gemahlin folgendermaßen aus: „Du kannst dir den Eindruck denken, den diese Nachricht auf mich vor Allem und auf Alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt so an: „Da es mir nicht vergönnt war, an der Spitze meiner Truppen zu sterben, so lege ich meinen Degen in die Hände Ew. Majestät nieder", alles Weitere mir anheimstellend. — Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurück zu bleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen; ritt dann zu meinem Wagen und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte."

Nicht weniger als 50 Generale, über 2000 Offiziere, 85,000 Mann, 400 Feldgeschütze (darunter 70 Mitrailleusen), 10,000 Pferde fielen durch die Kapitulation von Sedan in unsere Hände. Frankreich hatte keine Feldarmee und keinen Kaiser mehr. In Paris brach das Kaiserreich selbst, welches mit List und Gewalt, durch Lug und Trug rein auf den äußeren Erfolg, nicht auf eine sittliche Macht gebaut war, zusammen als sich das Glück von ihm wandte; die Volksführer in der Hauptstadt erklärten das Land für eine Republik.

Am 2. September stellte sich der kriegsgefangene Kaiser seinem königlichen Sieger, und es fand eine kurze Unterredung in einem nahegelegenen Schlößchen statt; der König schlug als Aufenthalt Schloß Wilhelmshöhe vor, wohin der Kaiser sich alsbald auf dem Wege durch Belgien nach Deutschland begab. Ueber das Zusammentreffen selbst schreibt der König Folgendes:

„Was ich Alles empfand, nachdem ich vor Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. Nach dieser Begegnung beritt ich von $^1/_2$3 bis $^1/_2$8 Uhr die ganze Armee vor Sedan. Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimirten Gardecorps, das Alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung."

So edel, so hochherzig dachte unser großer König über den schlimmen Gegner, welcher ihn erst wenige Wochen vorher tief gekränkt hatte. Während wir den hellen Freudenjubel, den die große Siegesbotschaft allerorten in Deutschland hervorrief, ertönen lassen, benutzen wir diesen Anlaß, um unsere Leser mit dem Leben des gefeierten Kriegsherrn im Felde näher bekannt zu machen.

König Wilhelm in der Entscheidungsstunde bei Gravelotte.

VI.

König Wilhelm im Felde.

Die Heldengestalt König Wilhelms tritt bei allen Hauptereignissen des deutschen Nationalkampfes von 1870 majestätisch hervor. Neue Lorbeern sollten ihm das ehrwürdige Haupt schmücken, an die er wol nicht mehr gedacht hatte. Es wird erzählt, daß er nach dem Frieden von 1866 gräußert habe: „So lange ich lebe, wird kein Krieg mehr sein!“ Und er hatte auch gehofft, seinen schönen Lebensabend in Ruhe zu verleben, mit allen seinen Nachbarn in Frieden zu bleiben, nachdem der Hader um Luxemburg beschwichtigt war und Bismarck's Klugheit die geheimen Verlockungen Frankreichs, ohne einen Bruch herbeizuführen zum Schweigen gebracht hatte. Im Rathe des allmächtigen Gottes war es jedoch anders beschlossen gewesen. Der Erbfeind der deutschen Nation hatte dem greisen Monarchen, der sich nicht vor ihm erniedrigen wollte, die Kriegserklärung vor die Füße geschleudert und König Wilhelm mußte das Schwert noch einmal ziehen, um den Krieg, den er so wenig als das deutsche Volk gewollt, im Verein mit den bundestreuer Fürsten zum glorreichen Ausgang zu führen. Das Werk, das er mit einem sichern Fundament begonnen, dessen Vollendung er aber der Zeit und Ueberzeugung

überlassen zu müssen geglaubt, das Werk deutscher Einigung zu einer starken Centralmacht Europa's, wurde schon im Anfange des Krieges, als Alldeutschland gegen seinen Erbfeind in Waffen stand, gesichert; der Sieg ließ die alten deutschen Grenzlande, welche der räuberische Nachbar einst gewaltsam oder durch schändliche Ueberlassung an sich gebracht, mit dem Reiche wieder verbunden werden, und so Gott will! wird in der stolzen Hauptstadt der Franzosen ein dauerhafter Frieden, welcher eine Zeit neuen Völkerglücks heraufführt, das hohe Werk krönen. Dann wird König Wilhelm die große Aufgabe, zu der ihn der Herr noch im Alter berufen, erfüllt haben und die Jahre, die ihm noch beschieden sind, in gesegneter Ruhe genießen.

Im Felde sehen wir ihn auch diesmal seinem Charakter treu, den seine verklärte Mutter, die Königin Luise, schon in dem Knaben von elf Jahren erkannt hatte. Im Jahre 1808 schrieb sie ihrem Vater, dem Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz: „Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig." Er hat aber noch höhere Eigenschaften entwickelt, wie sein Vater. Wir wollen hier kein Charakterbild des Fürsten entwerfen, das von anderer Hand schon mehrfach und mit Vorliebe gezeichnet ist — wir wollen ihn nur in das Feld begleiten und zuschauen, wie er im täglichen Leben, im Lager und in der Schlacht, in den Beziehungen zu den getreuen Rathgebern, die ihm zur Seite gestanden, zu den Feldherrn, die seine Befehle ausgeführt, zu den Soldaten, die mit Freuden ihr Herzblut für ihn vergossen, sich gezeigt hat, immer derselbe ernste, entschlossene thatkräftige Charakter und zugleich der edelste, menschenfreundlichste, großmüthigste Mann, der sich selbst bei dem feindlichen Volke, sobald er mit diesem in persönliche Berührung kam, trotz des fanatischen Hasses, der gegen ihn aufgestachelt war, die Herzen gewonnen hat. Mochte immer in einem französischen Blatte eine Subskription zu einem kostbaren Ehrengewehr für denjenigen eröffnet werden, welcher König Wilhelm erschösse, in einem andern eine Million Francs demjenigen geboten werden, der ihn todt oder lebendig in Napoleons Hände lieferte — der Meuchelmörder hat sich nicht gefunden und wird sich hoffentlich niemals finden.

Die Einfachheit, welche die Königin Luise in ihrem jungen Sohne gefunden, ist ihm als Jüngling und Mann, als Thronfolger und König bis in sein Greisenalter verblieben. Die Krone, welche er trägt, der mächtige Staat, den er beherrscht, verlangt einen würdigen Glanz des Hofes, eine Königspracht, die der Monarch auch bei allen Gelegenheiten, wo sie geboten ist, entfaltet. Seine eigene imposante Persönlichkeit, seine hohe, kräftige Gestalt, die noch im vier und siebzigsten Jahre Rüstigkeit und Elastizität des Mannesalters bewahrt hat, und die würdige Haltung, die ihm das Bewußtsein seiner Machtstellung giebt und die doch so weit entfernt ist von aller Prätention, gereichen den Könige dabei zum großen Vortheil. Aber von diesem Prunke bemerkt man nichts, sobald man den Fürsten in seinem Familien- und Privatleben betrachtet. Er hat so wenig Bedürfnisse, er braucht für seine Person so wenig Bedienung. Vieles, das mancher verwöhnte Leutnant

nicht thun würde, macht der König selbst, ohne irgend einen Beistand zu fordern. In seinem Alter wäre es doch gerechtfertigt, sich manche Bequemlichkeit zu gestatten; König Wilhelm ist fern davon. Einer seiner getreusten Diener, der Geheime Hofrath Schneider, Vorleser des Königs, der auch diesmal in seiner Umgebung mit ins Feld gegangen ist, hat ein interessantes Büchlein über seinen Herrn 1866 geschrieben; wir haben hoffentlich von ihm auch ein solches aus dem jetzigen Kriege zu erwarten, der noch reichern Stoff zu solchen Schilderungen bietet.

„Für seine persönliche Bedienung," sagt der Verfasser, „nimmt der König so wenige Personen als nur irgend möglich mit und kann es, weil er selbst für seine Person so wenige Bedürfnisse hat. Von früh Morgens bis spät Abends angezogen, kennt er kein andere Bequemlichkeit in der Kleidung, als höchstens ein Aufknöpfen des Militärüberrockes in seinem Arbeitszimmer. Es ist Alles so genau geregelt, und der König macht die meisten Dinge so ausschließlich selbst, daß gar keine Hülfe nöthig wird. Es wurden daher nur ein Kammerdiener, ein Garderobier und zwei Kammerjäger mitgenommen. Da der König so wenig für sich selbst braucht, man eigentlich schon in allen vorkommenden Fällen weiß, was wol befohlen werden kann, und die Befehle nie hart oder unfreundlich gegeben, Versehen auch nie mit einem heftigen Worte oder erzürnt gerügt werden, so ist der Dienst bei der Person des Königs ein leichter und war es auch während des Feldzuges, obgleich er oft unter den erschwerendsten Umständen geleistet werden mußte. Die sich immer gleich bleibende milde Ruhe des Königs läßt auch keine Unruhe um ihn her aufkommen und es geht eben Alles, wie man zu sagen pflegt, wie am Schnürchen. Viele Dinge, die leicht ein Anderer thun könnte, thut der König bei seiner Gewöhnung an strenge Ordnung selbst, so z. B. das Auspacken und Einpacken seiner sämmtlichen Papiere in die für Reisen bestimmten Portefeuilles, und dies geschah auch während des Feldzuges bei jedem Wechsel des Hauptquartiers, ja selbst am Schlachttage bei Königgrätz."

In dem jetzigen Kriege hat es der König nicht anders gehalten. Seine abgehärtete Soldatennatur legt auch auf andere Bequemlichkeiten der Einrichtung und des Betts keinen Werth und es mag kein größerer Kontrast gefunden werden, als zwischen der einfachen Feldequipage dieses mächtigen Monarchen und dem Luxus von Federbetten, Polstersesseln, Prachtmöbeln, Teppichen, Spiegeln u. s. w., welcher in den erbeuteten Zelten der französischen Generale, selbst mancher Stabsofficiere, das Erstaunen und Gelächter unserer Krieger erregt hat. Der König war stets geneigt, alle Mühsal mit seinen Soldaten zu theilen, selbst das Biwak auf blutgetränkter Wahlstatt, und bei Rezonville konnte er nur durch die dringenden Bitten und Vorstellungen seiner Generale vermocht werden, ein dürftiges Unterkommen zur Nacht in einem halbzerstörten Hause anzunehmen, wo ihm aus Bänken und Wagenkissen ein Lager bereitet wurde.

Welchen Strapazen der Heldengreis in seinem hohen Alter noch gewachsen ist, erregt das Staunen und die Bewunderung Aller, die ihn beobachten können.

Bayerische Chevauxlegers begrüßen den Oberfeldherrn.

Die weitesten Wagenfahrten greifen ihn nicht an: zum Einzuge von Versailles am 5. Oktober legte er 9 Meilen im Wagen zurück; um 6 Uhr angekommen, stieg er augenscheinlich nicht im geringsten ermüdet aus, ging rüstigen Schrittes an der Front der Ehrenwache entlang und zog sich erst, nachdem er sich längere Zeit mit den versammelten Officieren, bayerischen und preußischen Generalen unterhalten hatte, in die Präfektur zurück, die er jedoch schon um 7 Uhr wieder verließ um den Abend beim Kronprinzen, dessen Hauptquartier in einer kleinen reizenden Villa war, im Kreise von Offizieren der dritten Armee zuzubringen. Viele Stunden hinter einander ist der König oft im Sattel gewesen und hat zuweilen in dieser Zeit nicht das Geringste genossen; die Hauptschlachten, welche Bazaine's und Mac Mahons Schicksal besiegelten, hat er bis zum letzten Kanonenschusse geleitet.

Die Natur fordert ihr Recht, der König ist von solchen Anstrengungen natürlich auch erschöpft gewesen, weit mehr aber haben in den Schlachten die

grauenvollen Scenen des Todes und der Vernichtung, die er erblickte, sein Gemüth erschüttert. Sein weiches Herz, das sich bei jeder Gelegenheit kund giebt, hat geblutet bei der Größe der Opfer, welche dieser Krieg gefordert und noch immer mehr fordern wird. Bis Ende September, also in zwei Monaten, hat nur allein die preußische Armee einen Verlust von 2230 Offizieren und 50,200 Mann gehabt, Todte, Verwundete und Gefangene (diese nicht viele) freilich zusammengerechnet; von den Verwundeten, wenn auch viele nachträglich, oft nach wochenlangen Leiden, noch gestorben sind, kehrten zwar eine große Zahl geheilt zu den Fahnen zurück, aber es bleibt doch eine schreckenerregende Menge Derer, welche ihren Tod gefunden haben. Und das ist dabei das Schmerzliche, daß Deutschland die Blüte seiner Bevölkerung, das edelste Blut aus allen Klassen eingesetzt und verloren hat, während das französische Heer aus ganz andern Elementen besteht, weil es keine allgemeine Wehrpflicht hat. Noch lange werden sich unsere Verluste aus den gebildeten Klassen nach dem Kriege fühlbar machen. Das hat auch der König mehr als einmal tief bewegt ausgesprochen. Darum ritt er nicht leichten Herzens in die Schlacht.

Der Berichterstatter der englischen Zeitung „Daily News" erzählt aus der Schlacht bei Gravelotte am 18. August: „Des Königs Antlitz, als er auf das Schlachtfeld blickte, hatte einen traurigen Ausdruck. Der Monarch war fast sprachlos; aber ich bemerkte, daß seine Aufmerksamkeit zwischen den aufregenden Scenen in der Entfernung und den traurigen Scenen zu seinen Füßen — wo man eben anfing, die französischen Todten zu begraben, getheilt war. Auf diese blickte er schweigend, ich möchte sagen, melancholisch."

Ein Berichterstatter der Vossischen Zeitung schildert die letzten Scenen in der Umgebung des Königs gegen Ende der Schlacht, in welcher sich der Oberfeldherr eine Weile im heftigsten feindlichen Feuer befunden hatte: „Der König saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer diesseits Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Lichte erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauerwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Dezimalwaage, das andere Ende auf einen krepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhof. Letzterer hielt zu Pferde in der Nähe. Roon hatte heute den Helm abgelegt und trug wider seine Gewohnheit die Feldmütze; der König war im Helm. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — er mochte an ganz etwas Anderes denken —; man war sehr schweigsam und Jeder fühlte mit unserem Könige, daß das um diese Zeit seinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum Könige — er ist erhitzt, denn der Tag sah ihn im dichtesten Gewühl. „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!" Ein kräftiges Hurrah der Umstehenden antwortete. Jetzt aber dachte man auch an Erquickung — ein nicht fern halten-

der Marketender wurde herangeschleppt und die hohen Herrschaften bezogen von ihm den solcher Ehre gewiß ungewohnten schlechten Rothspohn, indem sie sich ihre Feldflaschen füllen ließen." Der König aber dachte vor Allem an seine Lieben und an sein treu ausharrendes Volk in der Heimat, er diktirte dem Grafen Bismarck die Siegesdepesche zur sofortigen telegraphischen Beförderung an die Königin Augusta in Berlin.

Die freien Stunden, welche der König der Arbeit und den Staatsgeschäften widmet, sind auch im Kriege, so weit es dieser möglich macht, regelmäßig eingetheilt. Neben den strategischen und militärischen Vorträgen des Generals v. Moltke, des Kriegsministers und des Militärkabinets, auf welche der König manche wichtige Entscheidung zu geben hat, werden die Regierungsangelegenheiten nach den Vorlagen aus den Ministerien gewissenhaft erledigt. Es gehört eine so seltene Arbeitskraft dazu, wie sie König Wilhelm besitzt, um der Last von Ansprüchen an seine Thätigkeit und der Verantwortung, die auf seiner Seele ruht, nicht körperlich und geistig zu erliegen.

Von der Hochherzigkeit und Großmuth des edlen deutschen Fürsten hat wol Niemand einen größern und unverdienteren Beweis bekommen, als der gefangene Kaiser, „die fluchbelad'ne Fackel dieses Kriegs." Napoleon hatte sich in dem ritterlichen Charakter des Königs nicht getäuscht, als er dem Sieger von Sedan seinen Degen zu Füßen legte. Was ihm dieser bei der persönlichen Besprechung in dem Schlößchen Bellevue gesagt, wissen wol nur Wenige und diese haben es nicht erzählt, Alles was darüber geschrieben worden ist, beruht auf Vermuthungen und der ganze Bericht des sonst zuverlässigen Timeskorrespondenten ist erfunden. Vorwürfe wird der König dem tiefgefallenen Manne nicht gemacht haben, die Thatsachen genügten. Als die Zusammenkunft beendigt war, soll sich Napoleon mit Thränen in den Augen, die er durch das Taschentuch zu verbergen gesucht, verabschiedet haben. Die Thränen sind nachher bestritten worden, wir glauben auch kaum, daß Napoleon menschlich fühlen und weinen kann. Der König beobachtete aber neben ihm eine ernste, würdige, kriegerische Haltung.

Am Abende vorher war der Sieger nach gewonnener Schlacht spät in sein Hauptquartier zu Vendresse zurückgekehrt. Als Bedeckung desselben lagerten vor dem Orte die Württemberger und ein Bataillon des Königsgrenadierregiments, das schon bei Weißenburg und dann in allen übrigen Treffen viel gelitten hatte. Die Stabswache und das Musikcorps des Regiments waren aufgestellt, den zurückkehrenden Oberfeldherrn zu empfangen: ein donnerndes Hurrah empfing ihn, er hatte den Truppen den Sieg und die Gefangennahme des Kaisers mit seiner ganzen Armee verkündigt. Das Musikchor seines Regiments, das ihn mit der Nationalhymne: Heil dir im Siegerkranz! begrüßte, ließ er durch einen Wink verstummen, und sagte: „Der Segen des Himmels hat uns beschützt!" Dann begab er sich in das Schloß, wo er eine kurze Abendmahlzeit einnahm. Sämmtliche Prinzen und Generale waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Das Musikchor machte draußen Tafelmusik. Der Kapellmeister schreibt von diesem Abende in seine

schlesische Heimat: „Als ich zum Schluß den Lieblingsmarsch des Königs spielte, trat derselbe ohne Kopfbedeckung heraus in den Kreis des Musikchors und wünschte uns einen herzlichen „Guten Abend!" Dann erzählte er uns die Geschichte dieses Marsches in seiner leutseligen Weise und als ich ihm erwiderte, daß mein Vorgänger Lange diesen Marsch im Jahre 1817 in Sedan komponirt habe, sagte der König: „Das trifft sich ja schön, daß ich gerade am Tage der Schlacht bei Sedan den Marsch von Sedan höre." Scherzhaft setzte er hinzu: „Damals waren Sie aber noch nicht dabei?" was ich mit einem „Nein!" beantworten mußte. Hierauf sagte der König: „Nun geht nach Hause, Kinder, es ist schon spät. Gute Nacht!"

Wer irgend in die Nähe König Wilhelms kommt, Hoch oder Niedrig, hat Gelegenheit, Beweise seiner Freundlichkeit und Herzensgüte zu erfahren.

Das christliche Gefühl, das ihn mit festem Gottvertrauen in den gerechten Krieg ziehen und bei den herrlichsten Siegen immer dem Herrn, der sie verliehen, die Ehre geben ließ, ist ein Grundzug in der Sinnesart des Königs, eine gesunde klare Frömmigkeit, fern von allem frömmelnden, scheinheiligen Wesen. Er gab aber auch den Männern die Ehre, die ihm zu den Siegen verholfen hatten: Roon, dem Kriegsminister, der „das Schwert geschärft," Moltke, dem Meister der Kriegskunst, der „das Schwert so trefflich geleitet", und Bismarck, dem Meister der Staatskunst, „ohne welchen Preußen jetzt nicht so hoch stände." Umgeben von einer ansehnlichen Zahl deutscher Fürsten und Prinzen, welche den Heeren in das Feld gefolgt waren, sprach er wiederholt seine Anerkennung aus, daß ein großer Theil des Sieges den Truppen seiner deutschen Verbündeten zu danken sei, und verlieh den Tapfern, ohne Unterschied des Ranges bis zum Gemeinen Soldaten herab, das schöne Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes, das nur in diesem Kriege erworben werden kann.

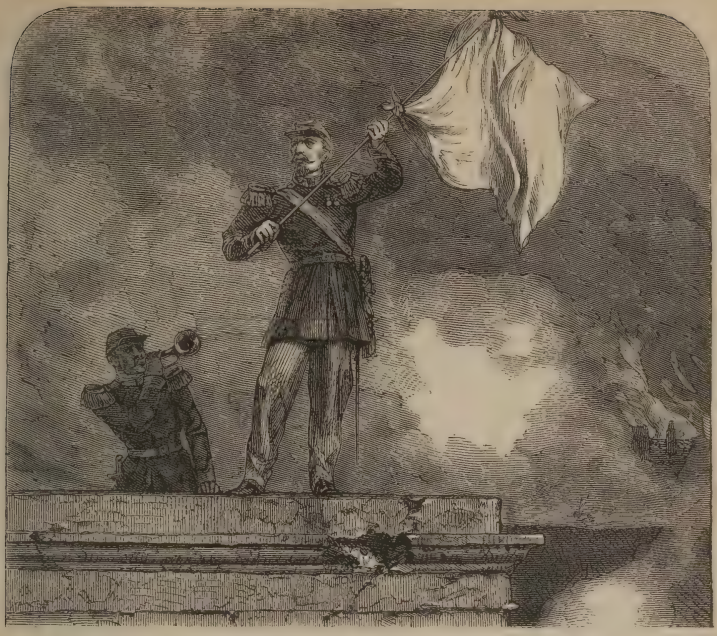
Nach dem Triumphe von Sedan folgte das Königliche Hauptquartier den beiden auf Paris marschirenden Armeen der Kronprinzen (von Preußen und Sachsen) in angemessener Entfernung, immer jedoch nahe genug, um ihre Bewegungen einheitlich leiten zu können. In Rheims, der alten französischen Königsstadt, verweilte es einige Zeit, bis die Heere ihre Operationen zur Einschließung von Paris näher an die feindliche Hauptstadt herangetrieben hatten. Dann befand es sich auf dem prachtvollen Schlosse Ferrières, das dem Börsenkönig Rothschild gehört. Derselbe war vor dem Kriege Norddeutscher Konsul in Paris gewesen, hatte sich aber, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, beim Ausbruche desselben von seinem Amte entbinden lassen und sich eifrigst bei der französischen Anleihe betheiligt — wenn auch alle Deutschen ausgetrieben wurden, auf die empörendste, nichtswürdigste Weise, — einen Rothschild treibt man nicht aus. Er hätte sich damals wol nicht träumen lassen, daß er sein Geld so schlecht angelegt habe, daß er nach kaum zwei Monaten den Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, den Oberfeldherrn aller deutschen Heere in seiner schönen Besitzung, wo er Napoleon einst fêtirt hatte, werde aufnehmen müssen.

Am 5. Oktober, wie schon gesagt, verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier nach Versailles, die Bevölkerung strömte beim Einzug zahlreich herbei, um den König und Bismarck, den Gefürchteten und doch Bewunderten, zu sehen; sie verloren auch bald alle Scheu und nahmen ihr gewohntes Leben wieder auf, die Promenaden belebten sich selbst wieder von Damen in voller Toilette, die sich an andern Orten den „deutschen Barbaren" gar nicht gezeigt hatten. Des Königs Persönlichkeit verfehlte auch hier ihren gewinnenden Eindruck nicht. „Welch' schöner Greis!" hörte man mehrfach, und selbst verbissene Preußenhasser gestanden, daß er „nicht übel sei" (pas mal!)

Da in Versailles, voraussichtlich der Belagerung von Paris, ein längerer Aufenthalt genommen ward, so wurde auch die gewohnte Ordnung des Hoflagers im Felde wieder regelmäßiger: „das ganze innere und häusliche Geschäft des Königlichen Hofhalts", wie es Schneider nennt. Der Leibarzt war früh der Erste, den der König empfing, dann wurden die eingegangenen Depeschen und Telegramme gelesen und nach ihrem Inhalt dem Grafen Bismarck, dem Kriegsminister, dem Chef des Generalstabes, dem Militär- oder Civilkabinet zugefertigt. Hierauf kamen die Meldungen des Hofmarschalls und des Hofstallmeisters über die Ankunft bedeutender Personen und deren Aufnahme, über alle persönlichen Angelegenheiten des Hauptquartiers, über die zur Tafel einzuladenden Gäste, und das für jedes Ausreiten oder Ausfahren zu Truppenbesichtigungen mitzunehmende Gefolge. Danach begannen die Audienzen, Vorträge, Vollziehung von Unterschriften, Empfang und Bescheid von Deputationen, Besuch der Lazarethe u. s. w., was nur durch die kurze Mittagstafel unterbrochen wurde, um gleich von Neuem zu beginnen.

Gott schenke dem Könige Kraft zu dieser angestrengten Thätigkeit und lasse ihn sein Werk zur Ehre und zum Wohle des deutschen Vaterlandes glücklich vollenden!

Das Eiserne Kreuz von 1870.



Parlamentär an den Wällen der Festung.

VII.

Vor Strasburg.

Die alte deutsche Stadt am Rhein, die „Burg der Straßen" nach Deutschland, war Jahrhunderte lang als freie Reichsstadt durch ihre gute Wehrverfassung ein starkes Bollwerk des Reichs, bis sie, von diesem in ihrer Bedrängniß verlassen, Ludwig der Vierzehnte durch unerhörte Gewaltthat mitten im Frieden, allerdings begünstigt durch Verrath, an sich riß. An demselben Tage, wo Strasburg vor 189 Jahren in französische Hände fiel, ist es jetzt von deutschen Truppen wieder eingenommen worden. So Gott will, wird es fortan auf immer dem Vaterlande, dem es unter französischer Herrschaft nur zu sehr entfremdet worden, verbleiben und seine Bevölkerung, wie die des ganzen Elsasses, wenn auch nicht in kurzer Frist, wieder so kerndeutsch werden, wie ihre Väter in vorigen Zeiten gewesen sind.

Machen wir aber den Elsassern keinen Vorwurf daraus, daß sie den Wechsel der Herrschaft nicht gleichgiltig ertragen, oder gar der neuen Regierung gleich zugejauchzt haben. Es ist auch ein Zug deutschen Charakters, daß sie noch Treue dem vorigen Verhältniß bewahren — nur heimtückisch auf deutsche Soldaten zu schießen, Verwundete zu erschlagen oder zu verstümmeln, das hätten sie unterlassen sollen: das ist nicht deutsch, sondern welsch, das ist ihnen angelernt worden.

Als der Kronprinz von Preußen zur Verfolgung seines Sieges bei Wörth mit seiner aus Nord- und Süddeutschen zusammengesetzten Armee nach den Vogesenpässen marschirte, erhielt die badische Division, welche mit der württembergischen das Corps Werder bildete, Befehl, gegen Strasburg vorzugehen. Es stand natürlich nicht zu erwarten, daß eine Festung ersten Ranges so leicht und mit so wenigen Truppen einzunehmen sei. Strasburg ist einer der festesten Plätze Frankreichs. Die frühere Befestigung, von Specle im sechzehnten Jahrhundert erbaut, war nach der französischen Besitznahme durch den berühmten Kriegsbaumeister Vauban erbaut und verstärkt worden, besonders durch eine Citadelle, welche ein regelmäßiges bastionirtes Fünfeck bildet. Diese Werke, 18 Bastionen mit Wassergräben, außerdem eine zweite Umfassung von 14 vorliegenden Werken, waren gut erhalten, außen der Rhein, welcher die östlichste, schmalste Seite bildet, und die Ill mit andern Wasserzügen zur Inundation (Bewässerung) trefflich benutzt; die Stärke der Besatzung kannte man nicht genau, doch ließ sich in einer so bedeutenden Festung eine große Geschützzahl mit reichem Vertheidigungsmaterial erwarten. Ein Umstand jedoch kam dem Angreifer zu Statten. Die Festung hatte keine weit vorgeschobenen detaschirten Forts, wie sie die neueren Belagerungsmittel schon vor Einführung der verbesserten weittragenden Geschütze erfordert haben und bei allen größeren Festungen angelegt sind. Bei diesem Mangel muß die Stadt selbst sofort bei der Beschießung der Wälle mit leiden und bei einer großen Bevölkerung, wie in Strasburg, stand zu hoffen, daß ein Bombardement die Bürgerschaft dahin bringen werde, den Kommandanten zur Uebergabe zu bewegen, ehe die sogenannte förmliche Belagerung anfing. Darum sollte Strasburg zuerst eingeschlossen (cernirt) und durch ernsthafte Bedrohung mit einem Bombardement zur Kapitulation vermocht werden.

Am 11. August 1870 rückten die Badener vor die Festung und der Kriegsminister, General v. Beyer, welcher die Division befehligte, ließ den Kommandanten zur Uebergabe auffordern. Es ist das blos eine herkömmliche Form, da jede solche Aufforderung selbst von dem Kommandanten einer kleinen Festung zurückgewiesen wird, oft mit hochtönenden Redensarten, die nachher sehr wenig in Erfüllung gehen. Solche Phrasen machte der zum Kommandanten in Strasburg ernannte General Uhrich nicht, aber seine hartnäckige Vertheidigung der ihm anvertrauten Festung machte ihm die größte Ehre und erwarb ihm auch die Anerkennung seiner Gegner. Er war ein Mann von 62 Jahren, aus Pfalzburg gebürtig, also ein geborner Elsasser; im Krimkriege hatte er als General eine Brigade, in Italien 1859 eine Division befehligt, weiter wußte man nicht viel von ihm; in Strasburg sollte man zuerst seinen eisernen Charakter kennen lernen, der keine andere Rücksichten als militärische gelten ließ.

Nach Ablehnung der Aufforderung zur Uebergabe wurde die Festung eingeschlossen, um ihr alle Verbindungen nach Außen und die Zufuhr abzuschneiden. Die Badener suchten zugleich möglichst nahe an das Glacis (die Abdachung des äußern Grabenrandes) zu kommen, die vorgeschobenen feind-

lichen Abtheilungen zu vertreiben und die Arbeiten an den Festungswerken, welche eifrig betrieben wurden, zu stören. Zwei kleine Detachements gingen dabei gegen den Bahnhof vor und steckten den daselbst stehenden Eisenbahnzug in Brand. Die Besatzung machte deshalb wiederholt Ausfälle, welche jedoch immer zurückgeschlagen wurden. Unterdessen war am 14. August in Hagenau ein Corps zur Belagerung von Strasburg aus der preußischen 1. Reserve- und der Gardelandwehr-Division, nebst Artillerie und zugehörigen Pioniertruppen, unter dem General v. Werder gebildet worden, unter dessen Befehl die badische Division wieder trat. Nach dem Eintreffen der beiden preußischen Divisionen am 17. August wurde die Festung enger eingeschlossen und am 24. August, nachdem die ersten Belagerungsgeschütze eingetroffen waren und General Uhrich wiederholt Aufforderungen, trotz der Ankündigung des Bombardements, abgelehnt hatte, mit der Beschießung begonnen. Uhrich soll diese Ankündigung der Bürgerschaft nicht mitgetheilt haben, welche nun bei dem Mangel an gesicherten Unterkunftsräumen in großen Schrecken gerieth. Das Feuer wurde hauptsächlich auf die Kasernen, die Magazine und andere militärische Gebäude gerichtet. Die Citadelle nebst den der Angriffsfront zugekehrten Werken antwortete. Eine kurze Unterbrechung des Bombardements erfolgte am 26. August während des Vormittags, weil der Bischof von Strasburg als Vermittler herauskam; da aber dessen Versuch und die Vorstellungen der Bürgerschaft bei dem unbeugsamen Kommandanten wirkungslos blieben, so wurde das Feuer wieder aufgenommen und mit der größten Heftigkeit bis zum folgenden Tage fortgesetzt. In der Stadt brannte es an verschiedenen Orten, besonders in der Gegend der Citadelle, wo hauptsächlich die „Wackes" wohnen, der schlimme Pöbel von Strasburg, der ganz französisch gesinnt und vom wüthendsten Hasse gegen die Deutschen erfüllt ist.

Von der Festung aus wurde auf dem rechten Rheinufer die offene Stadt Kehl in Brand geschossen, obgleich sie nicht besetzt war. General v. Werder erließ deshalb an den Kommandanten von Strasburg ein sehr energisches Schreiben, in welchem er ihm das Völkerrechtswidrige dieses Verfahrens vorhielt und ihn persönlich dafür verantwortlich machte. Uhrich gab eine höfliche, aber nichtssagende Antwort; er bedauerte, daß er Anlaß zu Reklamationen gegeben habe, und berief sich darauf, daß Strasburg von Kehl aus beschossen worden sei. Es waren aber nicht in Kehl, sondern am rechten Rheinufer ein paar badische Feldbatterien aufgestellt, die ihr Feuer auf die Festung richteten.

Da keine Erhebung der Bürgerschaft, um den Kommandanten zur Nachgiebigkeit zu zwingen, Statt fand, wurde am Morgen des 27. August das Bombardement eingestellt und der förmliche Angriff beschlossen, der allerdings viel zeitraubender ist. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, denselben in seinem allmählichen Vorschreiten genau zu schildern. Zum genaueren Verständniß würden auch Kenntnisse gehören, die wir bei allen unsern Lesern nicht voraussetzen können, doch wünschen wir ihnen klare Bilder zu geben und wollen deshalb immer erklären, was nöthig ist.

Das Bombardement hatte verhältnißmäßig wenig Privatgebäude zerstört,

auch der Münster, dieses herrliche Denkmal altdeutscher Baukunst, war ziemlich unversehrt, und blieb es auch ferner, wie sich bei der schließlichen Einnahme der Stadt gezeigt hat. Nur auf den Thurm, wo der Feind ein Observatorium mit Telegraphenleitung errichtet hatte, um die Arbeiten des Belagerers zu beobachten, wurden einige Schüsse gerichtet, welche dasselbe zerstörten.

Ehe der weitere Angriff begann, stellte General v. Werder dem Kommandanten frei, gebrechliche Einwohner, Frauen und Kinder aus der Stadt abziehen zu lassen; die kalte Antwort des Kommandanten lautete: unter 80,000 Menschen könne er keine Auswahl treffen. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich übrigens noch dadurch vermehrt, daß ein großer Theil der Niederelsässer sich aus unsinniger Furcht vor den Preußen, die ihnen als grausame Unmenschen, Räuber und Mörder geschildert woren, in die Festung geflüchtet hatte.

Der Belagerungspark, d. h. das schwere Geschütz mit Zubehör, war aufgestellt, die Depots für alles Material von Schanzzeug u. s. w. wurden eingerichtet. In der Nacht vom 29. zum 30. August konnte schon die erste Parallele eröffnet werden. So heißt ein die feindlichen Werke umfassender Graben, der, mit einer hohen Brustwehr versehen, vollständige Deckung gegen das Feuer von der Festung gewährt. Einige hundert Schritte hinter demselben werden die ersten Batterien errichtet. Aus der ersten Parallele treiben die Arbeiter im Zickzack, um nicht in gerader Richtung beschossen zu werden, neue Gräben (Approchen) weiter vor, um näher der Festung eine zweite Parallele, immer gleichzeitig mit dem vorschreitenden Batteriebau, und dann eine dritte, am Fuße des Glacis, auszuheben, von wo aus letzteres genommen und mit Brustwehren um Schanzkörbe gekrönt (couronnirt), versehen wird. Hierauf muß das Herabsteigen in den Graben und der Uebergang vorbereitet werden, die Batterien schießen eine breite Mauerlücke (Bresche) in das Werk, wo der Sturm geschehen soll, und dieser kann jetzt erfolgen. Damit ist aber, auch wenn dieser glückt, die Festung noch nicht erobert, denn im Innern derselben sind neue Vertheidigungsabschnitte angelegt, deren Angriff wieder viel Blut kostet. Bei Strasburg ist es nicht zum Sturm gekommen, deshalb gehen wir auch in unserer kurzen Uebersicht der Belagerungsarbeiten nicht weiter.

Am 30. August, nachdem die erste Parallele durch preußische Landwehr, unter Leitung von Pionnieren, ausgehoben war, konnten auch schon 10 dahinter erbaute Batterien, aus 44 gezogenen Geschützen, ihr Feuer eröffnen, und nach anderthalb Stunden die Festungsartillerie, welche offenbar überrascht schien, hier zum Schweigen bringen. Jetzt erschien der Bischof von Strasburg nochmals, um die Schonung der Stadt zu erbitten und eine Vermittelung mit dem Kommandanten zu versuchen. Als er unter deutscher Eskorte, welche die Parlamentärflagge führte, nach der Stadt zurückkehrte, wurde von den Wällen auf die Deutschen geschossen, wie die Franzosen auch an anderen Orten gethan. Sie achteten das Völkerrecht nicht mehr!

Der Bischof richtete wiederum nichts aus und die Belagerungsarbeiten wurden energisch fortgesetzt, während die deutsche Artillerie ihre Batterien immer weiter vorlegte und ihr furchtbares Werk der Zerstörung steigerte.

Bombardement von Strasburg.

Von dem hohen Grade dieser Zerstörung vermochte man sich erst nach der Einnahme der Festung einen Begriff zu machen. In der Nacht zum 1. September wurde schon die zweite Parallele, kaum 400 Schritte von den Werken, eröffnet. Der Feind suchte vergebens, diese Laufgräben- und Batteriebauten durch seine an Geschützzahl überlegene und gut bediente Artillerie, durch ein lebhaftes Wallbüchsen- und Infanteriefeuer, sowie durch mehrere Ausfälle zu stören. Der bedeutendste Ausfall fand am 2. September, Morgens 4 Uhr, gegen beide Flügel der deutschen Aufstellung statt, wurde aber auf dem rechten von den Badenern, auf dem linken von den Preußen, kräftig zurückgeschlagen. Bis zum 9. September standen von der Belagerungsartillerie schon 98 gezogene Kanonen und 40 Mörser gegen die Angriffsfront, deren Geschütz fast vollständig zum Schweigen gebracht wurde. Vom rechten Rheinufer beschoß die badische Feldartillerie mit 32 gezogenen Kanonen und 8 Mörsern die Citadelle, um diese letzte Zuflucht der Garnison, wenn sie die Stadt räumen mußte, unhaltbar zu machen. General Uhrich soll gesagt haben, er selbst werde dann ganz Strasburg mit dem Münster zusammenschießen; dies ist aber eben so wenig wahr, als manche Schaudergeschichte, die von dem wüthenden fanatischen Pöbel erzählt wurde, z. B. daß der abgeschnittene Kopf eines gefangenen Offiziers unter dem Zujauchzen der Menge in den Straßen umhergetragen worden sei.

Die Belagerungstruppen, welche nun schon über vier Wochen vor der Festung lagen, hatten einen anstrengenden Dienst, theils auf Vorposten, theils als Trancheewachen, theils auf Rekognoszirungen und gegen die Ausfälle des Feindes, wobei es zuweilen zu heftigen Gefechten kam, welche Blut kosteten. Der Aufenthalt in den engen Trancheen (Laufgräben) war auch nicht angenehm und wurde durch Regengüsse, die sich in dieser Zeit nicht selten einstellten und die Gräben mit Wasser füllten, noch ungemüthlicher. Doch ist der Soldatenhumor unverwüstlich, und kleine Ereignisse frischten immer wieder die gute Laune auf, so die Entdeckung eines großen Bierkellers, dessen edler, langentbehrter Gerstensaft die Stimmung in der ersten Parallele wesentlich erheiterte. Durch höhere Antriebe wurde das Corps in seinem Kriegsmuth gestärkt, als in den ersten Septembertagen die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers und der Armee Mac-Mahons eintraf und Victoria geschossen wurde. In der Festung konnte das nicht mißverstanden werden, wenn man auch nicht wußte, was es bedeute; die Geschütze auf den Wällen schwiegen dazu. General v. Werder ließ den Kommandanten von der Kapitulation zu Sedan in Kenntniß setzen, dieser verheimlichte sie aber den Einwohnern, welche zuerst durch eine schweizerische Deputation davon erfuhren, die von dem deutschen Befehlshaber die Erlaubniß erhalten hatte, Kranke, Greise, Weiber und Kinder aus Strasburg nach der Schweiz zu geleiten. Auf die Beschleunigung der Uebergabe hatte diese Nachricht indeß keinen Einfluß.

Unterdessen war die dritte Parallele eröffnet, und am 17. wurde die Krönung des Glacis vollendet. Vor der Hauptumwallung der Bastionsfront,

die zum Angriff ersehen war, lagen zwei Außenwerke, die Lünetten 53 und 52, welche zuerst genommen werden mußten. Vor der ersten hatte der Feind ein Minensystem, das aber zum Glück von einem preußischen Ingenieurhauptmann entdeckt und entladen wurde. Die Bresche wurde aus einer neuen Geschützart, den gezogenen kurzen 24-Pfündern, durch den indirekten Schuß, der hier zum ersten Male zur Anwendung kam, geschossen. Durch diese Schußart können nämlich Mauern, die man von den Geschützen aus gar nicht sehen kann, in Bresche gelegt werden. Nun mußten die Ingenieure den Niedergang in den Graben für die Truppen herrichten, und durch Thürrahmen, Bohlen, Faschinen und eine Erdaufschüttung eindecken. Dann warf der Mineur, der seine Galerie angesetzt hatte, das Mauerwerk der Grabenbekleidung ein. Die Bresche wurde erweitert, mehrere Reihen von Arbeitern, wie beim Feuerlöschen angestellt, ließen kleine Körbe mit Erde, voll bis zum Graben, leer zurück, eiligst von Hand zu Hand gehen, Schanzkörbe und Faschinen, mit Steinen und Sandsäcken beschwert, werden ins Wasser geworfen, um den Damm zum Uebergange zu bauen, der noch gegen das Feuer aus der Lünette zu sichern war. Doch blieb die Arbeit ungestört, das Werk war vom Feinde verlassen, und wurde am Abend des 20. September durch eine Compagnie pommerscher Füsiliere besetzt und von einer Pioniercompagnie verbaut. Am folgenden Abende bauten die Pioniere über den breiten Wassergraben, welcher vor der andern Lünette, 52, lag, eine Tonnenbrücke, auf welcher in möglichster Stille der Uebergang statt fand; auch dies Werk war vom Feinde, mit Zurücklassung von 6 Geschützen, verlassen, doch wurde die Füsiliercompagnie, welche in dasselbe eindrang, bald mit heftigem Kartätschen- und Infanteriefeuer begrüßt, gegen das sie sich aber, wie auch die in der Lünette 52, behauptete, bis die Pioniere genügende Deckung verschafft hatten.

Die Artillerie legte immer neue Batterien an, so daß im Ganzen deren 68 mit etwa 200 Geschützen erbaut wurden.

Eine Woche verging fast noch, da wurde am 27. September endlich auf dem Münster und auf anderen Punkten die weiße Fahne aufgesteckt. Der General v. Werder, der sich zufällig in den Trancheen befand, ließ sofort durch den Telegraphen den Chef des Generalstabes, Oberstlieutnant v. Leszczynski, aus seinem Hauptquartier Mundolsheim rufen, um ihn in die Festung zu senden. Was den Kommandanten schließlich bewogen hat, die Kapitulation anzubieten, ist noch nicht aufgeklärt. In seiner Proklamation hat er zwar gesagt, daß eine längere Vertheidigung nach übereinstimmender Meinung des Kriegsraths unmöglich gewesen sei; dem ist aber nicht so, es fehlte weder an Munition noch an Lebensmitteln, um die Festung noch länger zu halten, wenn sie auch zuletzt, wie jede, fallen mußte. Nicht unwahrscheinlich ist, daß die Disziplin unter der Besatzung, welche gänzlich aufgelöst war, vielleicht aber auch mancher Einfluß der Generale, die ihm zur Seite standen, dabei, wie schon früher bei anderen Gelegenheiten, mächtig geworden ist.

Nachts zwei Uhr wurde die Kapitulation abgeschlossen: 450 Offiziere und 17,000 Mann streckten kriegsgefangen die Waffen, doch konnten, wie bei Sedan

und Toul, die Offiziere, welche ihr Ehrenwort gaben, in diesem Kriege nicht mehr zu dienen, frei abreisen. Am andern Morgen erfolgte der Ausmarsch der Garnison durch das Nationalthor, um auf dem Glacis die Waffen abzulegen, während schon früher das Austerlitzer Thor und die Citadelle von den Deutschen besetzt worden und der Einmarsch der zur Besatzung bestimmten Regimenter kurz vor dem Ausrücken der Garnison geschehen war. Sie rückten unter dem Klange deutscher Nationallieder ein.

Der Kommandant mit seiner Generalität und dem ganzen Stabe marschirte zu Fuß voran; General v. Werder sprang vom Pferde, um ihnen entgegen zu gehen. In den Gesichtern der Offiziere malte sich Wuth und Schmerz, bei der Mannschaft herrschte dieselbe Stimmung vor, doch sah man auch viel Stumpfheit und Gleichgiltigkeit und nicht blos bei den Zuaven und Turkos; eine große Anzahl hatte sich aus Verzweiflung betrunken und zerschlug ihre Gewehre. Von jeder der drei deutschen Divisionen war ein Infanterieregiment, eine Escadron und eine Batterie auf dem Glacis aufgestellt, außerdem 2 preußische Festungsartillerie-Abtheilungen, eine bayerisch-würtembergische Artilleriecompagnie, ein preußisches Pionnierbataillon, eine Compagnie badische und eine halbe Compagnie bayerische Pionniere. Zwischen den beiderseitigen Stabsoffizieren, welche einander auf dem Glacis gegenüberstanden, zog die französische Garnison hindurch zur Waffenstreckung in die Gefangenschaft. Nur die Mobilgarde, meist Elsässer, wurde in die Heimat entlassen.

Die Belagerung von Strasburg wird in der Geschichte des Festungskrieges eine ehrenvolle Stelle finden, sie hat kaum einen Monat gedauert und sowol der Artillerie, als ganz besonders den Ingenieuren unter Leitung des Generals von Mertens, Gelegenheit gegeben, die neuen Fortschritte ihrer Zweige des Kriegswesens in überraschendem Maße zu zeigen. Unter der Kriegsbeute in der Festung heben wir nur 1070 Geschütze und 6000 Centner Pulver hervor; die Vorräthe an Material aller Art waren ungeheuer.

Weihen wir aber auch den unglücklichen Bewohnern der Stadt einen Blick: sie nehmen durch die Leiden, welche sie während der Belagerung ausgestanden haben, unser innigstes Mitleid in Anspruch. Die Zerstörung durch das Bombardement war gewaltig. Wenn auch der Haupttheil der großen Stadt im Ganzen wenig gelitten, so waren doch ganze Quartiere, namentlich an der Citadelle, am Fischer- und Steinthore, in Trümmerhaufen verwandelt, die Bibliothek und das Museum mit ihren unersetzlichen Schätzen ausgebrannt, ebenso das Theater und viele andere schöne Gebäude. Die deutschen Städte haben aber schon begonnen, der Schwesterstadt, die nur durch Gewalt zurückgewonnen werden konnte, reiche Geldsummen zur Unterstützung zu senden, und sie wird bald, wie ein Phönix aus der Asche, in verjüngter Schönheit auferstehen, ein Stolz Deutschlands — will's Gott, auch in nicht zu langer Zeit wieder an echtdeutscher Gesinnung, wie sie in alten Tagen gewesen ist.

Feierlicher Gottesdienst am Abend nach der Schlacht.

VIII.

Vor Paris.

Zwei deutsche Heere mit sieben Armeecorps vor Paris, ein drittes Heer mit eben so viel Streitkräften, die bisher vor Metz zur Einschließung der Armee Bazaine's gelegen, zur freien Verfügung, ein Corps bereits südlich bis Orleans an die Loire vorgedrungen, ein anderes nach der Eroberung von Strasburg über die Vogesen in Mittelfrankreich eingerückt, Verstärkungen aus den unerschöpflichen Reserven entgegensehend, um gegen Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, zu marschiren, kleinere Truppenabtheilungen vor den Festungen zweiten Ranges, die noch nicht kapitulirt haben und eine nach der andern fallen müssen, Streifcorps im Norden von Paris, wo bereits die festen Hafenstädte vor den Preußen zittern — so steht die Kriegsmacht Deutschlands Ende Oktober 1870 im Lande des Feindes, der sie, übermüthig und leichtsinnig zugleich, zum Kampfe herausgefordert hatte! —

Und wo ist die Kriegsmacht des stolzen Frankreich geblieben, die sich gerühmt hatte, bereits vier Wochen nach der Kriegserklärung, am Napoleonstage, dem 15. August, siegreich in Berlin einzuziehen?

Fragt in den deutschen Festungen nach ihr, da werdet ihr den größten Theil derselben, über 300,000 Mann, wohlaufgehoben als Gefangene in Kasematten, Baracken- und Zeltlagern finden; seht euch bei Straßen- und Kanal-

bauten in Norddeutschland oder auf den Feldern bei der Kartoffelernte um, da werdet ihr es roth leuchten sehen, wie im Sommer weite Strecken voll Feldmohn: es sind die Krieger der großen Nation, welche hier arbeiten. Wie viele Tausende liegen auf den Schlachtfeldern verscharrt oder verwundet und krank in Lazarethen und Hospitälern! In Metz, der starken Festung, von welcher aus der Sieges- und Triumphzug nach Deutschland beginnen sollte, hatten sich noch fünf französische Armeecorps gehalten, halb verhungert zuletzt, wie die Jammergestalten der Deserteure bewiesen, die sich täglich zahlreich bei den preußischen Vorposten einfanden, und mit Heißhunger über die Lebensmittel herstürzten, die ihnen das Mitleid reichte. Bazaine hegte die Hoffnung, daß ihm der Sieger seine hartnäckige Vertheidigung, seine wiederholten tapfern Versuche, sich durchzuschlagen, hoch anrechnen und ihm bessere Bedingungen bewilligen würde, als der Armee Mac-Mahon's. Vielleicht hatte er auch noch geheime Hoffnungen, mehr politischer als militärischer Art, denn er hatte seinen ersten Adjutanten nach Versailles in das Hauptquartier der deutschen Heere geschickt, um mit dem Grafen Bismarck zu unterhandeln, der doch die Kapitulation einer Armee nicht abzuschließen hat, was Moltke's Sache war, und von dort war der Abgesandte nach London zur Kaiserin Eugenie gegangen, der entflohenen Regentin Frankreichs. Glaubte Bazaine an eine Wiedereinsetzung des gefangenen Kaisers und wähnte er etwa, man werde ihn mit seiner Armee freilassen, um irgendwo das Banner Napoleons zum Sammelpunkt für dessen Anhänger, folglich zum Bürgerkriege, zu entrollen? Das ist nun Alles vorbei, er hat mit seiner ganzen Armee und der Festung kapituliren müssen.

Was hat aber Frankreich, nachdem es seine Rheinarmee verloren, Alles was es gegen den Feind ins Feld schicken konnte, noch unter den Waffen? Glaubten wir den Großsprechereien der jetzigen Gewalthaber der Republik, die infolge der Nachrichten von der Niederlage bei Sedan und der Gefangennahme des Kaisers sich aus eigener Machtvollkommenheit, unterstützt von einer Handvoll bewaffneten Pariser Pöbels, zur Regierung aufgeworfen haben: so wären in Paris 500,000 todesmuthige Vertheidiger bereit, die Deutschen vor der Stadt zu vernichten; eine Loirearmee, eine Armee von Lyon, eine Vogesenarmee, die der große Garibaldi durch den Zauber seines Namens aus der Erde stampft, wären im Begriff, Paris zu befreien; in den südlichen, westlichen und nördlichen Departements würde das allgemeine Volksaufgebot organisirt und auch die kleinste Stadt wäre zum äußersten Widerstande gegen die vordringenden Preußen entschlossen: die erhitzte Phantasie einzelner wirrer Köpfe hat daraus schon eine Macht von 1,800,000 Streitern berechnet.

Aber die republikanische Regierung belügt das Volk, wie es die kaiserliche bis zum letzten Athemzuge gethan hat, und das Volk glaubt ihr schon nicht mehr. Gambetta, der Advokat, der jetzt gewissermaßen den Diktator spielt, hat Siege der Pariser über die deutsche Einschließungsarmee berichtet, von denen er selbst nur zu gut wußte, daß sie erlogen waren; die Ausfälle, welche der Gouverneur von Paris, Trochu, mehrmals unternommen hat, um die Einschließung zu stören, sind jedesmal zurückgeschlagen worden; immer

fester verschanzten sich die fremden Heere vor der „heiligen Stadt aller Völker", wie sie Victor Hugo in poetischer Verzückung genannt, und wurden sie schließlich bombardiren, wenn die drohende Hungersnoth und die inneren Parteikämpfe nicht früher eine Uebergabe bewirken. Eine Loirearmee, wenn man einem Corps den Namen einer Armee geben will, war allerdings organisirt, aber bei ihrem ersten Auftreten diesseits Orleans ist sie von dem wackern General von der Tann, wohlbekannt als ruhmvoller Streiter für Schleswig-Holstein im ersten dänischen Kriege, und seinem bayerischen Armeecorps in die Flucht geschlagen worden, so daß Orleans zeitweilig in seine Hände fiel. Truppen zur Verstärkung, welche den Franzosen von Tours nachgeschickt wurden, kehrten um, weil sie die Eisenbahn an einer Stelle zerstört fanden! Mit Recht fragte eine französische Zeitung: „Sind denn die Soldaten Napoleon's I. mit der Eisenbahn gereist? Sie marschirten zu Fuße und schlugen den Feind."

An eine allgemeine Volksbewaffnung wie 1793 ist auch in den durch die Deutschen noch nicht besetzten Theilen Frankreichs gar nicht zu denken, dazu sind überhaupt die heutigen sozialen Verhältnisse nicht mehr angethan, auch ist ein großer Theil des Volkes entschieden gegen die Fortsetzung des Krieges; der Wunsch nach Frieden verbreitet sich mehr und mehr, weil das Unglück, das der Krieg mit jeder Woche länger desto mehr über Frankreich bringt, unabsehbar ist. Einzelnen Präfekten mag es durch ihre Energie gelingen, Mobilgarden auf die Beine zu bringen, Banden von Francstireurs (Freischützen) mögen sich bilden, aber eine organisirte Streitmacht, fähig, den Kampf mit der gewaltigen Kriegsmacht der Deutschen aufzunehmen, kommt nicht zu Stande. Garibaldi jedoch, der bereits die Anfänge zu einer Vogesenarmee gebildet haben soll, mit welcher er den Elsaß wieder erobern, Strasburg den Deutschen wieder entreißen, vielleicht gar einen Raub- und Verheerungskrieg über den Oberrhein in die von Truppen entblößten süddeutschen Lande tragen könnte? Wir können nur bedauern, daß der alte Freischarenführer, der sich durch die Reinheit seines Charakters und seine Tapferkeit auch bei politischen Gegnern Achtung erworben hat, nicht ruhig auf seiner Felseninsel geblieben ist. Der Retter Frankreichs, wie weiland das Heldenmädchen von Orleans, wird er nicht werden. Exaltirte Menschen laufen ihm vielleicht zu, aber schon Napoleon I., dessen Autorität wol gelten wird, hat gesagt und in seinen letzten Feldzügen selbst schmerzlich empfunden: „Ein bewaffneter Mensch ist noch kein Soldat!" Diese Mobilgarden, diese Francstireurs, die der Volkswitz schon Francvoleurs (Freidiebe) nennt, denn sie rauben und plündern schamlos im eigenen Lande, die Freiwilligen, die sich aus den verschiedensten Beweggründen melden, und die fremden Abenteurer (Italiener, Spanier, Engländer, Polen u. s. w.) zu einer kriegstüchtigen Truppe zu machen, fehlt die Zeit, fehlen gediente Offiziere und Unteroffiziere; sie zu disziplíniren dürfte ganz unmöglich sein. In Frankreich selbst hat Garibaldi mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: das Volk ist doch größtentheils noch kirchlich gesinnt und steht unter dem Einflusse der Geistlichkeit, welche empört ist, daß der leidenschaftliche Feind des Papstes und der katholischen Kirche, als welcher sich Garibaldi in

letzter Zeit bewiesen hat, in Frankreich auftritt, um Franzosen zu kommandiren. Die Generale sind wenig geneigt, sich ihm als Oberanführer unterzuordnen: in Belfort, der oberelsassischen Festung, wo Garibaldi erschienen, weil sie noch nicht eingeschlossen ist, soll es zu heftigen Auftritten zwischen ihm und dem Kommandanten gekommen sein, da Garibaldi den Oberbefehl aller Streitkräfte für sich in Anspruch nahm. In Vesoul aber, wenige Meilen von Dole, wo Garibaldi seine Organisationen betreiben soll, steht das XIV. Armeecorps, dessen badische Avantgarde bereits gegen die sogenannte französische Ostarmee bewiesen hat, daß deutsche Truppen selbst gegen doppelte Uebermacht zu siegen verstehen. Das XIV. Armeecorps ist, so viel sich nachweisen läßt (denn dergleichen wird nicht veröffentlicht, um den Feind nicht zu belehren), bis jetzt aus der badischen Division und einer preußischen Landwehrdivision zusammengesetzt, wohl zu merken, lauter altgedienten Soldaten, und wird vielleicht durch das III. preußische Reservecorps verstärkt worden sein, das in Schlesien gebildet worden und von dort schon vor einiger Zeit nach dem Kriegsschauplatz abgegangen ist. Der kommandirende General v. Werder, der Eroberer von Strasburg, hat also eine Macht, mit welcher er Garibaldi's Versuchen kräftig entgegentreten kann: wer sein Gesicht kennt, wird auch sagen, daß dies ruhige, energische Gesicht durchaus nicht darnach ausschaut, als ob sich Werder vor rothen Hemden fürchten könne. Vor ihm fürchtet man sich vielmehr schon in Lyon, wo Alles auf eine Belagerung vorbereitet wird.

Lassen wir also die Nebensachen und richten wir unsern Blick allein auf Paris, wo sich von jeher die Geschicke Frankreichs entschieden haben. Auch der jetzige Krieg wird sich dort entscheiden und alle Anstrengungen der Verzweiflung, welche die in seinen Mauern eingeschlossene Regierung macht, werden das Schicksal, das der Hauptstadt droht, nicht von ihr abwenden. Wir werden nicht mit Uebereilung auf unser Ziel losstürmen, nicht kostbares deutsches Blut unnöthigerweise daransetzen, sobald das Ziel sicher, wenn auch langsam, ohne schwere Verluste zu erreichen ist: wir können warten. Ist aber der Moment gekommen, wo der Angriff geschehen kann, dann wird er auch in einer Furchtbarkeit losbrechen, von der die eitlen, sorglosen Franzosen in dem großen Pariser Babel noch keine Ahnung haben.

„Paris ist uneinnehmbar!" wird ihnen fast täglich in Proklamationen ihres schreibsüchtigen Generalgouverneurs Trochu, in Erlassen der Regierung und von den großen und kleinen Journalen verkündigt. Man hat aus den Papieren, die man in den Tuilerien gefunden, unter anderen auch militärische Dokumente verschiedener Art hervorgezogen, in denen von Autoritäten die Stärke der Befestigungen beglaubigt wird. So von Todleben, dem berühmten Vertheidiger von Sewastopol, der mehrere der vor Paris liegenden Forts für unangreifbar erklärt. Das hat aber der russische General zu einer Zeit geschrieben, wo die jetzigen gezogenen Belagerungsgeschütze größten Kalibers noch nicht erfunden waren. Wir selbst haben ja die Tragweite und Wirkung unserer kurzen, gezogenen 24-Pfünder, die sich auf den Schießplätzen im Frieden doch nicht ganz erproben läßt, vor dem Bombardement von Strasburg

gar nicht gekannt und die Pariser werden sich auch darüber wundern. Noch mehr aber die beiden Riesenröhre, welche gegen Strasburg gebraucht worden sind und vielleicht auch noch gegen Paris ihre Donner erheben werden.

Lager der Vertheidiger von Paris auf dem Marsfelde.

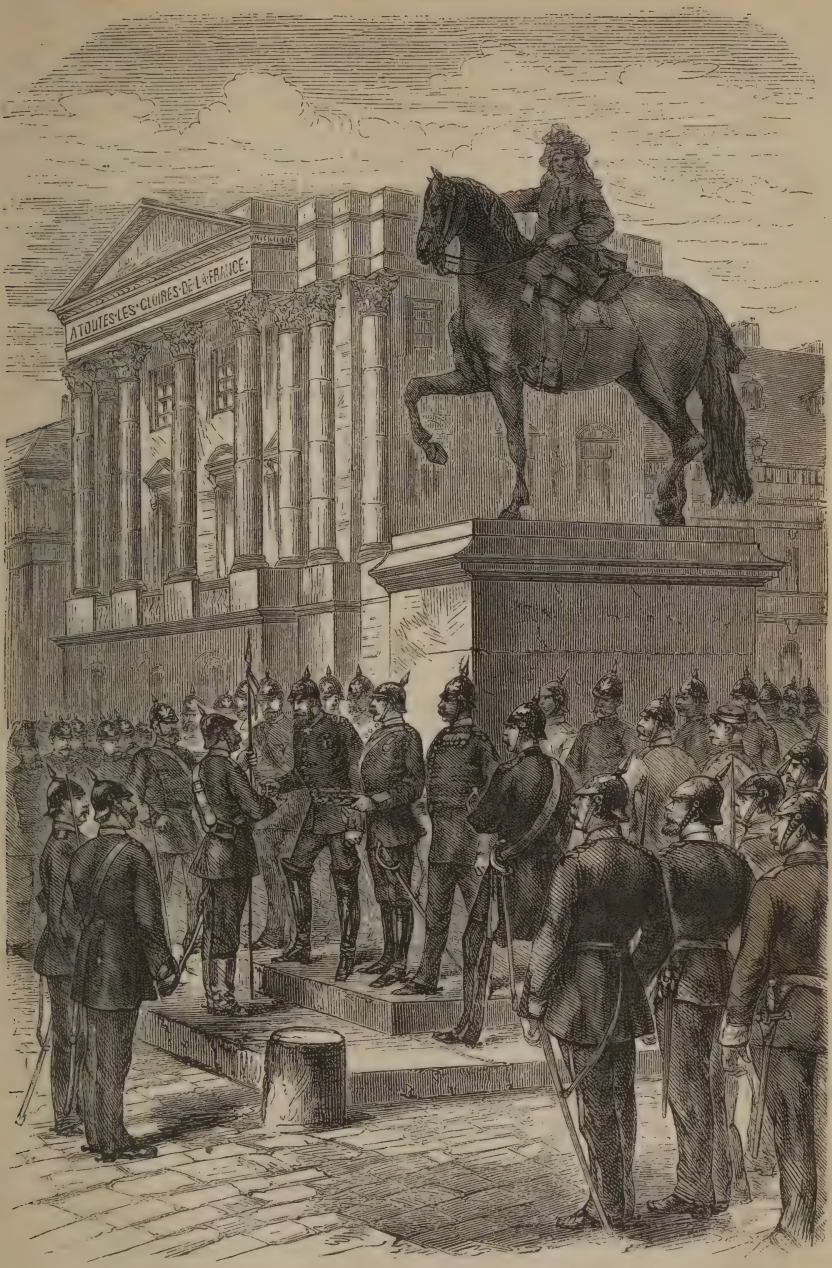
Was die Befestigungskunst thun kann, um eine so riesige Stadt wie Paris vor feindlichem Angriff zu schützen, ist allerdings geschehen. Betrachten wir die Lage der Hauptstadt und ihre Befestigung. Paris, von der Seine durchflossen, die kurz vor ihrem Eintritt in das Weichbild der Stadt die Marne aufgenommen hat, liegt in einem weiten Thalbecken, das auf drei Seiten von Höhen eingefaßt ist und sich gegen Nordwesten in eine freie Ebene öffnet, durch welche die Seine in mehreren großen Krümmungen abfließt. Die Stadt zählt etwa 90,000 Häuser und 2 Millionen Einwohner; ihr Umfang beträgt 5 Meilen. Sie ist von einer befestigten Ringmauer, durch welche 66 Thore führen, umfaßt, die Stadtbefestigung besteht aus einem Hauptwall mit 90 Bastionen, einem 10 Meter breiten Graben und davor liegenden Glacis; innerhalb derselben läuft eine Militärstraße und die Verbindungsbahn der Pariser Eisenbahnen rings um die Stadt. Der Hauptwall hat die Mauerbekleidung von 10 Meter Höhe, der Graben kann von den Kanälen und der

Seine unter Wasser gesetzt werden. Außenwerke hat diese Befestigung nicht, sie würde also dem Angriff keine großen Schwierigkeiten machen. Die Hauptstärke der Vertheidigung von Paris liegt aber in dem Gürtel zerstreuter Forts, von welchen die Stadt in einem Umkreise von zwölf Stunden umgeben ist. Sie wurden unter dem Könige Louis Philipp auf Thiers' Betrieb erbaut, als Frankreich in seiner Politik ganz isolirt stand und „Feinde ringsum" hatte, doch waltete auch wol der Nebenzweck bei der Erbauung vor — Viele meinten, es sei der Hauptzweck! — durch diese Forts, von denen Paris in Grund und Boden zu schießen ist, die innern Feinde im Zaum zu halten.

Da der äußere Feind nur von Osten, aus Deutschland kommend, angenommen wurde, so ist auch die Ostfronte der stärkste Theil und der Mittelpunkt der Befestigung von Paris. Hier fallen die Höhen, da wo die Eisenbahn von Mühlhausen durch eine Einsattelung derselben kommt, nördlich gegen den Kanal de l'Ourcq ab, den sie parallel der Eisenbahn bis zur Stadt begleiten, wo sie mit den steilen Abfällen der Buttes de Chaumont endigen. Südlich ziehen sich die Höhen, von einigen Querthälern durchschnitten und meist bewaldet, bis zur Marne hin. Zwischen dem Ourcqkanal und der Marne, die Front nach Deutschland gerichtet, liegen auf dem Höhenzuge, der sich etwa bis zu 125 Metern erhebt, die Forts von Romainville, Rosny und Nogent. Sie sind alle von bedeutender Ausdehnung und für eine größere Besatzung eingerichtet, haben auch bombensichere Kasernen; die Räume zwischen den drei Forts können durch Kreuzfeuer bestrichen werden und sind außerdem noch durch eingeschobene Feldschanzen vertheidigt; eine Sternschanze liegt zwischen den Forts von Rosny und Romainville. Hinter diesen Forts, speziell hinter dem von Nogent, bildet das große befestigte Schloß von Vincennes einen Hauptwaffenplatz für dieselben, wenn es auch an sich zu einer selbständigen Vertheidigung nicht ganz geeignet ist.

Nördlich vom Ourcqkanal breitet sich eine weite Ebene aus. Hier schließt sich dem Fort Romainville zunächst das von Aubervillers an, und dann, die Nordfront von Paris deckend, das stark befestigte Saint-Denis mit drei selbständigen Forts: de l'Est, Double Couronne und La Briche, welche durch Wälle und Gräben zu einer förmlichen Festung verbunden sind und ringsum durch eine Ueberschwemmung vertheidigt werden können. Am Ourcqkanal, seitwärts vom Fort Romainville, liegen bei Pantin zwei Feldwerke und drei solche am Kanal von Saint-Denis, der südwärts nach Paris führt und hier einen Vertheidigungsabschnitt bildet. Einen solchen und zwar sehr starken bildet gegen Norden auch der wasserreiche Bouillonbach, welcher bei Saint-Denis in die Seine mündet. Das Fort La Briche ist an diesen Fluß gelehnt.

Südlich der Marne, jenseit des großen Bogens, den sie dort bildet, beginnt die Südfront der Befestigung. Den Hals der Halbinsel, die jener Bogen umfaßt, schließen zwei Redouten: de la Fousanderie und Gravette genannt. In dem Winkel zwischen Marne und Seine liegt das Fort Charenton. Dann folgen von Osten nach Westen noch fünf andere: Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanves und Issy, jedes vom andern etwa 4000 Schritt entfernt.



Verleihung des eisernen Kreuzes durch den Kronprinzen von Preußen zu Versailles.

Hier tritt der Thalrand der Seine von der Einmündung des Bièvrebaches bis auf 6000—9000 Schritt zurück, nähert sich jedoch bei Sèvres dem Flusse wieder und überhöht die letztgenannten Forts, so daß dieselben von dort mit den weittragenden Geschossen der neuern Belagerungsgeschütze erreicht werden können. Es sind daher bei der Annäherung der feindlichen Armeen hier noch Feldwerke vorgelegt worden, wie denn überhaupt auf allen Fronten zur Ausfüllung der Lücken in der Befestigung noch immer fleißig geschanzt wird.

Es bleibt nun auch die Westfront von Paris zu betrachten. Die Seine, nachdem sie in der Stadt an dem Marsfelde, wo vor kurzer Zeit die Weltausstellung war, vorübergeflossen ist, verläßt Paris in südwestlicher Richtung, wendet sich aber bei Sèvres, von den heraustretenden Uferhöhen gedrängt, nach Norden, fließt zwischen dem Prachtschlosse Saint-Cloud, das die Franzosen kürzlich selbst in einen Trümmerhaufen verwandelt haben, und dem vielbesuchten Bois de Boulogne hindurch, bis sie durch die Höhen des Mont Valerien nach Nordosten gelenkt wird, welche Richtung sie bis Saint-Denis verfolgt. Dort schlägt sie im großen Bogen wieder zurück nach Südwesten, um sich bei Malmaison, dem einstigen Aufenthalt der Kaiserin Josephine, in abermals verändertem Laufe wieder nach Norden zu wenden, und an Saint-Germain vorüber ihren Lauf parallel ihren beiden vorigen Wasserlinien in das Land hinaus zu nehmen. Diese dreifache Windung der Seine bietet an sich schon eine Deckung gegen einen feindlichen Angriff; man fragte sich aber auch bei Erbauung der Forts, wie ein solcher wol von dieser Seite kommen solle, und rechnete natürlich auf eine starke Feldarmee, die der Feind nicht unberücksichtigt lassen dürfe.

Doch ist in dem offenen Ende des ersten Seinebogens nördlich von Saint-Cloud auf der höchsten Erhebung das Fort du Mont Saint-Valerien erbaut, dessen Riesengranaten es eben gewesen sind, welche das Schloß Saint-Cloud, wo der Kaiser Napoleon die Kriegserklärung an Preußen unterschrieben, in Brand geschossen und zertrümmert haben, weil es von einer Compagnie preußischer Jäger besetzt worden war.

In einem solchen Umfange, mit so starken Befestigungen, ist noch niemals eine Stadt zur Vertheidigung eingerichtet worden. Wenn diese Forts und Feldschanzen in ihrem ungeheuern Gürtel um die Riesenstadt und die bastionirte Umwallung derselben von einer genügenden Besatzungsarmee — denn eine Armee gehört dazu! — vertheidigt werden könnte und außerdem noch eine starke Operationsarmee im Felde stünde, so wäre eine Belagerung von Paris, auch wenn der Feind siegreich bis dahin vorgedrungen wäre, eine der schwierigsten Unternehmungen gewesen, die sehr wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Man wäre gezwungen worden, seinen Angriff gerade auf die stärkste Seite der Befestigung, die Ost- oder Nordfront zu richten, den Stier also bei den Hörnern zu fassen, weil man sonst, wenn man die schwächere Süd- oder Westfront hätte angreifen wollen, durch die heranrückende Feldarmee oder die Besatzungen der Ostforts von seiner Rückzugs- und Verbindungslinie abgeschnitten worden wäre. Jetzt steht aber die Sache anders.

Aufsteigen eines Luftballons am Montmartre.

Eine französische Feldarmee existirt nicht mehr; die schwachen Versuche, eine solche im Süden zu bilden, sind schon im Anfange gestört worden; jetzt sind auch die Armeecorps, die bisher vor Metz gestanden, verfügbar, um die Belagerungsarmee vor Paris auf wenigstens 12 Armeecorps zu verstärken, oder, wenn dies nicht nöthig sein sollte, die Eroberung Frankreichs, bis es endlich zum Frieden gezwungen ist, zu vervollständigen. Die Anstalten der Verzweiflung und des politischen Wahnsinns, die man zur innern Vertheidigung von Paris macht: die beweglichen, gepanzerten Barrikaden, die mit neuerfundenen Mitrailleusen zum Straßenkampfe verwendet werden sollen, die mit Petroleum zum Auffsprengen gefüllten unterirdischen Kloaken, die auf die Deutschen loszulassenden reißenden Thiere des Jardin des Plantes u. s. w., werden den Fall der „heiligen Stadt" nicht hindern.

Bald nach dem Siege von Sedan am 1. September, nachdem nur erst die große Masse der Gefangenen nach Deutschland in Marsch gesetzt worden war, hatten die beiden Armeen, welche jenen Triumph der deutschen Waffen erfochten, ihren durch die Operation gegen Mac-Mahon unterbrochenen Marsch auf Paris wieder angetreten. Es war die Südarmee unter dem Kronprinzen von Preußen und die Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen; beide verfolgten natürlich verschiedene Straßen, hielten sich aber ungefähr in gleicher Höhe; die Kavallerie vermittelte die Verbindung zwischen beiden. Sie fanden auf ihrem Marsche keinen Widerstand, es war eine militärische Promenade, wie sie die französische „Rheinarmee" beim Beginn des Krieges nach Berlin machen zu können geglaubt hatte; durch die Städte und Dörfer ging es mit klingendem Spiel. In den Dörfern waren nur alte Leute und Kinder sichtbar, die jungen Männer mochten wol meist zur Mobilgarde einberufen sein, die jungen Frauen und Mädchen hatten sich vor den erschrecklichen Preußen geflüchtet. An vielen Stellen waren aber die Wege gesperrt und verdorben, viele Brücken, oft schöne und kostbare Bauten, gesprengt, was aber den Marsch nur hier und da um eine Stunde verzögerte, denn die deutschen Pionniere beseitigten die Hindernisse schnell und schlugen Brücken über die Gewässer in kürzester Frist. Die Anstalten waren mitunter sehr kindisch; auf einer Chaussee hatten die Bauern nur ein paar abgesägte Bäume hingeworfen und Bindfaden über den Weg gezogen: „klein, aber niedlich!" sagte ein Gardefüsilier beim Aufräumen.

Je näher an Paris, desto menschenleerer wurden die Dörfer; zuletzt boten sie den traurigsten Anblick. Alle Häuser waren verlassen, die Thüren erbrochen, die Fenster zerschlagen, Koffer und Kisten, Tische, Stühle, Betten und Hausgeräth auf die Straße geworfen; dazu lagen Kleidungsstücke, Wäsche und Papiere in den Koth getreten. Wer hatte diese schauderhafte Verwüstung angerichtet? Von der Regierung in Paris war sie angeordnet worden; man hatte die Bauern aufgefordert, sich mit ihrer besten Habe und Lebensmitteln nach der Hauptstadt zu flüchten, die ganze Gegend rings um Paris sollte in eine Wüstenei verwandelt werden, um den Deutschen alle Subsistenzmittel zu rauben. Die Francstireurs und Mobilgarden, selbst Linientruppen, hatten

dann geplündert oder zerstört, was zurückgeblieben war; den Segen der Ernte, der in großen Schobern auf den Feldern stand, unter dem Jammer der armen Bauern verbrannt, überall fanden die vorrückenden Armeen noch die Aschenhaufen. In den verlassenen Dörfern mögen dann ihre Vortruppen, um sich in den verschlossenen Häusern Unterkunft zu schaffen und Lebensmittel zu suchen, das Werk der Zerstörung vollendet haben. Wären die bethörten Landleute zu Hause geblieben und hätten den hungrigen, durstigen und ermüdeten Soldaten verabreicht, was sie bedurften, so wäre ihr Eigenthum verschont geblieben.

Einige den Forts vorliegende Dörfer waren von den Franzosen besetzt, wurden aber von ihnen nach unbedeutendem Tirailleurgefecht geräumt. Am 19. September erblickte die Garde von den Höhen bei Noissy zum ersten Male Paris. Der Montmartre verbarg zwar den bedeutendsten und schönsten Theil der Stadt, aber die ehrwürdigen Thürme der Kathedrale von Nôtre-Dame, der Triumphbogen, das Pantheon, das neue Opernhaus und andere hervorragende Gebäude waren im hellen Sonnenlichte mit unbewaffneten Augen deutlich zu erkennen.

Der Anmarsch der beiden Heere von drei Seiten war so geordnet, daß am 19. September die Einschließung von Paris als vollendet angesehen werden konnte, die Kavalleriedivisionen hatten die vierte Seite durch Detachirungen gesperrt. Schon begaben sich die Pionniers an das Werk, den Ourcqkanal in den Bach la Morée abzuleiten, theils um den Parisern das Wasser des Kanals zu entziehen, theils den Bach zu einer Vertheidigungslinie zu machen. Denn defensiv mußte sich die Einschließungsarmee zunächst verhalten, sich durch Verschanzungen und fortifikatorische Vertheidigungsanstalten in allen besetzten Dörfern und Gehöften gegen Ausfälle der Garnison sichern und so gedeckt ihre Anstalten zu einem offensiven Vorgehen durch die nöthigen Arbeiten, besonders Batteriebauten für das schwere Belagerungsgeschütz, treffen. Das Heranschaffen desselben und des kolossalen Artilleriematerials erforderte viel Zeit, da die Eisenbahnen zerstört waren, namentlich ein gesprengter Tunnel viel Schwierigkeiten bereitete.

General Trochu sah der Einschließung, die sich am 19. September vollzog, keineswegs ruhig zu, er gedachte sie vielmehr durch einen großen Ausfall zu stören. Südlich von der Stadt steht auf einer Höhe vor dem Fort Vanvre eine Windmühle, Moulin la Tour genannt. Hier hatte das erwählte Vertheidigungscomité von Paris eine Schanze erbaut und mit Geschützen besetzt. Von dieser Stelle wurde der Ausfall unternommen, zu welchem drei Divisionen Linientruppen unter General Ducrot bestimmt waren. Dieser General, bei Sedan gefangen und auf sein Ehrenwort, in diesem Kriege nicht weiter zu dienen, entlassen, war in Verkleidung nach Paris gelangt und kommandirte nun doch, trotz seines Ehrenworts. Er hat dasselbe nachher geleugnet, die Sache ist noch nicht aufgeklärt. Viele der entlassenen französischen Offiziere sollen es überhaupt mit ihrem Ehrenworte nicht genau genommen haben und wenigstens in Civilkleidern als Instruktoren bei den Mobilgarden wirken; eine nicht unbeden-

tende Zahl derselben — ehrenhafte Männer! — hat sich dagegen freiwillig wieder zur Gefangenschaft gemeldet, da sie in der Heimat gezwungen werden sollten, ihr Ehrenwort, das man einer so barbarischen Nation, wie den Preußen, nicht zu halten brauche, zu brechen. Ducrot griff die Vorposten des V. preußischen Corps an, das 7. (Königs-) und 47. Regiment hielten jedoch seine sechsfache Uebermacht anderthalb Stunden auf, dann kamen ihnen die Bayern als treue Waffenbrüder zu Hülfe, auch die 10. Division erschien und der Feind wurde hinter die Verschanzungen zurückgeworfen. Ein Regiment der berühmten Zuaven floh, ohne einen Schuß zu thun, andere Regimenter folgten diesem Beispiele unter dem Geschrei: Rette sich, wer kann! Sie trugen den panischen Schrecken nach Paris, wo sie von der wüthenden Menge mit dem Zuruf: Kanaillen! Elende! empfangen wurden. Trochu ließ Kriegsgericht über sie halten. — Zweitausend Gefangene blieben in den Händen der Sieger. Die Nummern auf ihren Knöpfen zeigten die bunte Zusammenstellung der Regimenter. Die Bayern fanden die Schanze mit 8 Geschützen verlassen, sie richteten dieselbe sogleich zur Vertheidigung gegen Paris ein. Auch wurde ein Observatorium hier erbaut, wo sich eine guter Einblick in die Stadt eröffnet: die westlichen Theile derselben, die Umgebungen des Invalidenhauses, das Boulogner Gehölz, die Longchamps, wo sonst die großen Wettrennen und die Frühlings-Korsofahrten gehalten werden, und die Elysäischen Felder sind klar zu überschauen.

Nachdem der Versuch mißglückt war, durch einen Ausfall die Einschließung auf der Südseite, deren Schwäche die Franzosen selbst wol am besten kannten, zu stören, umschlossen die deutschen Heere Paris von allen Seiten so fest, daß es von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten und nur auf sich selbst angewiesen war. Was seine Mauern jetzt umfaßten an Menschen und Hilfsmitteln zum Leben und zur Vertheidigung, war abgeschlossen, mehr konnte nicht dazukommen. Alle Zugänge waren gesperrt, Niemand wurde hinein- und hinausgelassen. Schon in den ersten Tagen kamen viele Landleute zu den deutschen Vorposten und baten flehentlich, wieder in ihre Dörfer zurückkehren zu dürfen, es konnte ihnen nicht erlaubt werden; mit der Zeit, als in Paris der Mangel anfing sein Haupt zu erheben und die Armen, die man hineingelockt oder gezwungen hinein zu kommen, keine Mittel mehr hatten, sich bei der zunehmenden Theuerung zu erhalten, Arbeit nicht fanden und dem Hunger preisgegeben waren, meldeten sich Tausende und flehten mit Thränen, herausgelassen zu werden. So leid sie uns thaten, konnte man ihnen doch nicht willfahren, da es dem Feinde nur Erleichterung in der Verpflegung und dadurch die Mittel zu längerm Widerstande verschafft hätte. Sie kehrten also zu den Thoren zurück und *wurden hier nicht mehr eingelassen*! Verzweifelt suchten sie noch einmal die deutschen Vorposten zu bewegen, sie durchzulassen, umsonst! Ob sie endlich doch wieder in Paris eingelassen worden sind oder in dem großen Gürtel zwischen den Forts und den Stadtwällen umherirren, blieb zweifelhaft.

Französische Freischützen (Francs-Tireurs) im Hinterhalt.

Wie undurchdringlich die eiserne Umarmung der großen Weltstadt durch unsere Armee geworden, davon zeugen am Besten die Klagen französischer Zeitungen aus dieser Zeit; man höre folgende Auslassung eines französischen Blattes vom 23. September: „Nichts Neues aus Paris. Es ist heute der vierte Tag, der ohne ein Blatt, einen Brief, eine Depesche vergeht. Die Unterbrechung ist so vollständig, wie es die Preußen nur wünschen können, vollständiger, als sie zu erlangen hoffen durften. Wenn Metz, Strasburg und Toul so eingeschlossen wurden, daß nichts hinaus und hinein konnte, so hat das nichts Ungewöhnliches an sich; aber daß eine Stadt wie Paris, von 17 Wegstunden Umfang auf der Linie der Forts, dahin gebracht ward, daß sie kein Mittel findet, einen Kurier durchzubringen, das ist eine Blockade, die wir für unmöglich gehalten und die, wie die Erfahrung lehrt, wir nun doch als eine Wirklichkeit hinnehmen müssen."

Anfangs glaubte das leichtsinnige Volk in Paris und seine kaum minder leichtsinnigen Behörden sammt der Regierung an die Unerschöpflichkeit der vorhandenen Existenzmittel und an einen Entsatz von Außen, denn Bazaine

hatte ja, wie es hieß, bei Metz nur Siege erfochten und mußte kommen, sobald sein Plan reif war; andrerseits bildeten sich überall neue Heere zur Vernichtung des tollkühnen Feindes, der es gewagt hatte, sich vor Paris zu zeigen. In der ersten Zeit war also das Leben in Paris das alte, und die Genußsucht wie das frivole Treiben in den Belustigungsorten nicht im Mindesten beschränkt. Es war zwar für die Nationalgarde ungemüthlich, auf den Wällen die Wachen zu beziehen, aber sie machten es sich bequem. Mit der Außenwelt zu korrespondiren, fand man durch Luftballons ein Mittel. Ueber die Fahrt des ersten Luftschiffers, der mit Depeschen aus Paris über Ebreux nach Tours gekommen, berichtet der „Constitutionnel“: „Auf dem Platze Saint Pierre Montmartre zu Paris bestieg am 23. September Morgens 8 Uhr Herr Jules Durnot das Schiff seines Ballons. In der Höhe von 3000 Meter übersah er die dunkeln Massen der Preußen. Nun wurde er aber auch vom Feinde bemerkt, und als er den Bereich der befestigten Werke überschritten, sendeten die feindlichen Geschütze, die man zu diesem Zwecke emporgerichtet hatte (!!), ihm ihre Geschosse zu; unweit seines Schiffleins sah der kühne Schiffer die Kugeln zurückfallen. Einige stiegen jedoch hoch genug, um durch den Luftdruck den Ballon einigermaßen zu erschüttern. Auch mit Gewehren hat man nach dem Luftschiffer gezielt, aber deren Kugeln fügten ihm ebensowenig Schaden zu, wie die der Geschütze. Auf seiner Fahrt konnte er zahlreiche Rauchwolken bemerken und das Krachen der Feuerwaffen vernehmen; ihm schien es, als habe in der Nähe des Mont-Valerien und im angrenzenden Seinethal sich ein Kampf entsponnen. Er sah deutlich, daß in dieser Gegend die preußische Armee sich zum Treffen aufgestellt hatte, durch zahlreiche Kavallerie flankirt. Immer durch den Ostwind bewegt, folgte der Ballon dem Laufe des Flusses. Gegen 11 Uhr wußte sich Herr Durnot fern genug von Paris, und er ließ sich nun in der Nähe von Ebreux in einen Park hinabsinken.“

Der deutschen Reiterei ist durch die Ballonpost eine neue Aufgabe geworden, sie hat sich damit zu beschäftigen, die Luftballons zu verfolgen. Sobald sie einen solchen Boten der Pariser Wolkenfeldpost aufsteigen sieht, jagen die Reiter dem Ballon nach, um ihn beim Sinken auf die Erde zu erwischen. Zweimal wurden diese Bemühungen vom Erfolge gekrönt. In Paris sorgte übrigens die Regierung dafür, durch lügenhafte Berichte von Außen, welche immer die besten Nachrichten brachten, das Volk in fester Siegeszuversicht zu erhalten: die Preußen standen ja nun schon so lange da und wagten gar nicht anzugreifen, sie erwiderten nicht einmal das Feuer aus den Forts, mit dem sie alle Tage reichlich bedacht wurden; gewiß war unter ihnen eine entsetzliche Demoralisation eingerissen, sie litten Mangel an Allem, Paris mußte ihr Grab werden. Von Zeit zu Zeit wurde einmal die Nachricht verbreitet, König Wilhelm oder der Kronprinz oder Moltke sei todt, Prinz Friedrich Karl bei Metz gefangen; — stellte sich nachher die Lüge heraus, so lachte man darüber und glaubte doch die nächste. Mit der Zeit fing aber doch das ruhige Verhalten der Einschließungsarmee, die ihr Pulver durchaus auf die große Entscheidung sparte und sich in ihren Stellungen täglich mehr mit Verschanzungen befestigte, den

Parisern an unheimlich zu werden, und als kein Ausfall glücken wollte, kein Waffenstillstand, der eine neue Verproviantirung erlaubt hätte, zu erlangen war, der Fall von Toul, Strasburg, Laon, Soissons, Metz u. s. w. bekannt wurde, da kamen Viele zum Bewußtsein der wirklichen Lage. Sie durften das nur nicht äußern. Die Partei, welche aber die Herrschaft hatte, die sozial-demokratische Partei unter Rochefort, der auch Mitglied der Regierung gewesen, hielt durch die Furcht vor dem Pöbel die Bürger in Schranken, daß kein Wunsch nach Frieden laut werden durfte. Man sah also mit Resignation den Schrecken entgegen, die da kommen mußten, dem Bombardement und der Hungersnoth. Futtermangel und Rinderpest ließen die großen Viehherden, auf die man für Monate gerechnet hatte, dahinschmelzen, und nicht blos die Delikatessen, an welche der Pariser Gaumen selbst der Mittelklassen gewöhnt ist, sondern auch die gewöhnlichen Lebensmittel fingen an seltener zu werden und stiegen dadurch zu unerschwinglichen Preisen. Im Oktober kostete ein Huhn bereits 12 Frcs. (3 Thaler sechs Groschen) und, was mehr sagen will, ein Pfund Butter ebensoviel! Welcher gräßliche Gedanke, eine Hungersnoth unter zwei Millionen Menschen!

Ging es denn aber den Belagerern nicht ebenso? Wie war es möglich, in der verwüsteten Gegend um die Hauptstadt oder aus den ausgesogenen Provinzen, welche der Krieg durchzogen hatte, Hunderttausende zu erhalten? Doch! die vortrefflichen Verpflegungsanstalten in den deutschen Heeren hatten es möglich gemacht und die Liebesgaben, welche aus allen deutschen Landen durch großartige Sendungen fort und fort den Kriegern zuströmten, unterstützten die Beamten in ihrer Thätigkeit; viele Vorräthe waren auch in den verlassenen Dörfern und Schlössern versteckt und vergraben worden und die Soldaten wußten diese Schätze aufzuspüren! So sagen alle Privatbriefe, daß die Verpflegung gut sei, und nur hier und da klagte ein unersättlicher oder verwöhnter Mensch, daß er nicht genug habe.

Auch in Betreff des Unterkommens ging es den deutschen Truppen vor Paris gut. Die Vorposten müssen natürlich jedem Wetter unter freiem Himmel trotzen, aber schon ihre Unterstützungsabtheilungen befinden sich unter Dach und Fach, wie viel mehr die Hauptmacht der Corps und die Reserven!

Meilenweit um Paris liegen bei den Dörfern und kleinen Städten, oder auch ganz selbständig für sich Schlösser, viele im edelsten Renaissancestyl erbaut, Landhäuser und Villen, von geschmackvollen Park- und Gartenanlagen umgeben, die Sommersitze der Aristokratie und der reichen Pariser. Sie waren zwar auch von den Herrschaften verlassen, in den meisten aber doch einige Diener verblieben, um sie nicht ganz Preis zu geben; sie sahen daher beim Einmarsch der Deutschen ganz gastlich aus: die Zimmer und Möbel waren in Ordnung gehalten, in den Gärten standen die Herbstblumen, herrliche Rosen seltener Art, Georginen u. s. w. im prächtigsten Flor. Für die Hauptquartiere und Stäbe der verschiedenen Corps war also gesorgt. Aber auch die Truppen wußten sich in den Quartieren wohnlich einzurichten, auch ohne Wirthsleute. Sie gewöhnten sich an das Feuer aus den Forts bald so, daß sie die „Zuckerhüte", wie sie die Granaten ihrer Form wegen nannten, in größter Seelen-

ruhe in ihrer Nähe einschlagen sahen. Ueber ein Kleines sollten ja die Belagerungsgeschütze den Franzosen antworten. Diese trafen in täglichen Transporten ein — ehe sie alle in ihre Aufstellungen eingefahren waren, sollte das Feuer nicht beginnen, dann aber gleich im Anfange überwältigend. Man durfte sich nur die Zeit nicht lang werden lassen: die Munition war im Ganzen auf 500,000 Centner berechnet, die wollen transportirt sein!

Noch einige Male versuchten die Franzosen größere Ausfälle, die aber jedesmal zurückgeschlagen wurden. Am 30. September gingen sie mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie vor; ein oberschlesisches Regiment vertheidigte sich aber im Dorfe Chevilly, bis Hülfe kam. Bei jedem Ausfall wird zuerst die dünne Linie der Vorposten von den dicht vordringenden Massen überrannt; jene sollen auch nur aufpassen und melden; hinter ihnen stehen die Truppen, welche das Gefecht annehmen. Hier versuchten auch einmal die Spahis ihr Heil gegen preußische Infanterie. Von weitem sah es aus, als käme ein Schwarm herrenloser Pferde an, die Reiter hatten sich zur Seite hinter die Hälse ihrer Renner gebückt, um schwerer getroffen zu werden; sie geriethen aber in ein Bohnenfeld, in dessen Ranken sich die Pferde mit den Beinen verwickelten, erhielten dabei Schnellfeuer und zerstoben. Der größte Ausfall war am 21. Oktober, er wurde mit 35 Bataillonen und 42 Feldgeschützen unternommen, jedoch vom V. Corps, einer Division vom XI. und dem kürzlich von Strasburg eingetroffenen 1. Gardelandwehr-Regiment zurückgeschlagen. Der König sah dem Gefecht von der Höhe des Aquädukts von Marly zu. Die Wälle der Forts aber waren, wie auch bei frühern Ausfällen, dicht mit Pariserinnen besetzt, welche den Sieg der Ihrigen zu schauen hofften und sie doch immer fliehend zurückkommen sahen.

Seitdem hat der Fall von Metz wiederum 173,000 Gefangene nebst einem unermeßlichen Kriegsmaterial in deutsche Hände gebracht, und sieben preußische Armeecorps, welche seit zwei Monaten jene Festung eingeschlossen, zur anderweitigen Verwendung frei gestellt. Vor Paris ist das schwere Belagerungsgeschütz angekommen, und das Bombardement, welches den Wahn der Unbezwinglichkeit zerstören wird, kann jeden Tag beginnen. Werden die Machthaber in Frankreich verblendet und eigensüchtig genug sein, um den hoffnungslosen Krieg, der das unglückliche Land in immer tieferes Verderben stürzen muß, noch länger fortzusetzen? Möchte doch bald eine gesetzmäßige Regierung an die Spitze kommen und sich zu einem Frieden entschließen, wie ihn Deutschland zur Sicherung gegen ähnliche Ueberfälle und Raubgelüste wie 1870 und zum Lohn für seine schweren Opfer an edlem Blut und Gütern aller Art fordern kann! Dann wird Deutschland, Europa's Herzland, der starke Hort und Hüter des allgemeinen Friedens werden und der Volkswohlstand sich bald mit nie geahntem Aufschwunge heben. Die Wunden aber, die der Krieg so vielen Millionen geschlagen hat, möge Gott mit seinem barmherzigen Troste heilen!

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 103601388